This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 821,984

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES · SCIENTIA · VERITAS
1817

# Frau von Staël,

## ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur.

---

Erſter Halbband.

# Frau von Staël,

## ihre Freunde und ihre Bedeutung

## in Politik und Literatur.

Von

**Charlotte Lady Blennerhassett,**
geb. Gräfin Leyden.

Mit einem Porträt der Frau von Staël.

**Erster Halbband.**

W3: 1149 = 1a Berlin. 1938 · 932

Verlag von Gebrüder Paetel.
1887.

DC
146
S7
B65
vol. 1

Alle Rechte, vornehmlich das der Ueberſetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

751763 · 19

# Vorwort.

„La première loi d'un portrait est de ne pas le faire dans un ton opposé à celui du modèle."

Sainte-Beuve.

Ueber den Zeitabſchnitt von 1789 bis 1815 iſt kaum ein bedeutendes Buch hiſtoriſchen Inhalts geſchrieben worden, das nicht den Namen von Anne Germaine Necker, Baronin von Staël-Holſtein, genannt hätte.

Am 22. April 1766 im Schoß der Kultur des achtzehnten Jahrhunderts geboren, unter dem direkten Einfluß der Ideen von J. J. Rouſſeau aufgewachſen und in lebendiger Berührung mit allen Größen der Zeit, von Voltaire bis Mirabeau, von Turgot bis Bonaparte, hat ſie die Vorliebe für dieſelbe nie verleugnet und die ganze Revolution zum Theil mithandelnd durchlebt. Dieſe ihre politiſche Rolle fällt in die zehn Jahre zwiſchen 1789 und 1799. Als ſie ausgeſpielt war, begann mit dem Buch „über die Literatur" die eigentliche ſchriftſtelleriſche Laufbahn, die erſt ihr am 14. Juli 1817 erfolgter Tod abſchloß. Dieſe Laufbahn bezeichnet ein großer literariſcher Triumph, der von „Corinna"; eine geiſtige That von kaum zu überſchätzender Tragweite, die Veröffentlichung des Buchs „über

Deutschland"; endlich das politische, in den „Betrachtungen über die französische Revolution" niedergelegte Testament, das Frankreichs beste Söhne mit zu dem Versuch begeistert hat, ihrem Land die Güter der Freiheit zu sichern, für welche die Generation von 1789, besiegt aber nicht enttäuscht, in den Tod gegangen war.

Ein solches Dasein, an alle Wechselfälle eines weiblichen Schicksals geknüpft, das die Stürme des Herzens und Lebens in seltener Schmerzfähigkeit mitdurchlitten hat, mußte nicht weniger Theilnahme als Interesse einflößen. So ist denn auch ein Essay über Frau von Staël das Lieblingsthema französischer Schriftsteller geblieben. Kein bedeutender unter ihnen, M. J. Chénier, Barante, J. de Maistre, Thiers, Villemain, Châteaubriand, Lamartine, Nettement, Nisard, Ch. de Rémusat, Gustave Planche, Géruzez, Ch. de Mazade, Amiel, Brunetière, Caro, O. Feuillet, Guizot, Taine, der es unterlassen hätte, wenn auch nur vorübergehend die Fahne vor ihr zu neigen. Ausführlichere Studien über sie von Madame Necker de Saussure, Benjamin Constant, Alexandre Vinet, vor allem von Sainte-Beuve, dem Meister der modernen Kritik, gehören mit zum besten, was die französische Prosa im Porträt geleistet hat.

Alle diese Studien aber tragen einen vorwiegend literarischen Charakter. Die zahlreichen Nachrichten über die politische Stellung und Bedeutung von Frau von Staël, die sich in der fast unübersehbaren Literatur über die Revolution, in Memoiren und Correspondenzen, Biographien und Geschichtswerken zerstreut finden, sind dabei entweder gar nicht oder doch nur unvollständig verwerthet worden.

Und doch ließ sich das Bild der merkwürdigen Frau nicht anders als im Rahmen der von ihr mit durchlebten Ereignisse

und Gedankenströmungen richtig beleuchten. Man durfte, nach den Worten eines unserer größten Historiker, sich selbst nicht scheuen, zuweilen lieber Altbekanntes zu wiederholen, als über dem Bestreben, immer und überall neu zu sein, nothwendig unwahr zu werden.

An der Klippe, die persönlichen Schicksale der Frau von Staël von der Geschichte ihrer Zeit zu trennen, sind insbesondere die verschiedenen englischen Versuche, ein erschöpfendes Lebensbild von ihr zu entwerfen, gescheitert.

So ist es gekommen, daß sieben Decennien nach ihrem Tode eine der bedeutendsten Erscheinungen der modernen Zeit noch keinen Biographen gefunden hat.

Diese Lücke in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts wurde der Verfasserin vorliegender Arbeit bei Verfolgung ganz anderer Studien fühlbar; daß sie, dieselben unterbrechend, der Versuchung, die Lücke auszufüllen, erlag, erklärt zur Genüge der Reichthum des Stoffs, sein Zusammenhang mit so vielen Episoden und leitenden Persönlichkeiten der Revolution, des Kaiserreichs, der deutschen klassischen Aera und der Restauration, endlich die centrale Figur selbst, welche die Menschen mehr noch durch ihre unwiderstehliche Güte, als selbst durch das Genie gefesselt hat.

Es kam noch ein weiterer Beweggrund hinzu.

Frau von Staël sah Deutschland in der Stunde seiner tiefsten, politischen Erniedrigung. Eben diese Stunde hat sie gewählt, um seine geistige Größe, seinen sittlichen Werth und Beruf, unbeirrt durch die Ereignisse, der Welt zu verkünden.

Sie ist die Freundin von Schiller und Goethe, von Karl August und. Herzogin Luise, von Wilhelm und Alexander von Humboldt, die Gönnerin von A. W. Schlegel gewesen. „Corinna“

hat Grillparzer mit zur „Sappho" begeistert; ihr Bild hing über dem Arbeitstisch des Freiherrn von Stein, als das einer Verbündeten im Kampf gegen den Unterdrücker.

Solche Erinnerungen verpflichten.

Im Hinblick auf dieselben möge die Geschichte der Frau von Staël, von deutscher Hand aufgezeichnet, als ein Beitrag der deutschen Literatur zum Centenarium von 1789 nachsichtig hingenommen werden. Was in diesem gewaltigen Experiment gut und lebensfähig gewesen ist, hat Niemand edler festgehalten als sie, welcher die Freiheit mehr galt als alle anderen Güter des Lebens.

München, 14. April 1887.

# Erstes Kapitel.

Der leicht erregbare, eifersüchtige Patriotismus der Franzosen, der andern Nationen so oft zum Vorbild, nicht selten auch als nützlicher Sporn zur Anspannung der eigenen Kraft diente, hat sie dennoch nicht verhindert, mehr als einmal im Laufe ihrer Geschichte die Leitung des Staates fremden Händen anzuvertrauen. Der größte Antheil daran fällt den Italienern zu, Concini unter Ludwig XIII., unter seinem Nachfolger, dem Cardinal Mazarin, der mit Bewahrung aller typischen Eigenschaften der eigenen Nationalität so viel zum Glanz und zur Machtstellung der französischen Krone beigetragen hat. Der Engländer Berwick schlug die Schlachten Ludwig's XIV.; der Schotte Law verwaltete die Finanzen des Regenten. Die Revolution acceptirte die Mithülfe des Amerikaners Thomas Payne, des Neuenburgers Marat, des Preußen Anacharsis Clootz, des deutschen Prinzen von Hessen-Rheinfels, des Corsen Bonaparte. Für die Vendée focht der Schwabe Stofflet, für Ludwig XVI. der Oberpfälzer Luckner. Die nationale Eigenthümlichkeit hat das deutsche Element auf fremden Boden am wenigsten bewahrt, vom Feldherrn Maurice de Saxe bis herab zum Schriftsteller Grimm, dem das Lob gespendet worden ist, französisches Wesen bis zur Vollendung in sich ausgebildet zu haben.

Das Gleiche läßt sich nicht von seinem Freund und Zeitgenossen, dem Genfer Jakob Necker, sagen, der in einem Augen-

[illegible] Bedrängniß für den französischen Staatshaushalt, die Rettung seiner Finanzen und sein Name [illegible] am Vorabend des [illegible] Sturmes, der bisher über eine europäische Nation hereinbrach, die Rettung derselben vor gänzlichem Verderben unternahm.

In den Vorzügen und Eigenschaften, wie in den Mängeln und Fehlern, welchen das Mißlingen dieser doppelten und ungeheuren Aufgabe zugeschrieben werden muß, läßt sich die deutsche Abkunft nachweisen, von welcher Necker nur durch eine Generation getrennt, die Spuren nie ganz in sich verwischte. Bei einer Nation aber, welche zu allen Zeiten durch gewisse Charakterfehler viel mehr als durch die entgegengesetzten Eigenschaften beherrscht worden ist, mußte es entscheidend werden, daß am Abendpunkt von 1789 sowohl ihr König als sein erster Minister keine bessere Gabe zu bieten hatten als die bürgerlichen Tugenden, um derentwillen die Völker glücklich gepriesen werden, die keine Geschichte haben.

Ihrem Ursprung nach stammte die Familie Necker aus Irland, womit zugleich gesagt ist, daß sie edle Abkunft, wenn auch nicht die königlichen Ehren beanspruchte, die jedem echten irischen Celten, in seiner der Wahrheit entfremdeten Phantasie, als Bruchtheil eines geraubten Erbrechts vorschweben.

Von Irland verschwindet die Spur der Familie unter Königin Maria, um in Pommern wieder aufzutauchen, wo Mitglieder derselben protestantische Kirchenämter bekleideten. Der Sohn eines Predigers Martin Necker, im Kirchspiel Wartenberg, unweit von Pyritz, wurde Advokat in Küstrin. Dessen Sohn, Karl Friedrich mit Namen und 1685 geboren, gab den engen, anfangs auch von ihm gewählten Wirkungskreis bald wieder auf, um einen jungen Grafen Bernstorff, Pathen Königs Georg I., auf Reisen zuerst an die Universität Genf, dann in verschiedene Hauptstädte Europa's zu begleiten. Gegen 1724 traf er mit seinem Zögling in London ein, wo der König seine Bemühungen durch ein Jahrgehalt von £ 100 mit der Be-

# Erstes Kapitel.

Der leicht erregbare, eifersüchtige Patriotismus der Franzosen, der andern Nationen so oft zum Vorbild, nicht selten auch als nützlicher Sporn zur Anspannung der eigenen Kraft diente, hat sie dennoch nicht verhindert, mehr als einmal im Laufe ihrer Geschichte die Leitung des Staates fremden Händen anzuvertrauen. Der größte Antheil daran fällt den Italienern zu, Concini unter Ludwig XIII., unter seinem Nachfolger, dem Cardinal Mazarin, der mit Bewahrung aller typischen Eigenschaften der eigenen Nationalität so viel zum Glanz und zur Machtstellung der französischen Krone beigetragen hat. Der Engländer Berwick schlug die Schlachten Ludwig's XIV.; der Schotte Law verwaltete die Finanzen des Regenten. Die Revolution acceptirte die Mithülfe des Amerikaners Thomas Payne, des Neuenburgers Marat, des Preußen Anacharsis Clootz, des deutschen Prinzen von Hessen-Rheinfels, des Corsen Bonaparte. Für die Vendée focht der Schwabe Stofflet, für Ludwig XVI. der Oberpfälzer Luckner. Die nationale Eigenthümlichkeit hat das deutsche Element auf fremden Boden am wenigsten bewahrt, vom Feldherrn Maurice de Saxe bis herab zum Schriftsteller Grimm, dem das Lob gespendet worden ist, französisches Wesen bis zur Vollendung in sich ausgebildet zu haben.

Das Gleiche läßt sich nicht von seinem Freund und Zeitgenossen, dem Genfer Jakob Necker, sagen, der in einem Augen-

blick höchster Bedrängniß für den französischen Staatshaushalt, die Leitung seiner Finanzen und zehn Jahre später, am Vorabend des fürchterlichsten Sturmes, der bisher über eine europäische Nation hereinbrach, die Rettung derselben vor gänzlichem Verderben unternahm.

In den Vorzügen und Eigenschaften, wie in den Mängeln und Fehlern, welchen das Mißlingen dieser doppelten und ungeheuren Aufgabe zugeschrieben werden muß, läßt sich die deutsche Abkunft nachweisen, von welcher Necker, nur durch eine Generation getrennt, die Spuren nie ganz in sich verwischte. Bei einer Nation aber, welche zu allen Zeiten durch gewisse Charakterfehler viel mehr als durch die entgegengesetzten Eigenschaften beherrscht worden ist, mußte es entscheidend werden, daß am Wendepunkt von 1789 sowohl ihr König als sein erster Minister keine bessere Gabe zu bieten hatten als die bürgerlichen Tugenden, um derentwillen die Völker glücklich gepriesen werden, die keine Geschichte haben.

Ihrem Ursprung nach stammte die Familie Necker aus Irland, womit zugleich gesagt ist, daß sie edle Abkunft, wenn auch nicht die königlichen Ehren beanspruchte, die jedem echten irischen Celten, in seiner der Wahrheit entfremdeten Phantasie, als Bruchtheil eines geraubten Erbrechts vorschweben.

Von Irland verschwindet die Spur der Familie unter Königin Maria, um in Pommern wieder aufzutauchen, wo Mitglieder derselben protestantische Kirchenämter bekleideten. Der Sohn eines Predigers Martin Necker, im Kirchspiel Wartenberg, unweit von Pyritz, wurde Advokat in Küstrin. Dessen Sohn, Karl Friedrich mit Namen und 1685 geboren, gab den engen, anfangs auch von ihm gewählten Wirkungskreis bald wieder auf, um einen jungen Grafen Bernstorff, Pathen Königs Georg I., auf Reisen zuerst an die Universität Genf, dann in verschiedene Hauptstädte Europa's zu begleiten. Gegen 1724 traf er mit seinem Zögling in London ein, wo der König seine Bemühungen durch ein Jahrgehalt von £ 100 mit der Be-

dingung, in Genf eine Erziehungsanstalt für junge Engländer zu errichten, anerkannte. Necker willigte ein und wurde bald darauf vom Genfer Großen Rath zwar ohne Gehalt, aber mit dem Titel eines Professors der Rechte an die dortige Hochschule berufen. Er vermählte sich 1726 mit der Schwester des Staatssekretärs und Mitglieds des hohen Rathes, Gautier, aus einer Familie vertriebener Hugenotten, der seinen Stammbaum durch die Gallatin und Tudert auf Jacques Coeur, den großen französischen Finanzmann des XV. Jahrhunderts zurückführte, erlangte im selben Jahr das Bürgerrecht und zwar, wie das Dekret besagte, „kostenlos wegen seiner Verdienste", wurde bald darauf in den hohen Rath gewählt, dann 1742 Mitglied des reformirten Consistoriums und veröffentlichte um dieselbe Zeit einen „Unterricht zum Staatsrecht des H. R. Reiches deutscher Nation", von dem 1764 eine Uebersetzung in Frankfurt und Leipzig erschien. Obwohl Necker besonders bemerkt hatte, daß die Schrift „nichts enthalte, was den Fürsten unangenehm sein könne", glaubte der hohe Rath der Republik doch mit Rücksicht auf monarchische Nachbarstaaten die Widmung derselben aus Klugheitsgründen ablehnen zu müssen, versicherte aber den Verfasser seines besondern Wohlwollens. Der Erfolg seiner Erziehungsanstalt setzte ihn in Stand, einen Landsitz zu erwerben, dem er aus Anhänglichkeit an die alte Heimath den Namen „Germanie" gab. Das Wohl seines zweiten Heimathlandes scheint er sich nicht wenig zu Herzen genommen zu haben, denn 1762, bei einer Wahl in der Petrikirche, die heftige Unruhen veranlaßte, sank er während des Versuchs, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen, plötzlich leblos zu Boden[1]). Er hatte das Alter von 77 Jahren erreicht und hinterließ zwei Söhne, Ludwig und Jakob.

Ludwig Necker, der ältere von beiden, 1730 geboren und

[1]) Senebier, Histoire littéraire de Genève, 1786. III, 90. Gallife, Notices généalogiques sur les familles genevoises. II u. IV. Dr. J. Hermann, Oberlehrer: Zur Geschichte der Familie Necker. Berlin 1886.

Doktor der Rechte, betrat anfangs die Laufbahn seines Vaters, begleitete den jungen Fürsten von Nassau-Weilburg, dann einen Grafen von der Lippe-Detmold auf die Universität nach Turin, wurde hierauf Erzieher des Freiherrn von Wassenäer, aus altniederländischem Geschlecht, und bezog als solcher mit ihm die Universität Utrecht. Zum Professor der Naturlehre an der Hochschule seiner Vaterstadt ernannt, betheiligte er sich mit einigen Arbeiten am Dictionnaire Encyclopédique, führte seines Vaters Erziehungsanstalt fort, sah sich aber nach dem Tode seiner ersten Frau veranlaßt, in Folge von gerichtlichen Streitigkeiten Genf zu verlassen. Er verzichtete auf seine Professur, ging nach Marseille, nahm den Zunamen de Germanie an und errichtete mit Unterstützung seines Bruders Jakob Necker dort ein Bankgeschäft, das ihn in den Stand setzte, nach wenigen Jahren sich mit einem Vermögen von zwei Millionen Livres ins Privatleben und nach Paris zurückzuziehen. Dort wurde er der Freund Benjamin Franklin's, mit dem ihn das gleiche Interesse für Naturwissenschaften verband, und Gatte eines Fräulein von Hauteville. Diese zweite Ehe blieb kinderlos, aber ein Sohn erster Ehe trat in französische Kriegsdienste, und eine Tochter verheirathete sich in Genf, wo auch Ludwig Necker 1804 im selben Jahr wie sein Bruder sein Leben beschloß [1]).

Diesem jüngeren Sohn von Karl Friedrich, Jacques Necker, am 30. September 1732 geboren, war ein sehr verschiedenes, allen Wandlungen menschlicher Größe und damit unzertrennlicher Enttäuschungen ausgesetztes Schicksal beschieden. Aus seinen in Genf verlebten, im Uebrigen durch kein besonderes Erlebniß bezeichneten Knabenjahren hat sich doch ein charakteristischer Zug erhalten, den sein nachmaliger Freund, Karl Viktor von Bonstetten berichtet. Wenn, so wurde ihm erzählt, der junge Necker mit seinen Kameraden spielte, brachte er es immer dahin, daß

[1]) Die Familie Necker von C—r. und Jakob Necker von A. W. Schlegel. Beide Aufsätze abgedruckt in der Zeitschrift: Die Zeitgenossen, 1816—1817 und 1818—1819.

Staatengebilde, von denen er gelesen, im Kleinen dargestellt wurden und er Gelegenheit erhielt, Gesetzgebungen für sie zu entwerfen[1]). Wie denn überhaupt in der damaligen Schweiz schon Jung und Alt sich mit Politik beschäftigte und die verschiedenen Cantone wahre Miniaturbilder verschiedener Regierungsformen und politischer Theorien darstellten, was um so merkwürdiger erscheint, wenn man sich an die im weiten deutschen Nachbarlande in dieser Beziehung herrschende Apathie erinnert. Sie war so groß, daß in den Jahren 1722—1756 Gottsched und seine Frau nicht weniger als 4700 Briefe mit der halben Welt wechselten, ohne in denselben der Politik mehr als durch ein paar ganz zufällig hingeworfene Aeußerungen zu erwähnen[2]). Das fast allgemeine Interesse der Schweizer an den öffentlichen Angelegenheiten hinderte übrigens nicht, daß die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts in der Geschichte der Schweiz eine Epoche des Zerfalls bezeichnet. Eine Anzahl kleiner Staaten, von der Monarchie der geistlichen Fürstenthümer bis zur absoluten Demokratie der kleinen Bergkantone, theilten sich das Land, aber die Aristokratie blieb dennoch herrschende Form des öffentlichen Lebens, indem auch die demokratischen Bauern der kleinen Kantone es nicht verschmähten, Unterthanen zu besitzen.

Neben den dreizehn Kantonen gab es noch drei kleinere Staaten, die unter dem Namen „zugewandte Orte" sich bei den Tagsatzungen vertreten ließen. Unter diesen besaß die Republik Genf die blühendste industrielle Entwicklung, während die Familienaristokratien in Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn bereits arg in Verfall gerathen waren. Einen geistigen Mittelpunkt schufen sich die Schweizer 1760, bei Gelegenheit des Jubiläums der Baseler Hochschule durch Gründung der „helvetischen Gesellschaft". An ihrer Spitze stand Iselin mit den drei Zürichern Geßner, Hirzel und Schinz; später gehörten

[1]) Bonstetten, Briefe an Friderike Brun, herausgegeben von F. von Matthisson, I, 205.

[2]) Danzel, Gottsched und seine Zeit, 279.

hat Grillparzer mit zur „Sappho“ begeistert; ihr Bild hing über dem Arbeitstisch des Freiherrn von Stein, als das einer Verbündeten im Kampf gegen den Unterdrücker.

Solche Erinnerungen verpflichten.

Im Hinblick auf dieselben möge die Geschichte der Frau von Staël, von deutscher Hand aufgezeichnet, als ein Beitrag der deutschen Literatur zum Centenarium von 1789 nachsichtig hingenommen werden. Was in diesem gewaltigen Experiment gut und lebensfähig gewesen ist, hat Niemand edler festgehalten als sie, welcher die Freiheit mehr galt als alle anderen Güter des Lebens.

München, 14. April 1887.

Mal getanzt hatte. Aus dieser allgemeinen Eifersucht entstand eine allgemeine gute Bildung in allen Klassen. Bei den Frauen Artigkeit, bei den Männern eine gute, oft wissenschaftliche Erziehung, im Ganzen aber mehr Unterricht als bei irgend einer der großen Nationen. Da die ausgezeichnete Seelenbildung in Genf aus altbürgerlicher und religiöser Controverse und aus Handelsgeist hervorging, so war der Charakter der Genfer ganz ernst und mehr auf Beweise und Rechnen, als auf Lebensgenuß und Frohsinn gerichtet. Voltaire sagt von Genf: »Cité sournoise, où jamais l'on ne rit«. Die puritanische Laune der Geistlichkeit hatte alles lustige Wesen, besonders öffentliche Schauspiele, von ihren Grenzen als mißliche Greuel abzuhalten gewußt; das unlustige Wesen der Genfer machte sie zu desto rüstigeren Kriegern, so daß jede politische Frage, auch die unbedeutendste, Schriftensturm und Wortgewitter gebar. . . Ich erinnere mich, daß in den Tagen meiner Kindheit das größte Lob, das man Kindern gab, war, wenn man sie rühmte, daß sie ordentlich wären. Ordentlich sein war still sein, wie ein alter Papa, oder steif sein wie ein Rathsherr. . . Mein Vater hatte mich dem trefflichen Cramer, damaligen Syndikus der Republik empfohlen. Den sah ich zum ersten Mal in seiner Küche, speisend mit Frau und Magd; der Ehrwürdige trug eine Perrücke, die, wie stattliche Mähnen, bis an den Magen floß . . . Diese guten Sitten thauten nach und nach, in der Zeit von Voltaire's Erscheinung, nicht ohne sein Mitwirken, wie alte Gletscher auf" [1]).

Der Schloßherr von Ferney rühmte sich später, Genf corrumpirt zu haben [2]); in den Tagen aber, in welche Neckers Jugend fiel, war der große und bescheidene Naturforscher und Gelehrte Bonnet der einflußreichste Mann in seiner Vaterstadt, der, wie später Necker sebst, zwischen den philosophischen Problemen der Zeit und den christlichen Ueberzeugungen zu vermitteln suchte.

[1]) Bonstetten, Jugenderinnerungen, den Briefen an Matthisson beigedruckt.

[2]) Voltaire an d'Alembert I, 134.

In dieser Atmosphäre patriarchalischer Einfachheit und strenger Sitte vollendete der sechzehnjährige Jakob Necker mit Erfolg seine humanistischen Studien, mußte jedoch diesen Bildungsgang, in welchem die Lücke, wie richtig bemerkt worden ist, immer empfindlich blieb [1]), unterbrechen, um in Paris nach des Vaters Willen eine selbständige Existenz im Handelsstande sich zu begründen. Der Plan schien anfangs nicht gelingen zu sollen; des jungen Neckers Interesse war durch ganz andere Dinge als durch Geldgeschäfte geweckt worden; er liebte die Bücher, las mit Begierde die Erscheinungen der Tagesliteratur und schrieb in freien Augenblicken kleine Theaterstücke, besonders Lustspiele in Versen, die er sich später Glück wünschte nicht veröffentlicht zu haben. Ein Zufall führte dazu, daß in dem fröhlichen, zu harmlosen Späßen und Neckereien stets bereiten jungen Mann dennoch ein hervorragendes Talent für den wider Willen gewählten Beruf erkannt wurde. Der Vater hatte ihn in das ihm befreundete Genfer Bankhaus Vernet gebracht, dessen Chef in der Nähe von Paris auf dem Lande zu wohnen und nur an bestimmten Tagen in seine Bureaux zu kommen pflegte. Während einer solchen Abwesenheit kam aus Holland ein wichtiger Geschäftsantrag. Die Entscheidung drängte; der nun achtzehnjährige Necker nahm es auf sich, sie zu treffen, und unterbreitete Vernet bei seiner Ankunft ein sorgsam ausgearbeitetes, darauf bezügliches Projekt, welches dessen volle Zustimmung gewann. In weiteren drei Monaten hatte sein Commis holländisch gelernt und die ganze Leitung des wichtigen Verkehrs mit den dortigen großen Geschäftshäusern dadurch in die Hand bekommen. Sein Glück war gemacht, und als 1762 Vernet selbst sich von den Geschäften zurückzog, vertraute er Jakob Necker eine Geldsumme an, die ihn in den Stand setzte, in Verbindung mit den Genfern Thélusson ein Bankhaus zu gründen, welches

---

[1]) Madame de Charrière, Lettres-Mémoires. Revue Suisse 1857, p. 777.

bald eines der ersten in Frankreich wurde und das Bankwesen im eigentlichen Sinne erst dort begründete, indem dieses Haus sich nicht, wie es bisher der Fall gewesen, auf rein kaufmännische Transaktionen oder den Pacht staatlicher Einnahmequellen beschränkte, sondern selbständig vorging und große Geldoperationen wagte. Den nächsten Anlaß hierzu bot die Spekulation mit Getreide. Der Handel mit demselben war durch Choiseul 1764 freigegeben worden, und diesem ökonomischen Umschwung ging das um die Mitte des Jahrhunderts erwachte Interesse für alle damit verbundenen Probleme der Volkswirthschaft voraus, welches in der mit den fünfziger Jahren beginnenden Literatur der Oekonomisten zum Ausdruck kam und die Gemüther so leidenschaftlich erregte, wie es kurze Zeit vorher nur religiöse Fragen zu thun im Stande gewesen waren.

„Die Nation", schrieb Voltaire, „übersättigt von Versen, Tragödien, Komödien, Opern, Romanen, romantischen Geschichten, moralischen Reflexionen, die noch romantischer waren als diese, und theologischen Streitigkeiten über die Gnade und die Convulsionäre, fing endlich an, Betrachtungen über das Getreide anzustellen und selbst den Ruhm zu vernachlässigen, um nur mehr über Korn und Weizen zu sprechen."

Diese Bemerkung, mit den literarischen Erzeugnissen jener Tage und der Geschichte des Lebens in der Hauptstadt verglichen, ist kaum übertrieben zu nennen. Denn selbst zu Versailles, im Herzen der Monarchie, unter dem Dach des Königs, begeisterte sich die Marquise von Pompadour, der schon Latour, als er sie malte, einen Band des Geistes der Gesetze in die Hand gegeben hatte, nun für die Doktrinen des greisen Quesnay, ihres Arztes, des Begründers des physiokratischen Systems. Im Epigraph, das er seinem berühmten Buch[1])

[1]) Maximes générales du gouvernement économique d'un royaume agricole. 1760.

voranſetzte: »Pauvres paysans, pauvre royaume, pauvre royaume, pauvre roi«, plaidirt er für ſeine Lieblingsidee, die Allianz des abſoluten Königthums mit dem Bauernſtande, die richtig verſtanden, der Geſchichte des Jahrhunderts eine andere Wendung zu geben vermocht hätte und, ungeachtet Quesnay's anſcheinender Vertheidigung der Deſpotie, durch Sicherſtellung des Beſitzes wohl bis zur perſönlichen Freiheit vorgedrungen wäre[1]). Während Mirabeau, der Vater, ſeinerſeits das Ideal der Zukunft in dieſer Verbindung des Scepters mit dem Pflug erkennend, die Theorie von Quesnay ſeinem eigenen Stande anzupaſſen ſuchte und einen, auf ſeinem Grundbeſitz lebenden, allen Luxus verwerfenden, den landwirthſchaftlichen Intereſſen ſich hingebenden Adel verlangte, beſtimmt, den Cultus der Religion, des Vaterlandes und der häuslichen Pflichten aufrecht zu erhalten, that Gournay für Handel und Gewerbe, was der Vorgänger von Adam Smith und ſeine Schule für den Ackerbau unternommen hatten. In die adminiſtrative Schablone ſeiner Zeit warf er das berühmt gewordene Axiom »laissez faire, laissez passer«; auch der Ausdruck „Bureaukratie" iſt von Gournay[2]). Er wirkte, ebenſo wie Quesnay, weit über Frankreichs Grenzen hinaus, indem die Theorie der Phyſiokraten, ihre auf den Naturgeſetzen begründete Regierungsmethode, die aufgeklärteſten Männer der Zeit in den verſchiedenſten Ländern, Erzherzog Leopold von Toskana und ſpätern Kaiſer, Markgraf Karl Friedrich von Baden, den Kanzler Chreptowicz und zum Theil ſelbſt Joſeph II. zu Anhängern ſich gewann.

Im tonangebenden Paris verdankte die Sache der Oekonomiſten ihren Erfolg zum großen Theil mit dem Schutz und Einfluß der Frauen. Obwohl die Schriftſteller der „Sekte", wie man ſie nannte, ſchwerfällig und zuweilen faſt unverſtänd-

[1]) De Lavergne, Les Economistes français au XVIII Siècle.

[2]) Grimm et Diderot, Correspondance littéraire, philosophique et critique adressée à un Souverain d'Allemagne. Paris, 1880. Première Partie IV. 146. Neue Ausgabe von M. Tourneux, Paris, 1885.

lich zu schreiben pflegten, bildeten ihre bändereichen Schriften dennoch den Inhalt des Tagesgesprächs und gewannen die rege Theilnahme der vornehmen Welt. In den eleganten Boudoirs wurden die trockensten Fragen der Volkswirthschaft erörtert; die Herzogin d'Enville, Mutter des vortrefflichen, der Revolution zum Opfer gefallenen Herzogs von La Rochefoucauld, galt als eine der bestinformirten Persönlichkeiten in diesen Dingen; Madame d'Epinay vergaß ihre Herzensangelegenheiten darüber; Feindschaften, die nichts mehr auszugleichen im Stande war, ließen sich auf Meinungsverschiedenheiten über Mirabeau's des Aeltern „Ami des Hommes" oder Quesnay's „Maximen" zurückführen. Der Dauphin, Vater Ludwig's XVI., nannte des Ersteren Werk „das Brevier der ehrlichen Leute" und fand in den strengen Theorien des stoischen alten Edelmannes etwas vom hohen reformatorischen Geist, der Fenelon's Beziehungen zu seinem Großvater, dem Marcellus seiner Dynastie, durchdrungen hatte. Vom philosophischen Lager herüber nannte dagegen spottend Melchior Grimm das neueste Werk Mirabeau's, die 1763 erschienene »Philosophie rurale«, den Pentateuch der ökonomischen Sekte, und mit unvergleichlichem Geschick bemächtigte sich der nach Voltaire wohl feinste und witzigste Kopf seiner Zeit, Abbé Galiani, der Uebertreibungen und extremen Ansichten der Physiokraten, um ihr vermeintlich in China gefundenes Ideal eines landwirthschaftlichen Musterstaates und ihre maßlosen Theorien über Freihandel mit Getreide in den berühmten »Dialogues sur les blés« zu richten, die der Enthusiasmus der Zeit den Provinzialbriefen an die Seite zu stellen gewagt hat. Galiani's Buch greift vorläufig über den Zeitabschnitt hinaus, der uns hier beschäftigt und deshalb merkwürdig vor allen andern ist, weil durch die einmal geöffnete Pforte der Kritik und freien Meinungsäußerung noch ganz andere Gedankenströmungen eindrangen als diese, auf ökonomische Probleme gerichteten. „Freiheit und Unantastbarkeit des Besitzes", schrieb der von England zurückgekehrte Voltaire schon 1729, „das

ist die Devise der Engländer: sie ist wohl ebensoviel werth als Montjoye und Saint-Denis."

Andere Blicke als die seinen hatten sich seitdem über den Canal gewendet, und Schlag auf Schlag folgten sich zwei Jahrzehnte später die Werke, die stetig und unaufhaltsam die morschgewordenen Grundlagen des alten Staates erschütterten. Voran ging 1748 Montesquieu mit dem „Geist der Gesetze"; es folgte 1756 der Essay »sur les mœurs«; das Jahr 1762 brachte die Doppelgabe des „Socialcontracts" und des „Emile". Dazwischen richteten die Encyklopädisten ihre gewaltige Kriegsmaschine gegen das Bestehende, verkündete Diderot, der eigentliche Genius der Zerstörung, alle Grundlehren der Revolution. Wer einen Funken in sich trug, in dem mußten damals die Ideen zünden, die, sich anziehend oder abstoßend, die ganze geistige Atmosphäre in stürmische Bewegung versetzten und die Menschen um so vollständiger erfaßten, als gerade die anscheinende Ruhe der äußern Lebensverhältnisse die innere Gährung förderte.

Es ist bemerkt worden, daß Necker seinem Beruf nicht aus Neigung gefolgt war; äußere Umstände hatten ihn auf denselben verwiesen und das Glück ihn dabei so begünstigt, daß er als kaum dreißigjähriger Mann an der Spitze eines gesicherten und für die Ansprüche jener Tage sehr beträchtlichen Vermögens sich befand, das sich bereits damals auf mehrere Millionen bezifferte. Unter so gestalteten äußeren Verhältnissen, die ihn jeder pekuniären Sorge enthoben, kehrten seine Gedanken wieder zu den Plänen und Wünschen der Jugend zurück. Es verlangte den gereiften Mann, aus dem Comptoir in die Welt zu treten und in der Vollkraft seiner Jahre um den Besitz von Gütern zu ringen, die ihm begehrenswerther als Reichthum und materielles Wohlergehen erschienen. Daß zugleich die im Geschäftsleben gesammelten Erfahrungen sich als die beste Vorschule für seinen spätern Wirkungskreis erwiesen, war eine weitere Gunst des Schicksals.

Bevor es in anderer Weise über ihn entschied, traf Necker die Wahl, welcher er nicht nur das Glück, sondern auch die Würde seines Lebens schuldete, indem er sich zweiunddreißigjährig mit einer Landsmännin, Fräulein Susanne Curchod vermählte. Diese hat sich, unabhängig von dem seinigen, in der Geschichte der französischen Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts einen Namen zu machen gewußt; allein ihr bestes Anrecht auf die Erinnerung der Nachwelt ist doch das, die liebende, hingebende und selbstvergessene Gattin eines bedeutenden Mannes gewesen zu sein[1]).

In „Wahrheit und Dichtung" äußert Goethe, wohl in bewegter Rückerinnerung an Selbsterlebtes, das Haus eines protestantischen Landgeistlichen sei vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle. Eben auf einem solchen, nicht nur für den poetischen Anhauch, sondern mehr noch für den sittlichen Gehalt des Lebens so günstigen Boden begann, am 2. Juni 1737, die Existenz der Tochter des Pastors Curchod. Ihr bescheidenes Vaterhaus, weiß getüncht mit den grünen Fensterläden, stand im Waadtland, dicht an der französischen Grenze, im kleinen Ort Crassier, dessen Seelsorger der Vater war. Die Mutter entstammte einer vertriebenen Hugenotten-Familie, den d'Albert aus Montélimart; sie war in der Jugend sehr schön gewesen, und die, übrigens nicht genauer nachgewiesene Tradition vornehmer Abkunft ihrer Familie scheint die Tochter später in Paris eine kurze Zeit hindurch veranlaßt zu haben, statt des eigenen den Namen der Mutter zu führen[2]). Geschwister hatte sie nicht, und so konnte Pastor Curchod seine ganze väterliche Sorge dieser einzigen Tochter zuwenden. Kaum sechzehnjährig, schrieb sie einem seiner Freunde einen lateinischen Brief, dessen

---

[1]) Die Familie Necker von C—r. Jakob Necker von A. W. Schlegel. Bd. I u. IV der „Zeitgenossen". Notice sur Mr. Necker, par le Baron de Staël, son petit-fils, dessen Oeuvres complètes vorangedruckt. Madame de Staël, Vie privée de Monsieur Necker. Oeuvres complètes, XVII, 1.

[2]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, I, 11.

Styl dieser als ciceronianisch rühmte, studirte Physik und Geometrie, trieb viel Musik und schilderte sich in einem Selbst-Porträt als schlankes, blondes Mädchen mit fröhlichen blauen Augen, feinen Zügen und gewinnendem Lächeln, dessen Erscheinung übrigens die bescheidene Herkunft aus dem Dorfe nicht verleugne. Dieser anziehenden Persönlichkeit fehlten die Bewunderer nicht; die Kanzel der kleinen Kirche von Crassier erfreute sich bei jungen Theologen bald einer Beliebtheit, die sich durch den Eifer für das Seelenheil der dortigen Gemeinde nicht mehr genügend erklären ließ. Es sind Freundesbriefe vorhanden, die ihr vorwerfen, die jungen Leute durch ihre Coketterie ermuthigt zu haben; sie selbst bekannte später, sie sei zu unerfahren gewesen, um die nöthige Lebensklugheit zu entwickeln, und überdieß habe das ihr gespendete Lob ihr den Kopf verdreht. Die Gefühle, die sie erweckte, machten sich in Versen Luft; der Eine klagt über

» . . votre éternelle morale,
Qui me fut toujours si fatale«;

dem Andern erschien sie im Traume:

»Ne vous alarmez pas, Suzette,
Vous grondâtes, l'amour se tut,
Mon sommeil aima sa conquête,
Et mon réveil votre vertu«

sagt am Schluß dieser erträglichste ihrer damaligen dichterischen Verehrer.

Die denkwürdige Episode der Jugend von Susanne Curchod spielte sich jedoch nicht in jenen ersten Jahren zu Crassier, sondern in Lausanne ab, wohin die Eltern sie, so oft als die Umstände es erlaubten, zu bringen pflegten. Welcher Art die geselligen Verhältnisse dieser in unsern Tagen vornehmlich als Touristensitz bekannten alten kaiserlichen Stadt waren, hat u. A. d'Haussonville genügend dargethan. So klein das auf 9000 Einwohner verminderte Lausanne war, schied sich dennoch auch seine Gesellschaft in zwei Gruppen, die sich nur von

Zeit zu Zeit zu begegnen pflegten. Die eine wurde von den alten, aristokratischen Familien gebildet, deren Interessen nach dem Regierungssitz Bern gravitirten und die an den Ufern des schönen Sees ein patriarchalisches Dasein gastfreundlichen Stillebens führten, es aber gelegentlich auch nicht verschmähten, sich unter das Volk zu mischen und an seinen Vergnügungen Theil zu nehmen. Der andere Kreis bestand aus Professoren und Studenten der Universität, dem eine Gesellschaft junger Mädchen unter dem Namen Société du printemps sich anschloß, und die im Winter mit Tanz und Gesellschaften, des Sommers durch Ausflüge und Spiele sich vergnügte. Der Eintritt von Fräulein Curchod in dieselbe und ihre höheren Bildungsansprüche veranlaßten die Gründung einer Akademie, die von den Quellen de la Poudrière, nahe bei der Stadt, den Namen erhielt und zu schriftstellerischen Leistungen verpflichtete, welche die zartesten Probleme des Herzens zu lösen hatten. Eines Tages beschäftigte sich die Akademie mit der Einführung des Besitzrechtes der Frauen „auf die Herzen der Männer, die gleich der neuen Welt als braches, unbebautes Land zu betrachten seien." Ein anderes Mal beantwortete sie übereinstimmend die Frage, „welches der zarteste Genuß von allen sei", dahin „eine sehr unglückliche Person vollkommen glücklich zu machen, und zwar ohne durch äußere Umstände hierzu veranlaßt zu werden." An allen diesen Subtilitäten damaligen Geschmacks oder vielmehr Ungeschmacks nahm Susanne Curchod den lebhaftesten Antheil; auch hier wurde sie besungen, gefeiert, angebetet, Sappho oder Suzette genannt und beschuldigt, es zu gerne gehört zu haben. Jedenfalls hat damals kein Zug ihres Wesens die strenge Pedanterie der späteren Jahre verrathen. Da trat in die Spielerei und das Liebesgetändel der kleinen Welt zu Lausanne ein junger Ausländer, der es anscheinend ernster meinte und jedenfalls dem jungen Mädchen eine Neigung einzuflößen wußte, die sich um das Andenken des Historikers von »Decline and Fall« wie Frühlingsgrün um altehrwürdiges Gemäuer schlingt.

Als Gibbon, sechzehnjährig, nach Lausanne zum Pastor Pavillard in Pension geschickt wurde, geschah es von Seite seines Vaters in der Absicht, ihn zum Wiederaustritt aus der katholischen Kirche zu veranlassen, in die er kurz vorher „von edler Hand überwunden“ [1]) zu Oxford übergetreten war. Die Kur gelang nur zu vollständig, denn mit dem kirchlichen Bekenntniß verlor sich bei Gibbon auch jede christliche Ueberzeugung, und so umgestaltet begegnete er, inzwischen achtzehn Jahre alt geworden, der gefeierten Muse der jungen akademischen Kreise der Stadt, Fräulein Curchod.

Die äußere Erscheinung von Gibbon, dem kleinen, unförmlich dicken Mann mit den kurzen Beinen und gänzlichem Mangel an Profil [2]), hat später Anlaß zu manchen Anekdoten geliefert; ein Herr von Bièvre pflegte zu sagen: „Wenn ich Bewegung brauche, so gehe ich dreimal um Gibbon herum“ [3]). Bekannt ist auch die Scene, wie er einst im selben Lausanne der Schriftstellerin Crouzaz, späteren Baronin Montolieu, mit einer Liebeserklärung zu Füßen sank und diese ihn beschwor, wieder aufzustehen und nicht weiter davon zu reden. „Ach, wenn ich es nur könnte,“ seufzte der arme Gibbon, und es mußte ein Kammerdiener gerufen werden, um ihn wieder auf die Beine zu bringen. Dazwischen lag ein Vierteljahrhundert und mehr. Fräulein Curchod hat einen andern Gibbon, vor der Berühmtheit, aber dafür jugendlich anziehend gekannt; sie spricht von seinem schönen Haar, seiner feinen Hand, seinem vornehmen Wesen und vortrefflichen Manieren und hebt den geistreichen, stets wechselnden Ausdruck seiner Physiognomie hervor.

Als Gegenstück hat Gibbon in seinen Memoiren, im Lapidarstyl der ihm eigenen klassischen Ausdrucksweise, das Bild des jungen Mädchen verewigt. „Ihre persönlichen Vorzüge,“

---

[1]) Eine Stelle aus Bossuet hatte ihn hiezu veranlaßt. Memoirs of my Life and Writings, Kap. III.

[2]) Marquise Du Deffand, Lettres à Horace Walpole.

[3]) Duchesse d'Abrantès, Histoire des Salons de Paris, II, 365.

so lautet die Stelle, „verschönerten Tugenden und Gaben des Geistes"; bei Gelegenheit ihrer flüchtigen Besuche bei Verwandten zu Lausanne bildeten der Verstand, die Schönheit und die Kenntnisse von Fräulein Curchod den Gegenstand allgemeinen Beifalls. Was ich von der seltenen Erscheinung hörte, erweckte meine Neugierde. Ich sah sie und liebte. Ich fand sie gelehrt ohne Pedanterie, belebt im Gespräch, in ihren Gefühlen rein und elegant in ihren Manieren. Die erste, plötzlich bei mir hervorgerufene Empfindung befestigten Gewohnheit und Gelegenheit zu zwangloſem Verkehr. Sie gestattete mir zwei oder drei Besuche bei ihrem Vater. Einige glückliche Tage habe ich in den Bergen der Freigrafschaft [1]) verlebt; die Eltern ermuthigten aufs Ehrenwertheste meine Neigung. In der Ruhe der Einsamkeit, wo die flüchtigen Eitelkeiten der Jugend ihr zerstreutes Herz nicht mehr bewegten, lieh sie der Stimme der Wahrheit und Leidenschaft ihr Ohr, und ich darf mir schmeicheln, einigen Eindruck auf ein tugendhaftes Herz gemacht zu haben. Zu Crassier, zu Lausanne, gab ich mich den Täuschungen des Glückes hin; aber nach meiner Rückkehr ins Vaterland mußte ich gewahr werden, daß mein Vater nie diesem Bund seine Zustimmung geben, und daß ich ohne dieselbe verlassen und aussichtslos sein würde. Nach peinlichem Kampfe ergab ich mich in mein Schicksal." Es folgt die klassische Stelle: »I sighed as a lover, I obeyed as a son. Unmerklich heilten Zeit, Trennung und Gewohnheit meine Wunde. Meine Heilung wurde durch getreue Berichte von der Ruhe und Heiterkeit des Fräuleins selbst beschleunigt, und nach und nach verwandelte sich meine Liebe in Verehrung und Freundschaft" [2]).

Der Zufall hat gewollt, daß bei Sichtung der Archive von Coppet, Fräulein Curchod's Urenkel den kleinen Herzensproceß, der hier in so gemessenen Worten erzählt ist, einer noch-

[1]) Er irrt sich, wie d'Haussonville bemerkt. Crassier war noch auf Schweizer Boden.

[2]) Gibbon, Memoirs of my Life and Writings, Kap. IV.

maligen Prüfung unterzogen und aus dem vergilbten Briefe des jungen Gibbon ein von obiger Darstellung nicht unwesentlich verschiedenes Resultat gewonnen hat: Susanne Curchod war es, die ihn wirklich liebte und diese Liebe auch dann noch nicht aufzugeben vermochte, als die seine längst erkaltet war. D'Haussonville veröffentlicht einige Briefe, die Gibbon noch in der ersten Stimmung erwachter Neigung an das junge Mädchen schrieb. Er vergleicht sich darin, weil von ihr getrennt, mit einem plötzlich in Gefangenschaft und Kerkernacht gerathenen, orientalischen Prinzen, mit dem aus dem Paradiese verjagten Adam; er spricht nach einer im Hause des Pastors Curchod zugebrachten Woche von den Schätzen der schönsten Seele, die er dort gefunden, und welche der Besitz eines Reiches und selbst die Philosophie nicht aufzuwiegen im Stande seien. Wie Sokrates den Göttern gedankt habe, als Grieche geboren worden zu sein, so danke er ihnen dafür, das beste, reizendste Geschöpf kennen gelernt zu haben. Sie möge nicht gähnen, wenn sie ihn lese: kein Prediger habe jemals überzeugter gesprochen als er, der diese Zeilen schreibe. Er war so verliebt, daß Julie von Bondeli, die Freundin von Rousseau und Wieland, berichtet, wie man Gibbon in der Nähe von Lausanne, den bloßen Degen in der Hand begegnet sei, und wie er Bauersleute angehalten und sie, mit seiner Waffe drohend, gefragt habe, ob etwa Jemand schöner und lieblicher als Fräulein Curchod aus Crassier sei [1]).

Das junge Mädchen wurde denn auch wirklich seine Braut, aber nicht ohne Bedenken und Zweifel an der Beständigkeit seiner Treue, die er vergeblich zu beschwichtigen suchte. Als sie erfuhr, daß der Vater ihres Bräutigams sich gegen ihre Verbindung ausgesprochen habe, gelang es Gibbon vollends nicht mehr, das Herz, das er gewonnen hatte, auch zu beruhigen. Der Gedanke einer Lösung des Verhältnisses lag Susanne Curchod aber noch gänzlich fern, als ein Befehl seines Vaters den jungen

[1]) Bodemann, Julie von Bondeli, 217—218.

Mann im Frühjahr 1758 nach England zurückrief [1]). Im Lauf der nächsten vier Jahre war die Uebersendung eines Essay über das Studium der Literatur, mit frostiger Dedikation an sie, so ziemlich das einzige Lebenszeichen, welches die in den Schweizer Bergen vergessene Braut des jungen Gibbon von ihm erhielt. Ihr Vater war inzwischen gestorben und sie mit der Mutter nach Genf gezogen, wo sie den Lebensunterhalt für beide durch Ertheilung von Unterrichtsstunden erwarb. Nach der örtlichen Tradition pflegte sie in der Umgegend der Stadt zu ihren Schülerinnen zu reiten und zuweilen von einer im Freien für sie errichteten kleinen Kanzel von Zweigen und Moos herab ihnen Vorträge zu halten oder Preise unter sie zu vertheilen [2]). Sie war allgemein geachtet, stand im Ruf nicht gewöhnlicher Bildung und unterhielt Correspondenzen über die literarischen Interessen des Tages, unter andern eine solche mit Julie von Bondeli über den Charakter der Neuen Héloise [3]). Später dachte sie gern an diese Zeiten zurück, wo sie, obwohl in bedrängten Verhältnissen und vor einer ganz ungewissen Zukunft stehend, doch freudige Stunden hatte, die sie in ihren glänzenden Tagen vergeblich zurückwünschte [4]). Auch diesem Abschnitt ihres Lebens war übrigens keine lange Dauer beschieden. Drei Jahre nach dem Vater, 1763, starb die Mutter, und in der heftigsten Erregung beschuldigte sich Fräulein Curchod, die letzten Tage derselben durch Ungleichheit der Laune und anscheinende Gleichgültigkeit getrübt zu haben. Es war ein krankes, von den Prüfungen und wohl auch von den Demüthigungen des Lebens bereits schwer getroffenes Gemüth, welches durch solch' übertriebene Selbstanklagen das zerstörte Gleichgewicht wieder herzustellen suchte, denn inzwischen hatte sich das Verhältniß zu

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, I, 39—55.

[2]) Sainte-Beuve, Madame Necker. Causeries du Lundi, IV, 240.

[3]) Bodemann, Julie von Bondeli. Zwei Briefe an S. Curchod in Genf, 1761.

[4]) Golowkin, Lettres recueillies en Suisse, 354.

Gibbon, durch welches sie wenigstens sich immer noch gebunden erachtete, gelöst. Um ihr das anzukündigen, hatte selbst diese, nachmals so berühmte Feder nichts besseres als die uns Allen von der Schulzeit her bekannte Formel: „Mein Fräulein, ich weiß nicht wie ich beginnen soll," gefunden. „Und doch muß es sein", fuhr er fort: „Sie errathen bereits, was ich Ihnen zu sagen habe. Ersparen Sie mir das Weitere; ja, mein Fräulein, ich soll auf ewig auf Sie verzichten! Das Urtheil ist gesprochen, mein Herz klagt, aber Alles hat vor der Pflicht zu schweigen. In England angelangt, riethen mir Neigung und Interesse übereinstimmend dazu, die Zärtlichkeit meines Vaters zu gewinnen und die Wolken zu zerstreuen, die sie mir während einiger Zeit verhüllt hatten. Ich schmeichle mir, diese Aufgabe gelöst zu haben: sein ganzes Benehmen, die zartesten Aufmerksamkeiten, die bedeutendsten Wohlthaten überzeugen mich davon. Ich benützte den Augenblick, wo er betheuerte, daß alle seine Gedanken auf mein Glück gerichtet seien, mir die Erlaubniß zu erbitten, um das Mädchen freien zu dürfen, an deren Seite das Leben unter allen Himmelsstrichen, in allen Ländern mich gleich beglücken würde und ohne die sie mir alle zur Last wären. Hier seine Antwort: „Heirathen Sie Ihr fremdes Mädchen, Sie sind unabhängig. Aber erinnern Sie sich, bevor Sie es thun, daß Sie Sohn und englischer Staatsbürger sind." Er verbreitete sich hierauf gegen die Grausamkeit, ihn zu verlassen und vor der Zeit ins Grab zu bringen, über die Feigheit, alle meine Verpflichtungen gegen das Vaterland mit Füßen zu treten. Ich zog mich in mein Zimmer zurück und verblieb dort zwei Stunden; ich werde es nicht versuchen, meinen Zustand Ihnen zu beschreiben; ich verließ es, um meinem Vater zu sagen, daß ich ihm das Glück meines Lebens zum Opfer bringe. Möchten Sie, mein Fräulein, glücklicher werden als ich es jemals zu sein hoffe. Darum werde ich stets flehen und meinen Trost darin finden; ich wollte, ich könnte mit meinen Wünschen dazu beitragen. Ich zittere, Ihr Schicksal zu erfahren, und doch, lassen

Sie mich nicht in Unkenntniß über dasselbe. Versichern Sie Herrn und Frau Curchod meiner Verehrung und meines Schmerzes. Stets werde ich des Fräulein Curchod als der würdigsten und reizendsten aller Frauen gedenken; möge sie des Mannes nicht gänzlich vergessen, der die Verzweiflung nicht verdiente, welcher er jetzt anheimgefallen ist. Leben Sie wohl, mein Fräulein. Dieser Brief muß Ihnen befremdlich in jeder Beziehung erscheinen; er ist das treue Ebenbild meiner Seele.

„Zweimal habe ich Ihnen auf dem Wege nach England geschrieben, aus einem Dorf in Lothringen, aus Maestricht, und endlich aus London; Sie haben nichts erhalten; ich weiß nicht, ob ich hoffen soll, daß dieser Brief in Ihre Hände gelange. Ich habe die Ehre, mit Gesinnungen, welche die Qual meines Lebens sind, und mit einer Achtung, die nichts zu verändern vermag, mein Fräulein, mich zu nennen

Ihr ergebenster und gehorsamster Diener
Gibbon.

Beriton, 24. August 1762."

Die Aufzeichnungen Gibbon's über sein Leben in England während der Jahre, die seiner Rückkehr aus der Schweiz folgten, stimmen mit dem, wenn auch gekünstelten Affekt dieses Briefes durchaus nicht überein; sie schildern eine heitere, in angenehmen Verhältnissen verbrachte Existenz, die sich mehr und mehr ernsten Studien und großen literarischen Plänen zuwandte, und in welcher Liebesschmerzen und Erinnern jedenfalls nur eine ganz untergeordnete, wenn überhaupt eine Rolle spielten. Auch Susanne Curchod hatte allem Anschein nach ein Schicksal, das sie nicht mehr unvermuthet treffen konnte, mit Ergebung und ohne Unmuth gegen denjenigen, der es ihr bereitet hatte, hingenommen, als sich plötzlich im darauffolgenden Mai 1763 die Nachricht vom Wiedereintreffen Gibbon's in Lausanne verbreitete. Daß er durch dieses unerwartete Wiedererscheinen das Herz des armen Mädchens stürmisch bewegen mußte, ein solcher Gedanke scheint ihm gar nicht in den Sinn gekommen zu sein. Da erhielt er,

den folgenden Brief, von Genf datirt, von ihr, in welchem lange zurückgedrängte Empfindungen endlich doch hervorbrachen. „Mein Herr," schrieb sie, „der Schritt, den ich wage, macht mich selbst erröthen; ich möchte ihn mir und Ihnen verbergen. Großer Gott, ist es möglich, daß ein unschuldiges Herz sich so tief erniedrige? Welche Demüthigung. Ich habe wohl schon ärger gelitten, aber es niemals tiefer empfunden. Meiner Ruhe schulde ich, was ich jetzt wage; wenn ich diese mir gebotene Gelegenheit verliere, ist für mich kein Friede mehr denkbar: könnte ich noch einen solchen genießen, solange mein in Selbstpeinigung geübtes Herz in den Beweisen Ihrer wachsenden Kälte gegen mich nur Zeichen Ihres Zartgefühls zu sehen glaubte? Seit fünf vollen Jahren opfere ich mich dieser Chimäre, mit einziger und unbegreiflicher Beständigkeit; endlich hat sich mein allzu romantisches Gemüth Rechenschaft über seine Täuschung gegeben; ich beschwöre Sie auf den Knieen, ein bethörtes Herz aufzuklären. Unterzeichnen Sie das vollständige Bekenntniß Ihrer Gleichgültigkeit, und meine Seele wird sich zu ergeben wissen; Gewißheit wird die Ruhe wiederherstellen, nach welcher ich seufze. Sie wären der verächtlichste der Menschen, wollten Sie mir den Beweis von Aufrichtigkeit verweigern, und Gott, der mein Herz kennt, Gott, der mich ja ohne Zweifel liebt, obwohl er mich so schmerzlich prüft, dieser Gott, sage ich, wird Sie unerachtet meiner Bitten strafen, sollte die leiseste Verstellung in Ihrer Antwort liegen oder Ihr Stillschweigen Spott mit meiner Ruhe treiben.

„Sollten Sie jemals diesen meinen unwürdigen Schritt einer Seele auf der Welt, und wäre es auch Ihrem besten Freund, mittheilen, so würde die Bitterkeit der Strafe zum Maßstab meines Vergehens werden; ich müßte es dann als ein Verbrechen betrachten, dessen Tragweite ich in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit nicht zu berechnen vermochte; ich fühle jetzt schon, wie meine Erniedrigung meinen Mädchenstolz, mein früheres Verhalten und meine gegenwärtigen Gefühle entweiht." —

Daß der Brief, an „Mr. Gibbon, englischen Edelmann, bei Herrn von Mezeray in Lausanne" adressirt, mit erbrochenem schwarzen Siegel in Schloß Coppet gefunden wurde, läßt vermuthen, daß es das vom Empfänger zurückgestellte Original ist.

Die Absenderin fügte später am Schluß desselben die Worte bei: »A thinking soul is punishment enough, and every thought draws blood.« Die Empfindungen Gibbon's hat dieser Ausbruch ihres gepeinigten Herzens zwar nicht umgestimmt, wohl aber das Urtheil der Nachwelt: Madame Necker's Bild, mit dem von Susanne Curchod verglichen, hat damit an weiblicher Anmuth und menschlicher Sympathie nicht wenig gewonnen.

Der Inhalt der nicht bekannt gewordenen Antwort Gibbon's läßt sich unschwer einem zweiten Brief entnehmen, den er als Erwiderung darauf aus Genf und in völlig verändertem Ton erhielt. „Mein Herr," schrieb diesmal das junge Mädchen in wiedererrungener Selbstbeherrschung, „fünf Jahre der Trennung hatten die Veränderung nicht zu vollziehen vermocht, die nun plötzlich in mir vorgegangen ist. Es wäre wünschenswerth für mich gewesen, daß Sie früher oder anders zu mir gesprochen hätten, als in ihrem vorletzten Brief .... Beweinen Sie übrigens mein Schicksal nicht. Meine Eltern sind todt, und was liegt mir an äußern Glücksgütern? Nicht Ihnen habe ich meine Existenz geopfert, sondern einem geträumten Wesen, das stets nur in einem so romantisch angelegten Kopf, wie es der meinige war, gelebt hat; denn vom Augenblick an, wo Ihr Brief mir die Augen öffnete, sind Sie für mich wieder in die Reihe der übrigen Männer getreten, und nachdem Sie der einzige gewesen, den ich je hatte lieben können, sind Sie einer derjenigen geworden, die mir am wenigsten Neigung einflößen würden, weil Sie meinem seladonischen Traumbild am wenigsten gleichen. Es liegt jetzt an Ihnen, mich zu entschädigen. Befolgen Sie den Plan, den Sie mir entwerfen; verbinden Sie Ihre Anhänglichkeit für mich mit derjenigen, die meine Freunde mir bewahren, und Sie werden mich ebenso ver-

trauend, ebenso freundschaftlich und nicht weniger gleichgültig finden, als ich es für diese bin; glauben Sie mir, mein Herr, es ist nicht Bitterkeit, die mir solche Worte einflößt, sondern der Wunsch, Sie zu überzeugen, daß mein Herz das Ihrige zu retten gedenkt; mein Benehmen und meine Empfindungen haben Ihre Achtung und Freundschaft verdient: ich zähle auf die eine wie auf die andere; es möge in Zukunft nicht mehr von unseren vergangenen Beziehungen die Rede sein; ich will sie mit einigen nothwendigen Bemerkungen abschließen.

„Diese Gegend ist mir seit den Verlusten, die ich erlitten, ganz unerträglich geworden, und übrigens veranlassen mich hülfbereite Freunde, sie zu verlassen. Ich kann ohne Demüthigung für mich ihre Anerbietungen nicht annehmen, ohne Verletzung für Sie dieselben nicht zurückweisen. Ich dachte nach England zu gehen, von wo man mir Vorschläge gemacht hatte, allein die Berichte über die Stellung einer Gesellschaftsdame dort und über die Gebräuche des Landes lauten so verschieden, daß ich zwischen der Reise dorthin und einer Stellung an einem deutschen Hof noch schwanke. Sie können mir, mein Herr, zu einer Entscheidung behülflich sein. Ich rechne dabei eben so sehr auf Ihr Urtheil als auf Ihren Geschmack.

„Zur Zeit als Ihr Werk erschien, hatte ich einige, durch dasselbe geweckte Ideen zu Papier gebracht: ich wage Ihnen dieselben als ersten Freundschaftsbeweis zu übersenden; es soll nicht an mir fehlen, Ihnen noch andere zu geben: ich wünsche Sie dessen mündlich zu versichern, wenn Sie nach Genf kommen und das Lob rechtfertigen, das ich Ihnen dort gespendet habe.

„Man schreibt mir von verschiedenen Engländern, die Paris verlassen, um sich nach Motiers zu begeben. Wenn das der Zweck sein sollte, der auch Sie in mein Vaterland führt, und ein Brief an Rousseau Ihnen erwünscht wäre, so ersuche ich Sie, es mir zu sagen, denn meine besten Freunde stehen in regen Beziehungen zu ihm. Sie würden mich verpflichten, wollten Sie meine Bewunderung Ihres Talentes auf die Probe stellen."

Unter den in diesem Brief erwähnten Freunden war einer, dessen Gefühle für Fräulein Curchod durch ein anderes Stadium gegangen, aber keine Erwiderung gefunden hatten. Später ihrer noch eingedenk, versicherte er, sie immer geliebt zu haben und immer lieb behalten zu wollen, wenn es ihm auch nicht vergönnt sei, etwas zu ihrem Glück beizutragen. Es war der, allen mit J. J. Rousseau's Leben Vertrauten wohlbekannte Pastor Moultou [1]). Seit kurzer Zeit mit einer Jugendfreundin von Susanne Curchod verheirathet, war er dadurch in den Stand gesetzt, ihr die Gastfreundschaft unter seinem Dach und unter dem Vorwand anzubieten, daß sein neuer Hausstand ihrer Unterstützung bedürfe. Ueber ihren inneren Zustand ließ er sich durch den Anschein äußerer Ruhe nicht täuschen, sondern wagte einen letzten Versuch zu Gunsten der unglücklichen Neigung, von der er sie immer noch beherrscht wußte. Zu Motiers-Travers, unweit von Neuenburg, lebte seit einiger Zeit, unter dem Schutz des Preußenkönigs Friedrich, Jean Jacques Rousseau. Die Heimath, nach welcher er sich in der Ferne sehnte, vermochte, nun da sie ihm zurückgegeben war, nichts mehr für sein Glück. Er habe geglaubt, schrieb er dem Marschall de Luxembourg, dort wiederzufinden, was seine Jugend bezaubert habe; aber die Landschaft, der Himmel, die Menschen, Alles sei verändert; selbst die Berge, die seine zwanzigjährigen Augen entzückten, erkenne er nun nicht wieder [2]).

So lebte wie im Fieber, mit sich und der ganzen Welt zerfallen, der Mann, der seinen Zeitgenossen ein solches Vertrauen einflößte, daß die Einen zu ihm wie zu einem Gesetzgeber, der in Auflösung begriffene Staatengebilde wieder befestigen, die Andern wie zu einem Seelenarzte kamen, der kranke Gemüther heilen könne. Das letztere begehrte nun auch Moultou, der dem Einsiedler von Val-de-Travers die Geschichte der getäuschten

---

[1]) Aimé Steinlen, Charles-Victor de Bonstetten, 36.

[2]) Jean-Jacques et le pays romand, Genève 1878, 68.

Liebe seiner jungen Freundin erzählte, wie sie derselben alle Aussicht auf Versorgung geopfert habe, um dann ihren Gegenstand kalt, gefühllos, von seiner Leidenschaft ebenso vollständig geheilt, als sie es nicht sei, zu finden. „Sie hat mir einen Brief geschrieben, der mir das Herz zerrissen hat," schloß Moultou, „Sie, dem Seelenqualen so wohl bekannt sind, würden das arme Mädchen gewiß bemitleiden. Aber Sie können mehr thun und ihr helfen. Reden Sie Gibbon, wenn er zu Ihnen kommt, von dem Ruf, den sie in Genf, nicht nur wegen ihres Wissens und Verstandes, sondern noch mehr wegen ihres makellosen Rufes und trefflichen Verhaltens genießt. Ich betheure Ihnen, mein verehrter Freund, daß ich nichts Reineres, Himmlischeres als diese weibliche Seele kenne und ganz unbetheiligt davon_spreche, denn gerade ich bin es, der sie für immer nach England zu gehen bewegen möchte. . . ." [1]). Inzwischen hatte Gibbon, nach dreiwöchentlicher Bedenkzeit, den letzten Brief von Fräulein Curchod mit aller Zurückhaltung beantwortet, das Anerbieten einer regelmäßigen Correspondenz als „für seine Ruhe zu gefährlich" abgelehnt und mit allen Freundschaftsbetheuerungen dem Vorhaben seiner einstigen Braut, ins Ausland zu gehen, sich durchaus nicht widersetzt. Zu J. J. Rousseau ging er nicht, und dieser äußerte gegen Moultou: „Sie geben mir in Bezug auf Fräulein Curchod einen Auftrag, dessen ich mich schlecht entledigen werde, gerade der Achtung wegen, die ich für das Mädchen hege. Die Erkaltung des Herrn Gibbon für sie macht mich gering von ihm denken. Sein Buch habe ich gelesen [2]). Er läuft darin geistreichen Einfällen nach und ist gekünstelt. Mr. Gibbon ist mein Mann nicht; auch vermag ich nicht anzunehmen, daß er jemals der für Fräulein Curchod bestimmte hätte sein können. Wer ihren Werth nicht empfindet, verdient sie überhaupt nicht; wer ihn

[1]) J. Levallois, J. J. Rousseau, ses amis et ses ennemis, I.
[2]) Essai sur l'Étude de la Littérature.

aber einmal empfunden und sie dann wieder aufgegeben hat, erscheint mir verächtlich."

Gibbon konnte die literarische Rüge ruhig über sich ergehen lassen, denn sie war nicht gerecht; gegen die Verurtheilung seines persönlichen Verhaltens aber hatte er gute Gründe empfindlicher zu sein. Noch Jahre später hat er sich darüber zu rechtfertigen gesucht[1]). Zwischen ihm und Fräulein Curchod aber kam es noch zu einem weiteren Zwischenfall, diesmal unter dem Dach von Voltaire.

Seit 1756 hielt sich dieser, nach den bekannten Erlebnissen mit dem königlichen Freund und Gönner Friedrich, in der Schweiz auf. Die ersten zwei Jahre des selbstgewählten Exils verbrachte er zu Lausanne, wo er die glänzende Existenz geistiger Alleinherrschaft und gastfreier Geselligkeit führte, über die er zu äußern pflegte, während vierzehn Jahren sei er der Gastwirth Europa's gewesen und habe unter andern drei- bis vierhundert Engländer bei sich empfangen, die so verliebt in ihr Vaterland gewesen, daß kaum ein einziger es der Mühe werth gefunden habe, sich später seiner zu erinnern[2]). Unter diesen Engländern war auch Gibbon, der Voltaire mit einer von ihm dazu gebildeten Truppe von Herren und Damen aus Lausanne auf dem Theater der von ihm bewohnten Villa zu Monrepos seine Tragödien aufführen sah. Während Rousseau zur selben Zeit seinen „Brief über die Gefahren des Theaters in kleinen Städten, wo die Sitten noch rein geblieben," an d'Alembert richtete, erhielt dieser Berichte von Voltaire, der in der ersten Freude des Gelingens ihn versicherte, man spiele „Zaïre" an den Ufern des Genfer See's besser als in Paris; er habe zweihundert Zuschauer, die eben so gut, als irgend ein Publikum in Europa, ein Urtheil über das Stück abzugeben vermöchten, und aus all' diesen Schweizer Augen habe er Thränen hervorgelockt. Von

---

[1]) Gibbon, Memoirs of my life and writings, IV, Note.

[2]) Voltaire an Madame du Deffand, Vol. I, pag. 219.

Lausanne ging Voltaire nach Genf, das seinem Einfluß mehr Widerstand zu leisten vermochte und in Folge dessen auch von ihm, wie wir wissen, beurtheilt wurde „als eine, von 24,000 Raisonnirern bewohnte Stadt, eine lächerliche Krähwinklerei, diese petitissime, parvulissime und pédantissime république", die er als Wohnort bald mit Ferney vertauschte, zu dessen Vergnügungen er dann Genfer Freunde und die dort sich aufhaltenden Fremden berief[1]). Unter diesen befand sich die, als Anhängerin der Oekonomisten bereits genannte Herzogin von La Rochefoucauld d'Enville. Sie gehörte mit zu den ersten hervorragenden Persönlichkeiten der Pariser vornehmen Welt, die ihre Kinder durch Tronchin hatten impfen lassen; seinetwegen war sie jetzt wieder an den Genfer See gekommen, wo Fräulein Curchod ihre Töchter kennen lernte. Als die Herzogin sah, wie zerrüttet der Gemüthszustand des jungen Mädchens in Folge der über sie gekommenen Schicksalsschläge war, suchte sie ihr auf jede Weise, zunächst durch Vermittlung bei der Regierung in Bern um Erhöhung einer kleinen Pension, dann bei der französischen Regierung um Rückgabe des confiscirten Vermögens der Familie d'Albert beizustehen. Wohlthätiger noch mußte das Zartgefühl wirken, mit welchem die vornehme Frau sich von dem jungen Mädchen bei Genfer Bekannten einführen ließ, für ihr Entgegenkommen bei solchen Gelegenheiten dankte und ihr gegenüber alle gegen Gleichgestellte gebotenen Umgangsformen beobachtete. Madame de la Rochefoucauld stand damals ganz unter dem Eindruck von Voltaire's bester That, seinem Verhalten in Bezug auf den Justizmord von Calas und dem damit zusammenhängenden Versuch, die bürgerliche Gleichstellung der Protestanten zu erwirken[2]). Durch sie und durch Moultou, dem das anscheinend Unmögliche gelang, sowohl mit dem Patriarchen von Ferney als mit dem Einsiedler von Mo-

[1]) Lucien Perey et Gaston Maugras, La vie intime de Voltaire aux Délices et à Ferney. Paris, Calman Lévy, 1885.

[2]) Aimé Steinlen, Charles-Victor de Bonstetten, 30.

tiers in freundschaftlichen Beziehungen zu bleiben, wurde jetzt auch Fräulein Curchod bei Voltaire eingeführt, der so großes Wohlgefallen an ihr fand, daß er sie in die beneidete Schar seiner Correspondentinnen aufnahm. Manche der anmuthigen, in leichtem, scherzendem Ton hingeworfenen Briefe, die er bis in sein hohes Alter Zeit und Lust fand an Frauen zu richten, trugen von da an ihre Aufschrift und erschienen später in Grimm's literarischer Correspondenz. Bei einer der Theatervorstellungen in Ferney war es auch, daß Fräulein Curchod noch einmal Gibbon begegnete.

Das unerwartete Zusammentreffen entfesselte den kaum beschwichtigten Sturm in ihrer Brust von Neuem, und sein Verhalten bestätigte die alte Erfahrung, nach welcher diejenigen, die beleidigt haben, selten oder nicht verzeihen können. Er war so verletzend, sie sagt selbst „so grausam", daß sie noch einmal brieflich auf die Vergangenheit zurückkommen zu müssen glaubte[1]). Doch was halfen in einem solchen Fall alle Klagen und Vorwürfe. Zwischen dem frostigen jungen Mann und dem noch immer schwärmerischen Mädchen von jetzt sechsundzwanzig Jahren war keine Verständigung mehr möglich und nichts natürlicher, als daß ihr unter diesen Verhältnissen der Aufenthalt in der Heimath ganz unerträglich wurde. Der Heirathsantrag eines braven Advokaten aus Yverdun, der sie zu Neuenburg kennen gelernt und gleich darauf gebeten hatte „zu seinen Gunsten einen segensreichen Entschluß zu fassen, von dem er mit umgehender Post und ohne weitern Aufschub zu hören hoffe", war der letzte, von ihr abgelehnte Versuch, sie an die alte Heimath zu fesseln. Dann wies die Zukunft, die ihr kein gewöhnliches Loos bestimmte, sie andere Wege.

Ebenfalls in der Absicht, Tronchin zu consultiren, war eine junge Wittwe aus Paris, Madame de Vermenoux, nach Genf

---

[1]) Für diesen und alle früheren Briefe d'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, I, 39—55, 70—76, 86.

gekommen, wo sie den Winter hindurch sehr gesellig lebte und unter Anderen den jungen Bonstetten, der eben anfing in die Welt zu treten, und Moultou, der dasselbe Haus mit ihr bewohnte, oft bei sich sah. So lernte sie auch Fräulein Curchod kennen, die Bonstetten nach dem ersten Eindruck „groß, schön, aber etwas geziert in ihrem Wesen" nennt[1]), und machte ihr, als der Zeitpunkt zur Rückreise nach der Hauptstadt nahte, den Vorschlag, sie als Gesellschafterin dahin zu begleiten. Diese zögerte nicht, ihn anzunehmen, und traf im Frühjahr 1764 mit ihr in Paris ein. Das Verhältniß zwischen den beiden Damen war ein gutes und Fräulein Curchod nur darauf bedacht, den Anforderungen ihrer Stellung im Hause der reichen jungen Frau zu entsprechen, ohne dabei ihre eigenen, bescheidenen Mittel zu überschreiten. Erst im Juli nennt ein Brief von ihr an Moultou den Namen von Necker als den eines Besuchers, der als Genfer von Interesse für ihren Correspondenten sein konnte. In Paris wußte man Weiteres über die Gründe, die den reichen Finanzmann in das Haus von Madame de Vermenoux führten, und erzählte sich, daß er schon vor ihrer Abreise in die Schweiz ihr einen Heirathsantrag gemacht habe. Sie, deren erste Ehe keine glückliche gewesen war, und die sich übrigens anderweitig gebunden hatte, wies Necker's Antrag, nicht aber seine Freundschaft zurück. Nach ihrem Tode noch sprach er „von der eigenthümlichen Anziehungskraft seiner angebeteten Freundin"[2]); als zurückgewiesener Bewerber um ihre Hand aber trauerte er nicht lange, nach dem Brief zu schließen, den Fräulein Curchod an Moultou nach Genf richtete, wohin sich Necker im Lauf des Sommers begeben hatte und wo man bereits die Wahrscheinlichkeit seiner Verbindung mit ihr diskutirte: „Mein lieber Freund", schrieb sie, das Interesse zugestehend, das sie Necker eingeflößt hatte, „er ist

[1]) Aimé Steinlen, Charles-Victor de Bonstetten, 18; Golowkin, Lettres nouvelles en Suisse, 27.

[2]) Grimm et Diderot, Correspondance littéraire, XIV, 1788. 19. M. Necker an Necker.

dem Publikum zu sehr unterworfen, um auf eine einzige Stimme hin zu entscheiden; für ihn gibt es nur ein demokratisches Regiment, wo die Mehrzahl gebietet, und so wird es leider sein ganzes Leben hindurch sein."

Es war das erste und einzige Mal, daß sie in dieser objektiven Weise über den künftigen, durch die öffentliche Meinung zu berufenden Minister urtheilte. Im nächsten Brief sprach schon ihr Herz mit, und sie hatte ihm Abbitte zu leisten, denn aus Genf zurückgekehrt, warb Necker um ihre Hand.

Sie willigte ein, und bald darauf, nachdem sie ihn besser kennen gelernt hatte, schrieb sie: „O Jacques, mein theurer Jacques, verlange niemals von mir den Ausdruck meiner Gefühle. Lasse mich mein Glück genießen, ohne darüber nachzusinnen. Indem ich es eingestehe, muß ich fürchten, es zu verlieren, und ich kann der Segnungen meines Lebens nicht ohne Bangen vor dem Ende derselben gedenken. Die Aufregung meiner Seele und die trüben Bilder, die sie sich entwirft, sollten mich verhindern, Dir zu willfahren. Bedenke wenigstens die Verantwortung, die Du übernimmst. Ich fürchte, Dich zum undankbarsten der Menschen zu machen. Wenn Du nicht einer der besten bist, so lies nicht weiter. Wende Deinen Blick ab und zerreiße diesen Brief; er würde zur Anklage wider Dich. Ja, mein Freund, Du bist die Kette, die mich mit der Welt verbindet. Der Augenblick, wo Du aufhörtest mich zu lieben, würde mich der ganzen Natur entfremden. Erwäge, welcher Art die Befriedigungen sind, die ich suche. Ist es nicht der Zauber Deiner Liebe, der Alles meinen Augen anziehend macht? In den Tröstungen der Freundschaft erkenne ich ein schwaches Bild unseres Bundes; der Glanz des Vermögens erinnert mich an die Mühe, die es Dir kostete, es zu erwerben; die Versuchungen der Eigenliebe lassen mich hoffen, Dir zu gefallen, die geistigen Beschäftigungen, Dich festzuhalten und den Verheerungen der Zeit zu widerstehen. Wenn ich mich schlafen lege, sage ich mir: „Er liebt mich!" Wenn ich erwache, so ist meine erste

Regung die, dem Himmel für eine solche Liebe zu danken. Aber meine Seele trennt sich nicht mehr von der Deinen und schöpft aus einer solchen Vereinigung vermehrtes Gottvertrauen. Mein Freund, erkalte nie in Empfindungen, die mein Herz Dir stets rein erhalten wird; sollte der Augenblick meines Todes derjenige sein, an welchem Deine Liebe zu mir am stärksten wäre, ich würde meinen Sterbetag als den schönsten meines Lebens begrüßen"[1]).

Mit einem Wort, Fräulein Curchod war verliebt, und was seltener ist, sie wurde und blieb eine glückliche und durch ihre Liebe beglückende Frau.

Die Wechselfälle des Geschicks trennten die beiden Gatten später so selten und auf so kurze Zeit, daß mit unbedeutenden Ausnahmen später keine Correspondenz zwischen ihnen stattgefunden hat. Aber aus ihren täglichen Aufzeichnungen konnte Necker sich später überzeugen, wie vollständig die Neigung zu ihm jeden Augenblick des Daseins seiner Frau ausfüllte.

Die Hochzeit feierte das Paar ganz in der Stille, ohne selbst Madame de Vermenoux Tag und Stunde derselben bekannt zu geben. Während Paris dieser die Aeußerung nacherzählte, sie habe diese Heirath zu Stande gebracht, um sich eines unbequemen Anbeters zu entledigen, der sich nun nach Herzenslust mit seiner Frau langweilen könne[2]), hielt sich die Neigung von Madame Necker nicht mehr in den Grenzen der Mäßigung: „Ich bin die Frau eines Mannes, den ich für einen Engel halten würde," schrieb sie einer Freundin in der Schweiz, „bewiese seine Zuneigung zu mir nicht seine Schwäche"[3]). „Ich wäre das undankbarste Geschöpf von der Welt," äußert sie ein halbes Jahr später, „wollte ich nicht jeden Moment meines Lebens mit Dankgebeten bezeichnen".

---

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 7.

[2]) Baronne d'Oberkirch, Mémoires, I, XIII.

[3]) Golowkin, Lettres recueillies en Suisse, 244, 283, Madame Necker à Madame de Brenles.

Unter Necker's Augen entwarf sie derselben Correspondentin folgendes Bild von ihm: „Stelle Dir das komischste Wesen der Welt vor, so glücklich von seiner eigenen Ueberlegenheit durchdrungen, daß er die meinige nicht bemerkt, so überzeugt von seinem Scharfblick, daß er sich stets ertappen läßt, so gewiß, alle Talente in ihrer Potenz in sich zu vereinigen, daß es ihm nicht einfällt, anderswo Vorbilder zu suchen. Die Kleinlichkeit der Andern setzt ihn in Erstaunen, weil seine Größe ihn erfüllt und er sich stets vergleicht, um zur Ueberzeugung zu kommen, daß er unvergleichlich ist. Er verwechselt kluge Leute mit Dummköpfen, weil er sich auf dem Gipfel eines Berges glaubt, von dem aus die Gegenstände zu seinen Füßen alle gleich niedrig erscheinen, zieht jedoch die Dummköpfe vor, weil sie, wie er sagt, einen trefflichen Gegensatz zu seinem erhabenen Genius bilden. Uebrigens ist er ebenso launenhaft, wie eine schöne Frau, und nicht weniger neugierig als eine solche. Ich schmeichle mir jedoch, daß die unschuldige Arznei, die ihm durch diesen Brief verabreicht wird (er liest ihn über meine Schulter), ihn für einige Zeit von seiner unerträglichen Krankheit befreien werde" [1]).

Die Charakterschilderung ist scherzend gemeint. Allein Madame Necker verstand schon damals so wenig zu scherzen, daß mehrere der von ihr berührten Züge in Necker's Biographieen als Kritik wieder auftauchen, vor allem in einer der treuesten und lebendigsten, der seines Freundes H. Meister, der sie zwar erst viele Jahre später veröffentlichte, ihn selbst aber schon zu jener Zeit genau kannte.

Meister, ein geborener Bückeburger, aber in Zürich lebend und später Sekretär von Grimm, war auf Moultou's Empfehlung in das Haus von Madame de Vermenoux als Erzieher ihres Sohnes getreten, wo er bald im Herzen der Dame die Stelle einnahm, die Necker einst beansprucht hatte; an diese Beziehungen knüpft sich eine eigenthümliche Anekdote: Frau von

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, I, 115.

Vermenoux starb früh, Meister verheirathete sich später sehr glücklich in der Schweiz und erreichte das hohe Alter von achtzig Jahren; seine Freundin hatte vor ihrem Ende die Bestimmung getroffen, ihr Herz solle nach ihrem Tode Meister übergeben und einst im selben Sarg mit ihm bestattet werden. Als er starb, fand sich diese Anordnung in seinem Testamente, aber Niemand wußte, wohin das Herz der armen Frau gekommen war, bis man es endlich in einer alten Blechbüchse am Speicher aufbewahrt fand und zur letzten Ruhe brachte.

In der französischen Literatur hat H. Meister seine Stelle als Mitarbeiter von Grimm und Diderot an der »Correspondance littéraire«, welche an europäische Höfe berichtete, was die in engen Schranken gehaltene Presse nicht sagen durfte: die Tagesneuigkeit und den Skandal, das zuletzt erschienene Buch und die sensationelle Flugschrift, das neueste Werk von Voltaire und den jüngsten Streit von Rousseau. Unter den verschiedenen Unternehmungen dieser Art, die in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts von Paris in die Provinz und ins Ausland gingen, und von welchen die von Thiriot für den großen Friedrich, von La Harpe für den Czarewitsch Paul, von Raynal für die Herzogin von Gotha die bekannteren sind, nahm die »Correspondance« unstreitig den ersten Rang ein. Sie begann 1754, ging zuerst, die von Raynal ersetzend, nach Gotha, dann monatlich zweimal durch die betreffenden Gesandtschaften an andere kleine deutsche Höfe, nach Schweden und, von 1762 an, zu Katharina. Goethe lernte darin Erstlingswerke von Buffon, Condillac und Diderot kennen. Sie las sich beinahe wie eine moderne Zeitschrift, begründete durch Diderot die französische Kunstkritik, neigte mit den Oekonomisten zum aufgeklärten Despotismus, setzte den fanatischen Doktrinen der Philosophie skeptische Toleranz entgegen und räumte dabei den gesellschaftlichen Verhältnissen die größere Stelle ein, die ihnen damals gebührte. Sie bleibt um so mehr eine der besten Quellen zur Kenntniß der Zeit, als es gelang, sie während der 36 Jahre ihres Be-

stehens dem großen Publikum zu verschließen, das sie erst 1812—1813 zum ersten Mal las. Als Grimm im März 1773, von der zwanzigjährigen Arbeit müde geworden, nach Deutschland und dann zur Kaiserin Katharina nach Petersburg ging, war es Meister, der die »Correspondance« während der nächsten sechzehn Jahre besorgte[1]).

Wie trefflich er zu beobachten verstand, zeigt eine Reihe von Biographieen seiner Zeitgenossen, unter welchen auch die von Necker sich befindet. Er nennt dessen äußere Erscheinung zu auffallend, als daß sie mit Stillschweigen übergangen werden könnte. „Necker“, schreibt er, „hatte einen starken Kopf und längliche Züge, indem insbesondere Stirn und Kinn über das gewöhnliche Maß verlängert erschienen; seine braunen Augen waren sanft und lebhaft. Mit dem dreißigsten Jahr begann er stark zu werden, und am Ende seines Lebens erreichte er einen geradezu erschreckenden Umfang, dennoch besaß er sowohl Geschmeidigkeit als Kraft und, trotz der derben Hülle, die feinsten, zartesten Empfindungen. . . . Ohne im Entferntesten seiner unzweifelhaften Ueberlegenheit nahe zu kommen, war es dennoch nicht schwer, ihn an Beweglichkeit und Vielseitigkeit des Geistes zu übertreffen. . . . Auf ein prächtiges Haus und Luxus in der Einrichtung legte er keinen andern Werth als den, daß diese Dinge im Einklang mit seinem Vermögen und mit den Würden sich befinden sollten, die er im Lauf der Zeit bekleidete. Niemand hat mich in meinem Leben so sehr lachen gemacht als dieser strengste der Moralisten und moralischste der Minister, die je in Frankreich regierten.

„Seine Art zu lieben war ein eigenthümliches Gemisch von Zurückhaltung und Exaltation, von Zartgefühl und Ansprüchen, von Vertrauen und Eifersucht, von Unbeständigkeit und Treue. . . Indem er alle Rechte der Menschheit bis zur Begeisterung achtete und die Menschen insgesammt so liebte, wie nur We-

[1]) Nisard, Portefeuille d'un Académicien. Revue contemporaine, 1856, XXV, 17 u. ff. Meister an Suard.

nige ihre Freunde zu lieben wissen, sie auch wohl im Allgemeinen sehr über ihren eigentlichen Werth schätzte, gestand er den Einzelnen, mit welchen er in Berührung kam, nicht immer das Maß der Rücksicht und Achtung zu, welches sie beanspruchen konnten. Einer seiner hervorragendsten Charakterzüge und derjenige, welcher an den meisten ihm zur Last gelegten Irrthümern Schuld trägt, war die merkwürdige Ueberwindung, die es ihn kostete, zu einem Entschluß zu kommen. Sein Geist hatte sich so sehr gewöhnt, eine jede Sache unter allen möglichen Gesichtspunkten zu betrachten, daß er auch unter den dringendsten Umständen nur für die Schwierigkeiten der Entscheidung ein Auge hatte."

Und zur Bekräftigung dieser Thatsache führt Meister als Beispiel aus den ersten Jahren von Necker's Aufenthalt in Paris an, daß er einst über eine Viertelstunde in einem Fiaker sitzen blieb, ohne sich schlüssig machen zu können, wohin er zuerst fahren wolle. „Denn," fügt er hinzu, „aus einer gewissen Schwäche sowohl, wie aus Tiefe der Empfindung, habe er im öffentlichen wie im Privatleben Pflicht und Neigung in Uebereinstimmung zu bringen gesucht, schließlich aber immer wieder auch die leidenschaftlichsten seiner Gefühle seinen Grundsätzen unterworfen. Dem Erfolg seiner politischen Thätigkeit sei nichts verderblicher als die Lauterkeit seiner moralischen Gesinnung gewesen"[1]).

Nicht anders urtheilt der feine, geistreiche Baron Gleichen, der, obwohl Deutscher von Geburt, als Gesandter Dänemarks nach Paris kam und, wie Meister, auf eine Freundschaft von dreißigjähriger Dauer zur Beurtheilung von Necker verweisen konnte.

Gleichen gesteht zu, daß sein äußerlich steifes, kaltes Wesen häufig als Härte und Stolz erscheinen und sein ganzes Be-

[1]) J. H. Meister, Mélanges de Philosophie, de littérature et de morale, II, 58.

nehmen mehr auf Achtung als auf Sympathie Anspruch machen konnte, da er in Gesellschaft stets schweigsam und zurückhaltend geblieben sei; aber er lobt den Edelmuth seiner Gesinnung, die Rechtlichkeit seines Charakters, die Reinheit seiner Sitten, seine Großmuth gegen die Armen und seinen edlen Ehrgeiz, ein Beglücker der Menschheit zu werden[1]).

Walpole gestand ihm große Fähigkeiten zu, meinte aber, es fehle ihm eine gewisse Gewandtheit und Gabe, den Verstand der Andern zur Geltung zu bringen[2]); der Historiker J. von Müller, der ihn in der Schweiz kennen lernte, nennt ihn „einen guten und weisen Mann"; selbst der leichtfertige, liebenswürdige Fürst von Ligne, übrigens sein politischer Gegner, nahm einen ernsthaften Ton an, um in späteren Jahren die maßlosen Angriffe seines Freundes Sénac de Meilhan gegen Necker mit den Worten zurückzuweisen: „Sie, der Sie im Grund nicht böse sind, wie können Sie wagen, es gegen einen Mann zu sein, der nie Böses gethan oder gesagt hat? Das Schlimmste, was sich über ihn sagen läßt, ist, daß er weder die Souveräne noch die Franzosen gekannt, sich daher getäuscht hat und getäuscht wurde. Blicken Sie auf das Privatleben des Vaters, des Gatten, des Nachbars, des Freundes und bereuen Sie, was Sie gethan."

Diese Liebenswürdigkeit im intimen Verkehr mit den Seinen und im engen Freundeskreis rühmen Alle, die Zeugen davon waren; sie heben ganz besonders hervor, daß Necker nicht nur als junger Mann, sondern auch später und bis an sein Ende eine Reinheit der Empfindung sich bewahrte, die zuweilen an das Romanhafte grenzte[3]). Vergleicht man die verwandten Züge dieser von so verschiedenen Persönlichkeiten entworfenen Skizzen, so entsteht das Bild eines Mannes, der bei aller

[1]) Baron C. H. v. Gleichen, Denkwürdigkeiten, 94 u. ff.: Necker.

[2]) Lettres de Horace Walpole à Madame Du Deffand, 1776, während des Aufenthalts von Necker und seiner Gemahlin in England geschrieben.

[3]) Die Zeitgenossen, Jahrgang 1821.

Schärfe der Beobachtung eine ideal angelegte Natur und bei anscheinender Ruhe nicht ohne Schwärmerei war, mit kühler Berechnung große Seelengüte verband, in dem Punkte aber der echte Sohn seiner Zeit war, daß er durch theoretische Hingebung an die Menschheit im Allgemeinen, von welcher seine Schriften, wie so viele andere Erzeugnisse des achtzehnten Jahrhunderts, in überschwänglichen Ausdrücken überströmen, der Nachsicht und zuweilen selbst der Gerechtigkeit gegen Einzelne sich überhoben hielt, wenn er auch nicht gerade einer von Denjenigen war, auf welche die Verszeile Anwendung fand:

». . . . pour moi je les soupçonne
D'aimer l'humanité, mais pour n'aimer personne.«

So ist es denn auch charakteristisch, daß in Necker's bändereichen Schriften über sein politisches Wirken, das ihn mit so vielen Menschen in Berührung brachte, beinahe Niemand mit Namen genannt ist. Das Gefühl moralischer Ueberlegenheit, dessen er sich wohl kaum erwehren konnte, wenn er sich mit der Mehrzahl seiner Zeit- und Standesgenossen verglich, war nur zu sehr dazu angethan, das jederzeit starke Selbstbewußtsein des Mannes über das Maß seiner Befähigung zu täuschen und ihn zur Schlußfolgerung zu verleiten, daß er, weil besser, gewissenhafter und sittlich höher stehend als so viele Andere, schon deswegen dazu bestimmt sei, sich auch geistig an ihre Spitze zu stellen.

Diese nicht zu leugnende Selbstüberschätzung fand ihren wirksamsten Rückhalt an Madame Necker's Meinung von ihrem Gatten; auch ihr lag es, nach den trüben Erfahrungen ihrer Jugend nahe, Vergleiche zwischen ihm und Andern zu ziehen, und das Ergebniß davon war, daß die dankbare Liebe, die Necker ihr einzuflößen wußte, sich zur Leidenschaft steigerte und zur Vergötterung ward. Für ihn that sie, was ihr für sich selbst nicht wünschenswerth erschienen wäre: sie opferte ihre persönlichen Neigungen, Zeit, Kraft, Ruhe und Gesundheit, um die Augen der Welt auf ihn zu lenken und in der großen Haupt-

ſtadt einen einflußreichen, bedeutenden geſellſchaftlichen Kreis um ihn zu verſammeln. Ein glänzendes, gaſtfreies Haus reichte dazu nicht hin; die fremden Fürſten, die Paris beſuchten, pflegten wohl das Hotel von Necker's Geſchäftsfreund Thélusſon oder jenes des Generalpächters Bouret ſich anzuſehen, den heute nur noch eine Anekdote vor Vergeſſenheit bewahrt: Er wollte einſt eine Dame mit beſonderen Ehren bei ſich empfangen, deren Lieblingsgericht in Zuckererbſen beſtand, die aber ihrer Geſundheit wegen auf Milchkoſt geſetzt war; bei ihrem Eintritt in ſein Haus fand ſie die Kuh in der Vorhalle, welche dieſe Milch liefern ſollte, und vor ihr eine Krippe voll Zuckererbſen, zu einer Jahreszeit, wo dieſelben der Seltenheit wegen mit Gold aufgewogen wurden. Zu Bouret aber ging man doch nicht, wenn man ſich wirklich unterhalten, etwas erfahren oder die Löwen des Tags ſehen und kennen lernen wollte. Dazu wandte man ſich an die bürgerliche, einfache, aber überaus kluge, mütterlich für ihre Freunde beſorgte Madame Geoffrin, welcher Stanislaus Poniatowski, in dankbarer Erinnerung an die Aufnahme, die ſie ihm als jungen Mann in ihrem Haus gewährt hatte, ſchrieb „Mama, Ihr Sohn iſt König geworden", und die er wie eine Souveränin in Warſchau empfing. Bei ihr, „im beſtorganiſirten Pariſer Salon" [1]), fand man Montesquieu, Suard, Hume, Horace Walpole, Galiani, Gibbon, Diderot, d'Alembert, Grimm, um nur die berühmteſten ſeiner Gäſte zu nennen; oder man ging, wenn man zur kleinen Schar ihrer Auserwählten gehörte, zum Empfang der Marquiſe Du Deffand, der Freundin der Choiſeuls, bei welcher Horace Walpole von Zeit zu Zeit ſich einzufinden pflegte, und wo die ſchon bejahrte, blaſirte, ſatyriſche, nur noch für die feinſten geiſtigen Genüſſe zugängliche Frau das beſte auswählte und dann gewähren ließ, was die auf den Höhepunkt der Kunſt ſocialen Umganges angelangte Zeit zu bieten hatte; oder man verſammelte ſich bei einem Glas

[1]) Sainte-Beuve, Madame Geoffrin, Causeries du Lundi, II, 409.

Zuckerwasser in der bescheidenen Wohnung von Fräulein von l'Espinasse, welche nach der Schilderung von Madame Suard alle Gaben vereinigte, die in der Berührung mit der großen Welt erworben werden. „Sie war ganz natürlich", erzählt sie, „und besaß dabei außerordentlich viel Takt; häßlich war sie ganz gewiß, aber nicht unangenehm, ihre Figur wie ihre Manieren waren voll Anmuth und Grazie; sie gewann sich die Zuneigung Aller, die näher mit ihr verkehrten, mehr noch durch die Wärme ihrer Empfindungen als durch Gaben des Verstandes, weil ihre Ideen ihren Gefühlen entsprangen" [1]). Mit dieser jedenfalls höchst anziehenden Frau, welche durch ihre an Guibert, als den Gegenstand einer ebenso tiefen als unglücklichen Leidenschaft gerichteten Briefe, eine einzige Stelle in der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts einnimmt, liebten es Männer wie Turgot, d'Alembert, Grimm und Morellet die schwierigsten politischen und philosophischen Probleme zu erörtern. Unter solchen gesellschaftlichen Mächten Stellung zu nehmen, war für eine junge, fremde, noch ganz unbekannte Frau ohne Familienbeziehungen oder den hohen Rang, der solche Aufgaben erleichtert, kein geringes Unternehmen; es mußte Madame Necker um so schwerer fallen, als sie dem Zauber des Pariser Lebens nur sehr langsam und nicht ohne Widerstreben sich hingab. Noch 1765 schrieb sie ihrer Freundin de Brenles in der Schweiz, „der einzige Vortheil der Existenz in Paris sei, den Geschmack zu bilden, aber auch das geschehe auf Kosten des Genius;" sie fand die Männer oberflächlich, die Frauen eitel; die Corruption der Sitten um sie her verletzte ihr besseres Gefühl. „Den Verführungen niederer Art zu widerstehen, sei leicht genug," meinte sie; „schwerer komme es ihr vor, die Versuchungen des Ehrgeizes fern zu halten, denn diese Leidenschaft lasse sich mit den besten Eigenschaften und der strengsten Gewissenhaftigkeit verbinden, und es sei beinahe unmöglich, in Paris nicht von ihr ergriffen

[1]) Madame Suard, Essais de Mémoires, 64—65.

zu werden“ [1]). Sie war es längst, als sie dies niederschrieb, wenn nicht für sich, so doch für einen Andern; um seinetwillen begab sie sich an die Arbeit, in der Rue Michel-le-Comte, im sogenannten Marais, wo die Bureaux des Bankhauses Necker sich befanden, den Salon zu gründen, der vor Allem ein literarischer sein sollte. Abbé Morellet, der Journalist, Schriftsteller und Oekonomist, zwölf Jahre nach dem Tode Ludwig's XIV. geboren und alt genug geworden, um die Restauration zu erleben, nimmt mit Raynal und Marmontel das Verdienst in Anspruch, als einer der ersten unter den Pariser Bekannten von Madame Necker, sie zur Wahl des Freitags für ihre größern Diners oder Soupers bestimmt zu haben, weil man am Montag und am Mittwoch zu Madame Geoffrin, am Dienstag zu Helvetius, am Donnerstag und Sonntag zu Baron Holbach, dem sogenannten ersten Haushofmeister der Philosophen ging, der diese nicht nur in Paris, sondern auch auf seinem Schloß Granval zu bewirthen pflegte. Später kam bei Madame Necker noch der Dienstag für einen engen Freundeskreis hinzu. Als einer der ersten Theilnehmer an den Freitagsgesellschaften, die den damaligen Gewohnheiten entsprechend, aus nicht mehr als fünfzehn, höchstens zwanzig Personen bestanden, erschien Suard, der eigentliche Typus des Publicisten im achtzehnten Jahrhundert, mit der englischen Literatur vertraut und selbst mit der deutschen bekannt, mit der Feder nicht sehr produktiv, dafür aber um so unerschöpflicher in der Conversation, unter Ludwig XVI. Herausgeber des ersten französischen Tagblatts »le Journal de Paris« und einer der Wenigen, welche die Revolution nicht umstimmte, weil sie nichts gethan hatten, um sie vorzubereiten. Nach seiner Verheirathung mit der Schwester seines Verlegers Pankoucke dehnte die Familie Necker ihre Freundschaft auch auf die Gattin von Suard aus, die mit Madame Necker sich

[1]) Golowkin, Lettres diverses recueillies en Suisse, Genève 1827, p. 264.

des seltenen Looses eines musterhaften ehelichen Glücks rühmen durfte. Es ehrt beide Theile, daß Necker, ohne sich zu nennen, seinen Freunden durch Anweisung von achthundert Livres Rente in einer Geldverlegenheit zu Hülfe kam[1]); ihr kleines Landhaus zu Fontenay-aux-Roses wurde zum Vereinigungspunkt, wo man sich des Sonntags bei einem einfachen Mahl begegnete, zu dessen Gästen zuweilen auch Talleyrand gehörte. Unter die ältesten Freunde der Familie Necker zählt auch Raynal, der ehemalige Jesuit und Verfasser der »Histoire philosophique des deux Indes«, die Turgot als „eine Zusammenstellung von fanatischen Paradoxen und unzusammenhängenden Gedanken" verurtheilte[2]), und die ihr Verfasser später vergebens geschrieben zu haben beklagte[3]). Marmontel, aus dem intimen Kreis von Madame Geoffrin, war ein von seinen Zeitgenossen sehr überschätztes Talent, aber höchst angenehm im Umgang und ein liebenswürdiger Optimist; er wurde von Madame Necker auf einem Ball der Pariser Bürgerschaft geworben, „auf welchem sie zwar schlecht, aber von ganzem Herzen mittanzte"[4]). Aus der Intimität von Mademoiselle von l'Espinasse, aber zu vollständig von ihr in Anspruch genommen, um, so lange sie lebte, mehr als vorübergehend in andern Kreisen zu erscheinen, ist d'Alembert, aus jener von Madame d'Houdetot der Marquis von Saint-Lambert zu nennen. Als Dichter der „Jahreszeiten" längst nicht mehr gelesen, kennt ihn heute die Welt nur als den glücklichen Rivalen, zuerst von Voltaire im Herzen der als „Divine Emilie" gefeierten Marquise du Châtelet, dann von Rousseau bei Gräfin d'Houdetot, dem Typus der Julie in den glühendsten Stellen der Neuen Héloise.

Endlich erschien bei Madame Necker, als der eigentliche und glänzendste Vertreter der Encyklopädie, kein geringerer als

---

[1]) Madame Suard, Essais de Mémoires sur Monsieur Suard, 116—121.
[2]) Turgot bei Morellet, Mémoires, II, 215.
[3]) Malouet, Mémoires, I.
[4]) Marmontel, Mémoires, Livre VI.

Diderot selbst, „der verlorene Sohn der Spekulation", wie sein geistreicher deutscher Biograph ihn genannt hat[1]). In seinen Briefen an Fräulein Volant äußert er wiederholt, wie schwer es ihm falle, die Einsamkeit mit der Welt zu vertauschen, wie ungern er dem Zwang des Pariser Gesellschaftslebens sich unterwerfe; aber seine Stimmungen pflegten rasch zu wechseln. Seiner außerordentlichen geistigen Frische und Regsamkeit wegen blieb er ein stets willkommener und um so mehr geschätzter, weil seltener Gast, rastlos und anregend, dessen Art zu produciren den Marquis de Chastellux zum Vergleich veranlaßte, seine Gedanken seien trunken geworden und liefen nun einander nach. Diderot's Aufnahme bei Madame Necker beschreibt er seiner Freundin, dem genannten Fräulein Volant, in Worten von seltener Geschmacklosigkeit: „Jüngst", schreibt er ihr, „hat Madame Necker, eine hübsche Frau mit Anspruch auf Geist, den Kopf für mich verloren. Es ist eine wahre Verfolgung zum Zweck, mich bei ihr zu sehen .... Sie ist eine unbemittelte Genferin, welcher Necker, der Banquier, eine schöne Stellung gemacht hat. Man fragt: ‚Glauben Sie, daß eine Frau, die ihrem Manne Alles verdankt, sich etwas gegen ihn zu Schulden kommen lassen könne?' Es wird erwidert: ‚Oh, nichts Undankbareres gibt's auf der Welt!' Der Taugenichts, der diese Antwort gab, war ich." Nun folgt ein sehr schlechter Spaß, welchen er später durch die Versicherung wieder gut zu machen suchte, mit der Reinheit einer Engelseele verbinde Madame Necker die größte Feinheit des Geschmacks.

Schmeichelhafter war es für sie, daß er ihr einmal schrieb, hätte er sie früher gekannt, so würde er Vieles in seinen Werken weder gedacht noch zu Papier gebracht haben. Ein Mann, der ans Ende gelangt, ohne Reue zurückblicken wolle, solle nichts entwerfen, was Gott und Sie nicht mit Wohlgefallen betrachten könnten. Er wiederholt ihr das in einem vortrefflich geschriebe-

[1]) Rosenkranz, Diderot's Leben und Werke, II, 280.

nen Brief, der mit den Worten schließt, „wenn in ihrer Wage eine gute Handlung nicht schwerer wiege als hundert schlechte, so sei er verloren“ [1]).

So aber, wie die Dinge lagen, verhinderte und vermochte Madame Necker doch nichts bei demjenigen, dem Katharina II. zu sagen pflegte: „Nur immer zu, unter uns Männern ist Alles erlaubt“, und in dessen Schriften, in welchen alle Widersprüche der Zeit mit einander kämpfen, der revolutionäre Geist in erschreckender Vollendung sich ausgesprochen findet.

Auch der Marquis von Chastellux, Enkel des großen Kanzlers d'Aguesseau, kam oft in den Salon Necker. Chastellux war Officier, Philosoph, Historiker, Oekonomist, zuweilen auch Dichter, und galt für einen der liebenswürdigsten Menschen seiner Zeit. Seinen schriftstellerischen Ruf begründete das 1772 erschienene Buch über „die allgemeine Wohlfahrt“, worin die größte Summe des Glücks für die größtmögliche Zahl von Menschen zu beschaffen als wahres und einziges Ziel der Regierungen bezeichnet ist und, im Einklang mit dem Abbé de Saint-Pierre und J. J. Rousseau, wie später mit Kant, das Ideal des ewigen Friedens begrüßt wird. Nicht zu vergessen ist unter Madame Necker's persönlichen Freunden auch der mittelmäßige Dichter Dorat, den sie vergebens für die Akademie als Candidaten in Anregung brachte und nicht vor den Sarkasmen von Grimm und Diderot zu bewahren vermochte, die sich damit in der »Correspondance littéraire« für seine langathmigen Verse entschädigten. So z. B. schließt 1774 ein Spottgedicht auf die Ode Dorat's an den jungen König mit den Worten:

»Puissent, mon cher Dorat, les jours du nouveau règne
Plus heureux que tes vers, être plus longs encore!«

Als nach kaum zwei Jahren der Existenz in Paris das Ergebniß von Madame Necker's gesellschaftlichen Erfolgen und

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, I, 162 u. ff.

Bemühungen den alten Freunden in der Schweiz zu Ohren kam, unterdrückten sie weder ihr Erstaunen noch ihre Besorgnisse, und Moultou, als der ihr am nächsten Stehende, war es, der die Frage an sie richtete, was in solcher Umgebung aus ihren christlichen Ueberzeugungen werden solle. „Mein lieber Freund," schrieb sie ihm zurück, „wie können Sie mich einen Augenblick verdächtigen! Mit meinem Leben habe ich meine Grundsätze empfangen, und Sie halten mich fähig, sie jetzt aufzugeben, wo diese mein Glück begründet haben. Sie können mich übertriebener Begeisterung zeihen, aber sollten Sie es sein, der sich darüber beklagte, daß ich Alles, was gut und recht ist, verehre? Ich empfange einige Schriftsteller; da ich aber meine Zeit nicht damit verloren habe, sie mit meinen Anschauungen bekannt zu machen, so werden auch die ihrigen in meiner Gegenwart nie berührt. In meinem Alter, in einer angenehmen Häuslichkeit ist nichts leichter, als den Ton zu bestimmen .... Ich verkehre, das ist wahr, mit einer großen Zahl von Atheisten, aber ihre Argumente haben nie den leisesten Eindruck auf mich gemacht, und wenn sie mir je bis ans Herz gedrungen sind, so war es nur, um dasselbe schaudern zu machen" [1]).

Auf diese Zeit zurückblickend, schrieb sie später an Thomas: „Erinnern Sie sich, wie ich mich vor zwanzig Jahren zum ersten Mal inmitten aller Schöngeister von Europa befand und alle Ideen, auf welchen mein Glück beruhte, als Chimären behandeln hörte? Es hat mich einen schweren Kampf gekostet, in diesem Strom des Unglaubens meine Ueberzeugungen zu bewahren" [2]).

Gegebenen Falles scheute sie sich auch nicht, mit dem Muth, der auch bei Andersgesinnten, wie Grimm, volle Anerkennung fand, für das, was ihr heilig war, einzustehen. Als sie während eines Freitagsdiners über einen Punkt religiöser Controverse in

---

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, I, 164.

[2]) Madame Necker, Mélanges, III, 213.

nicht mehr zu vermeidende Discussionen mit eben demselben Grimm gerieth und ihm eine Zeitlang lebhaft widersprochen hatte, ohne von ihm ein Zugeständniß erlangen zu können, brach sie endlich in Thränen aus und fühlte sich noch am selben Abend veranlaßt, ihn wegen des Geschehenen schriftlich um Entschuldigung zu bitten[1]). Ein anderes Mal verzeichnete sie in ihrem Tagebuch eine metaphysische Discussion mit Diderot und seinem Freund und Panegyriker Naigeon, in der sie mit Ehren bestand[2]). Im Ganzen aber waren in solchen, mit zu ungleichen Waffen geführten Kämpfen nur Niederlagen zu erwarten. Wohl nicht ganz mit Unrecht, wenn auch in ihrer schroffen Weise, machte ihr später Madame de la Ferté-Imbault, die streng kirchlich gesinnte Tochter von Madame Geoffrin, den Vorwurf, sie habe der übergroßen Bewunderung für den Geist das Opfer ihres Urtheils, der Nachsicht für die Verkehrtheiten einer sittenlosen Zeit zuweilen auch jenes ihrer persönlichen Würde gebracht. Madame Necker ihrerseits pflegte zu entgegnen: „Ich habe Freunde, die nicht an Gott glauben, warum nicht? es sind unglückliche Freunde" und sie fügte hinzu, daß sie wohl manche Philosophen, nicht aber ihre Philosophie liebe.

Jedoch nicht im Umgang mit den Genannten suchte oder fand sie das Ideal der Freundschaft, das ihrer eigenen Gedankenrichtung und der Wärme ihres Gefühls Bedürfniß war; die Namen, die in dieser Beziehung von dem ihrigen unzertrennlich bleiben, sind, nebst Moultou, Thomas und Buffon.

Das achtzehnte Jahrhundert pflegte den schriftstellerischen Ruf von Buffon nur mit jenem von Voltaire zusammenzustellen; mit ihm, mit Rousseau und Montesquieu nimmt er unter den Zeitgenossen die erste Stelle ein. „Der Körper eines Athleten und die Seele eines Weisen", so definirte ihn Voltaire. Mallet

---

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, I, 150.
[2]) Ebendaselbst, I, 166.

du Pan urtheilte von ihm, er sei der Typus des Philosophen, gerecht, mehr als großmüthig, in Allem vernünftig, die Ordnung liebend und sie überall um sich verbreitend. Von seinem zwei- unddreißigsten Jahre an, wo seine Ernennung zum Intendanten der königlichen Gärten erfolgte, weihte er sein ganzes Leben dem Zweck, der Geschichtschreiber der Natur zu werden; nicht ganz fünfzig Jahre später war ein Werk von sechsunddreißig Bänden abgeschlossen, das der Wissenschaft seiner Zeit neue Bahnen wies und sich las wie ein Gedicht in Prosa. Von dem Ruhm von Buffon bleibt das Schloß Montbard in der Bourgogne unzertrennlich, wie Ferney von dem Andenken von Voltaire, les Charmettes oder die Einsiedelei von Montmorency von dem von Jean-Jacques, das Schloß von la Brède und sein Park à l'anglaise von der Entstehungsgeschichte des Geistes der Gesetze. Dort führte er eine vornehm abgeschlossene Existenz, die sich zwischen seinem Arbeitszimmer, in einem abgesonderten Thurm seiner Besitzung, und der Bewegung in seinen Gärten theilte und nur durch seltene Besuche in der Hauptstadt unterbrochen wurde. Bei einer dieser Gelegenheiten lernte er, bereits siebenundsechzig Jahre alt und durch den Tod einer geliebten, viel jüngeren Gattin vereinsamt, Madame Necker kennen. Die erste, durch eine gegenseitige Bekannte vermittelte Begegnung führte zur intimen Freundschaft, die bis zu Buffon's Tod dauerte, und welche die in dieser Beziehung immer feinfühligen Franzosen dahin beurtheilen, daß sie in der Weise, wie sie sich in den Briefen von Buffon an Madame Necker ausspricht, eine totale Abwesenheit des Sinnes für das Lächerliche voraussetze. Durch den Abstand der Jahre nicht weniger als durch den Charakter der Frau, die ihm eine solche Verehrung einflößte, innerhalb der Schranken strenger Sitte gehalten, mäßigte Buffon sich um so weniger in der Wahl der Ausdrücke, mit welchen er ihr huldigte; er feierte sie in französischen Versen und lateinischen Distichen, an welchen er Monate lang zu feilen pflegte, ohne daß sie ihm nach Wunsch gelangen. Er,

dem Zeitgenossen Stolz und Selbstüberhebung, Wohlgefallen an Schmeichlern und all' die kleinen Schwächen der Eitelkeit vorwerfen [1]), nannte sie seinen Engel des Lichtes und bat um ihren Rath und ihr Urtheil zur Feststellung des seinigen und zur Förderung seines inneren Lebens; er verzweifelt daran, jemals seine Seele auf die Höhe der ihrigen erheben zu können, und nennt ihre Briefe göttliche Beweise der höchsten Seelenstärke. Wußte er sie leidend oder krank, so kostete es ihm heiße Thränen, und er nahm nie Abschied von ihr, ohne solche zu vergießen. „Ihre Briefe," schreibt er, „pflege er zu küssen, sie seien die höchsten Wohlthaten seines Lebens." Als der Dichter Lebrun ihn poetisch zu feiern gedachte, wußte er nichts Lieberes ihm zu sagen, als eine Verherrlichung seiner Freundin mit der seinigen zu verbinden:

»Oh de Buffon illustre et digne amie
Vous dont il m'a vanté l'âme et les agréments.«

Als sie, auf einer Reise in die Schweiz begriffen, ihn 1783 mit Necker und ihrer Tochter zu Montbard besuchte, empfing er sie wie eine Königin, und Marmontel erzählt, es seien thronartige Lehnsessel für Buffon's Gäste im Prunksaal seines Schlosses aufgestellt worden.

„Ich bete Sie so aufrichtig an," schrieb er ihr einst, „daß Sie nicht anders als dankbar dafür sein können. Ich liebe Sie fürs ganze Leben und auch für ein künftiges und für die Ewigkeit selbst, wenn, wie ich es zuversichtlich hoffe, Ihre Ansicht darüber mehr werth ist als die meinige." Soweit es in menschlichen Kräften stand, hielt Buffon Wort. Als sein Ende herannahte, verließ Madame Necker ihr Haus, um während seiner letzten Lebenstage ihm beizustehen; er hatte ihr Bild neben sich, das sie ihm, auf eine Dose gemalt, geschenkt hatte, und ließ sich von seinem Sohn mit großer Befriedigung Necker's kurz zuvor erschienenes Buch über die Bedeutung der religiösen

[1]) Marmontel, Mémoires, Livre VII, 313.

Anschauungen vorlesen[1]). Als Madame Necker bei ihm eintrat, beklagte er für sie das Schauspiel, welches er ihr zu bieten habe, und fand in kurzen Ruhepausen zwischen den heftigsten Schmerzen Trost darin, ihre Hand zu fassen und ihr zu sagen, wie sehr ihr Anblick ihn noch in einem Moment erfreue, wo doch nichts mehr gefallen oder erfreuen könne[2]). In der Aufzeichnung, die sie über die letzten Augenblicke ihres großen Freundes hinterließ, erwähnt sie nachdrücklich, daß er mit dem lauten, bei vollem Bewußtsein ausgesprochenen Bekenntniß der christlichen Grundwahrheiten geschieden sei[3]); wenn sie aber auf seine wissenschaftliche Lehre zurückblickte, gelangte sie zu einem andern, für sie nicht trostreichen Resultat. Von einem Größeren als Buffon ist einmal bemerkt worden, er gleiche einem Mann, der das Innere eines prachtvollen Palastes in allen seinen Theilen durchwandert und angestaunt und dann vergessen habe, seine Karte bei dem Hausherrn abzugeben[4]); Buffon hat das insofern nicht gethan, als in seinen Werken der Name des Schöpfers oft genug genannt ist; allein man kennt seine gegen Hérault de Séchelles geäußerte Bemerkung, man brauche nur da, wo er das Wort „Schöpfer" gesetzt habe, dieses zu streichen und den Ausdruck „Schöpfungskraft der Natur" an seine Stelle zu setzen.

In literarischer Beziehung ist es Buffon, der nicht zum Vortheil eines Styls, der andere Zwecke als der seinige zu verfolgen hatte, den größten Einfluß auf Madame Necker ausübte. Wenn Marmontel von ihr sagt, sie habe in der Kunst zu schreiben nur Feierlichkeit, korrekte Würde und kunstvolle Vornehmheit zu schätzen gewußt und selbst im Gespräch den familiären Ton vermieden, so verweist diese Geschmacksrichtung auf

---

[1]) Madame Necker, Mélanges, III, 253, 318, 376.

[2]) Buffon an Madame Necker zwei Tage vor seinem Tode.

[3]) Madame Necker über Buffon's Tod bei Nadault de Buffon, Correspondance inédite de Buffon.

[4]) Flier, Briefe, S. 47.

Niemand so sehr als auf Buffon, dessen Styl sie zum Gegenstand ihres Studiums gemacht hatte, dessen geringste Urtheile in dieser Beziehung sie aufzuzeichnen pflegte, und dessen Autorität ihren eigenen Anschauungen über die schriftstellerischen Leistungen Anderer vorangestellt ist. An ihn, dessen Buch „das vollendetste des französischen achtzehnten Jahrhunderts" genannt worden ist[1]), dachte sie, wenn sie die Produktionskraft der reiferen Jahre dem ungestümen Schaffensdrang der Jugend vorzog, oder wenn sie bemerkte, daß Werke, die schnell geschrieben wurden, auch von kurzer Dauer seien, gleichsam als wolle die Zeit sich dafür rächen, bei der Arbeit zu gering geachtet worden zu sein. Auch zeugt es von einem feinen, richtigen Gefühl, wenn sie darauf hinweist, daß man, um seinen Styl zu bilden, lieber sehr korrekt geschriebene, als solche Werke lesen solle, die mit besonderem Talent verfaßt seien, indem wohl Formvollendung und Sprachkenntniß, niemals aber eigenthümliche Begabung sich mittheilen ließen[2]). Von demselben Schriftsteller aber, „den sie groß wie die Natur und einfach wie sie" nennt, ließ sie sich doch in mißverstandener Bewunderung zu einer Schreibweise verleiten, die das Einfachste nicht mehr einfach zu sagen wußte.

Nachdem sie mit Buffon den bedeutendsten und auch den ergebensten ihrer Freunde verloren hatte, fühlte sie sich durch einen verwandten Zug der Schwermuth um so stärker zu einem Andern hingezogen, den ihre Sympathie geistig sehr überschätzt hat; es war der jetzt beinahe vollständig vergessene, von der Mitwelt über Gebühr gepriesene Dichter Thomas. Sie wiederholte jetzt für ihn, was Buffon ihr gegenüber gethan hatte, und wählte Ausdrücke einer maßlosen Bewunderung, um sein geistiges Bild zu entwerfen; seine Fehler nannte sie nur Uebertreibungen der Vollkommenheit. „Er schreibe," sagt sie, „zuweilen wie Bossuet, dann wieder wie Tacitus und fordere den Vergleich

[1]) E. Montégut, Impressions de voyage et d'art; Souvenirs de Bourgogne, Montbard.

[2]) Madame Necker, Mélanges, III, 309, 382.

mit Homer heraus; ſtatt im XVIII. Jahrhundert zu leben, habe er das Loos eines Cato oder Regulus verdient."

Wie um den literariſchen Gegenſatz zu ihrer Mutter zu betonen, wird Frau von Staël ſpäter kühl genug von der „prätentiöſen Monotonie" dieſes ihres Lieblings reden und einen, von Roederer angeſtellten Vergleich zwiſchen ſeinem und Necker's Styl wie ein dem letzteren zugefügtes Unrecht empfinden[1]). Als Freund dagegen, wenn auch nicht als Dichter, hat Thomas das Urtheil von Madame Necker über ihn gerechtfertigt und, noch ſterbend ihrer Freundſchaft gedenkend, die Zuverſicht ausgeſprochen, daß Niemand zu beklagen ſei, der eine Menſchenſeele aufrichtig geliebt habe; um dieſen Preis ſei das Leben werth, gelebt zu werden.

Das achtzehnte Jahrhundert hat ohne Zweifel den Begriff der Liebe ſchon deswegen erniedrigt, weil es ihn, im Dichten wie im Leben, nur zu häufig vom Begriff der Entſagung getrennt hat; allein faſt möchte es ſcheinen, als habe es von der Freundſchaft höher gedacht als wir: In ſeinen Lebenseinrichtungen nahm ſie eine Stelle ein, die wir ihr nur ganz ausnahmsweiſe noch zuerkennen; ihr wurden Opfer gebracht, die uns befremden oder übermäßig erſcheinen würden, die aber durch eine Hingebung gelohnt wurden, deren Preis man nicht zu hoch ſtellen zu können glaubte. So ſchrieb Hume, der große engliſche Hiſtoriker, als er ſich dem Tode nahe fühlte, ſeiner bewährten Freundin, der Marquiſe von Boufflers, er ſehe das Ende ohne Furcht oder Klage herbeikommen; vor dem Scheiden aber wolle er ſie zum letzten Mal mit großer Zuneigung und Ehrfurcht grüßen[2]). Es blieb nicht bei bloßen Verſicherungen: Als zwei unzertrennliche Herzensfreunde galten Du Breuil, ein Arzt, und Pechméja, ein armer, beſcheidener Schriftſteller und Mitarbeiter von Raynal; ſie bewohnten beide ein Landhaus

[1]) Roederer, Oeuvres comp. VIII, 647, Brief von Frau von Staël, Lauſanne, 20. Aug. 1796.

[2]) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, IV, 162.

zu Saint-Germain-en-Laye, als Du Breuil einst schwer erkrankt nach Hause zurückkehrte: „Du allein, mein Freund, gehörst zu mir, denn meine Krankheit ist ansteckend", sagte er zu Pechméja, und wirklich starben beide innerhalb weniger Tage [1]). Von Madame Geoffrin weiß man, daß d'Alembert eine Pension von ihr bezog, daß sie Jahre hindurch den Lebensunterhalt von Fräulein von l'Espinasse bestritt, Künstler und Schriftsteller unterstützte und die Güte so weit trieb, daß sie sich eine lange Zeit hindurch mit schlechter Milch begnügte, weil sie ihrer Milchfrau die Kuh geschenkt hatte und sie deswegen doch nicht fortschicken zu können meinte [2]).

Verhältnißmäßig schwerer als im Kreis von Berühmtheiten und Schöngeistern fand sich Madame Necker in der Pariser Frauenwelt zurecht; mit begreiflicher Zurückhaltung wartete sie, bis hochgestellte Damen, wie die Maréchale von Luxembourg oder die Herzogin d'Enville, ihre frühere Gönnerin, sich ihr näherten, was letztere zu thun nicht versäumte. Mit Madame Geoffrin dagegen befreundete sie sich sehr bald: sie hatten manche Berührungspunkte, vor Allem den ihnen gemeinsamen Wohlthätigkeitssinn; andererseits betonen Briefe von Madame Geoffrin auch Verschiedenheiten zwischen ihnen oder kleine Schwächen der Freundin, die ihrem Scharfblick nicht entgangen waren. „Mit ihr," klagt sie einmal, „sei es stets die alte Geschichte; immer wieder lasse sie sich von ihrem Gefühl mit fortreißen; etwas kaltblütig zu thun, sei ihr unmöglich; nie werde sie die Leichtigkeit des Verkehrs, die freie Ungezwungenheit und das Sichgehenlassen erreichen, die allein gesellschaftliche Beziehungen angenehm gestalten" [3]).

Madame Necker nahm solche Bemerkungen von der Mutter, und was verdienstlicher war, von der nicht minder originellen,

---

[1]) Sainte-Beuve, Camille Jordan. Nouveaux Lundis, XII, 115.

[2]) Grimm et Diderot, Correspondance littéraire, IV, 111, 103, 281, D'Alembert à Condorcet sur Madame Geoffrin.

[3]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, I, 220, 223.

aber viel weniger angenehmen Tochter, Madame de la Ferté-Imbault, ruhig hin und bewahrte beiden eine aufrichtige Zuneigung; ganz gewonnen dagegen und selbst veranlaßt, sie mit der Feder zu verewigen[1]), wurde sie durch eine der anmuthigsten Frauen ihrer Zeit, Amélie de Boufflers, Herzogin von Lauzun, deren liebliche, durch keine Schwäche oder Verirrung verdunkelte Erscheinung so oft den Schilderungen jener Zeiten, wie ein Ruhepunkt für das Auge inmitten so vieler dunkler Bilder, beigegeben ist. Ihre Freundschaft wurde erwidert, denn in revolutionären Tagen fand die sonst schüchterne, die Zurückgezogenheit liebende, junge Frau den Muth, einst im Tuilerien-Garten vor einem versammelten Publikum für Necker Partei zu nehmen[2]); er und seine Frau mußten es erleben, daß diese Idealerscheinung edler Weiblichkeit nach allen Prüfungen einer höchst unglücklichen Ehe auf dem Schaffot endigte.

In gewinnender Anmuth mit ihr zu vergleichen, wenn auch in allen anderen Beziehungen ganz verschieden von ihr, war Gräfin d'Houdetot. Das Bild, welches Madame Suard in ihren höchst seltenen Memoiren von dieser Frau entwirft, steht in eigenthümlichem Gegensatz zu jenem andern, das einer von Liebe erfaßten Dichterphantasie sein Entstehen verdankt: „Jedermann", sagt sie, „der die Geschichte der Leidenschaft von Rousseau für sie kannte, erwartete sicher den Anblick einer schönen, gewinnenden Erscheinung; statt dessen war es unmöglich, sich bei der ersten Begegnung mit ihr des peinlichsten Erstaunens zu erwehren. Sie schielte entsetzlich, und es ließ sich nicht errathen, wohin ihr Blick gerichtet war; sie hatte auffallend starke, im Ganzen abstoßende Züge; aber die Gewohnheit, sie zu sehen, gewann über diese ersten Eindrücke bald die Oberhand, wenn im Gespräch mit ihr die lebhafteste Einbildungskraft, der liebenswürdigste Geist und eine sanfte, durchaus wohlwollende Seele

[1]) Madame Necker, Mélanges, I, 376.

[2]) Droz, Histoire de Louis XVI., I, 305. Note aus Sénac de Meilhan, La Société en France avant la Révolution.

sich enthüllten. Wenn ich ihren Worten lauschte, pflegte ich mir oft zu sagen ‚Mein Gott, wie gut würde doch ein hübsches Gesicht zu solchen Geistesgaben passen'. Sie wußte allen Dingen, in der Kunst wie in der Natur, die beste Seite abzugewinnen und das Verdienst der Menschen mit einer an Instinkt grenzenden Schnelligkeit herauszufinden; ihr Leben machte den Eindruck, auf fortwährenden Genuß als eigentlichen Zweck gerichtet zu sein" [1]).

Eine weitere Concession für die herrschenden Begriffe war Madame Necker's Freundschaft für Madame Du Marchais, später an d'Angervilliers verheirathet, eine der schönen, einflußreichen und intriguanten Frauen jener Zeit, von der eine geringfügige Ursache sie übrigens nach einigen Jahren wieder entfremdete. Madame Du Deffand dagegen fand es gerathen, trotz aller vorgefaßten Meinung gegen das Ehepaar Necker, Zuflucht bei ihm gegen die Qual der Vereinsamung und Langeweile zu suchen, wie sie es an Voltaire und ausführlicher an Horace Walpole berichtet. „Morgen," schreibt sie letzterem in ihrer Weise, „bin ich zu einem Souper gebeten, zu welchem ich statt meiner gern Jemand Anders schicken möchte. Es wird von Necker und seiner Frau zu Saint-Ouen gegeben; sie wollten mich kennen lernen, weil man mich in den Ruf eines Schöngeistes gebracht hat, der andere Schöngeister nicht leiden mag; das erscheint ihnen als sehenswerthe Merkwürdigkeit. Ich war einfältig genug, diese Bekanntschaft zu machen, und frage ich mich warum, so könnte ich schamroth darüber werden, mir bekennen zu müssen, daß es aus Furcht vor der Schmach der Langenweile geschah, und daß ich oft so thöricht bin wie Gribouille, der sich aus Scheu vor dem Regen ins Wasser wirft" [2]).

Madame Necker's Briefe an Voltaire sprachen ihrerseits befriedigt von dieser Begegnung, und Anfangs ging die Sache

[1]) Madame Suard, Essais de Mémoires sur Monsieur Suard, 59—63.

[2]) Madame Du Deffand, Correspondance avec Horace Walpole, Lettre de Juin 1773.

ganz gut; man sah sich auf dem Lande zu Saint-Ouen, wohin auch die Maréchale von Luxembourg, die Gräfin Boufflers und die Herzogin von Lauzun kamen, und wo die gelehrten und schriftstellernden Gäste der Dienstage und Freitage nur als geduldete Ausnahmen erschienen: „Ich dachte nicht, einst die Bekanntschaft der Damen Necker und Du Marchais zu machen," schrieb die Marquise an die Herzogin von Choiseul. „Ich sehe sie oft und finde sie angenehm, sie sind weder einfältig noch ungenießbar, sie eignen sich besser zum gesellschaftlichen Verkehr als die meisten Damen der großen Welt; was die Langeweile verscheucht, ziehe ich dem vornehmen Wesen vor."

Ueber Necker selbst schrieb sie an Horace Walpole, er sei ein sehr anständiger Mensch, mit vielem Verstande, aber zu viel Metaphysik in seinen Schriften; in Gesellschaft sei er natürlich, heiter und offenherzig, oft zerstreut, doch spreche er nicht viel. Als Madame Du Deffand eines Tags ihrer Freundin, Madame de Luxembourg, ein aus gezupften Goldfäden gefertigtes Kissen übersandte und er es zufällig sah, schrieb er die Verse dazu:

»Vive le parfilage
Plus de plaisir sans lui;
Cet important ouvrage,
Chasse partout l'ennui,
Tandis que l'on déchire
Et galons et rubans,
L'on peut encore médire
Et déchirer les gens.
Autrefois dans la vie
On n'avait qu'un amant,
Maintenant la folie
Est d'en changer souvent.
On défile et partage,
L'amour comme un ruban
Et même au parfilage
On met le sentiment.

Tel qui lit une page
Peut paraître un savant,
S'il a du parfilage
Le secret imposant,
La plus petite idée
Qu'on attrappe en passant,
Etant bien parfilée
Tiendra lieu de talent« [1]).

Nach einiger Zeit aber erkalteten auch diese Beziehungen wieder, und das Endurtheil von Madame Du Deffand nennt Madame Necker „steif, kalt, voll Eigenliebe, übrigens ganz achtbar"; man fühlt lange zuvor bei der vornehmen, verwöhnten Frau den leicht-verächtlichen, einen Rückschlag vorbereitenden Ton. Dieser Rückschlag trat ein, als sie auch in dem neuen Kreis ihre Feindin, die Langeweile, wiederfand. „Die arme Frau ist gestorben wie sie gelebt hat," schrieb Madame Necker, als sie von ihrem Tod hörte; „selbst das Sterben war für sie ein zwar trauriger, aber doch auch oberflächlicher Begriff; ich konnte dabei wahrnehmen, wie unmerklich für ein so gefühlloses Wesen der Unterschied zwischen Sein und Nichtsein ist" [2]).

Sainte-Beuve hat, und zwar diesmal wohl vergebens versucht, die Strenge des Urtheils über die unglückliche, blinde Freundin von Horace Walpole zu mildern; vergessen aber wird die Nachwelt sie nicht, denn nicht nur einige der besten Briefe, sondern auch ein paar der besten Anekdoten des achtzehnten Jahrhunderts hat sie geliefert. War doch sie es, die dem Erzbischof von Aix auf seine wiederholte Versicherung, der heilige Dionysius habe nach seiner Enthauptung mit dem Kopf unter dem Arm noch hundert Schritte gemacht, die bekannte,

[1]) Grimm et Diderot, Correspondance littéraire, III, 3.
[2]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, I, 222.

zum Sprichwort gestempelte Antwort gab: »Monseigneur, dans ce cas il n'y a que le premier pas qui coute«. Von ihr ist auch das mit ebenso unerbittlicher, als geschickter Feder gezeichnete Porträt von Voltaire's Freundin, Madame Du Châtelet. Nachdem sie des Gerüchtes Erwähnung gethan hat, diese habe das unter ihrem Namen erschienene Werk über Mathematik nicht geschrieben, fügt sie, es scheinbar widerlegend, hinzu, ihr sei versichert worden, Madame Du Châtelet habe Geometrie studiert, um ihr Buch zu verstehen[1]).

Einen nicht geringen Theil seines gesellschaftlichen Erfolges verdankte der Salon von Madame Necker den ihn besuchenden Fremden, unter ihnen den Diplomaten, wie Lord Stormont, dem englischen, Marquis Caraccioli, dem neapolitanischen Gesandten; die erste Stelle in der Intimität der Familie gebührt hier Necker's Freund, Baron Gleichen, welcher in den ersten Jahren vor dessen Verheirathung den dänischen Gesandtschaftsposten in Paris bekleidete[2]); die glänzendste jedoch dem Neapolitaner Abbé Galiani, gleichfalls in diplomatischen Diensten dort verwendet, dessen außergewöhnlicher Geist und Witz selbst das verwöhnte Paris in Athem hielt: „Der neapolitanische Arlequino, auf dessen Schultern," wie Marmontel zu sagen pflegte, „der Kopf eines Macchiavelli ruhte", bewahrte unter seinen Pariser Freunden, zu welchen besonders Grimm, d'Holbach, Diderot, Madame d'Epinay und Madame Geoffrin gehörten, seine eigene, selbständige Stellung. Auch er war Bewunderer, und bis zu einem gewissen Grad, auch Anhänger der neuen Ideen, ein feiner, skeptischer Geist, unerbittlich wie kein Anderer zum Spott über Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten bei Menschen und Dingen bereit; aber ein Fanatiker war er nicht, und die Zu-

---

[1]) Grimm et Diderot, Correspondance littéraire, III, 399.

[2]) Das beste über ihn findet sich in seinen „Denkwürdigkeiten" und in einer Note von Perey et Gaston Maugras, L'Abbé Ferdinand Galiani, Correspondance, II, 193.

versicht seiner Freunde in den nahen Triumph der Vernunft und Freiheit hat er nie getheilt. Mit der klug berechnenden Vorsicht des Italieners hütete er sich zu zerstören, was er nicht ersetzen konnte, und in Ermangelung einer anderen an die Allmacht von Theorien und Systemen zu glauben; als „Tartuffe" in Neapel gegeben werden sollte, rühmte er sich gegen d'Alembert, es verhindert zu haben. Im Schloß Granval, dem Hauptsitz der Philosophie, „der längst vom Blitz getroffen zu werden verdient hätte, wenn der Himmel Dinge strafte, wie die Reden, welche dort geführt werden" [1]), bei dem Pfälzer Baron d'Holbach war es, daß Galiani jenen berühmten Vergleich von den gefälschten Würfeln aufstellte, der wie die Protestation des gesunden Menschenverstandes im Andenken der Zeit fortlebte: „Ich setze voraus meine Herren", so lautete nach Morellet der Einwand Galiani's, den er auffallend klein von Gestalt und die Perrücke in der Hand, in die Ecke eines Lehnstuhls gekauert beschreibt, „daß derjenige von Ihnen, der von der zufälligen Entstehung der Welt am meisten überzeugt ist, nicht etwa in einer Kneipe, sondern in einem der besten Häuser von Paris, beim Würfelspiel seinen Gegner einmal, zweimal, dreimal, endlich beständig einen Pasch von sechs werfen sieht. Wie kurz das Spiel auch dauerte, würde mein Freund Diderot, der so sein Geld verlöre, doch, ohne zu zaudern oder einen Augenblick daran zu zweifeln, sagen: ‚Die Würfel sind gefälscht; ich bin in einer Mördergrube'. Aha! Philosoph, wie so? Weil zehn bis zwölf Mal die Würfel so aus dem Becher gefallen sind, daß Ihr 6 Livres verloren habt, glaubt Ihr fest, dies sei in Folge eines geschickten Kunstgriffs, einer schlauen Combination, einer wohlberechneten Gaunerei geschehen? Und indem Ihr in diesem Universum viele Combinationen seht, die tausend und tausend Mal schwieriger, verwickelter, andauernder, zweckentsprechender sind, vermuthet Ihr nicht, daß die Würfel der Natur gefälscht

[1]) Das Wort ist von Abbé Morellet.

sind und dort oben ein großer Taschenspieler ist, der sich einen Scherz daraus macht, Euch zu täuschen“ [1]).

Galiani's leichten Ton und rücksichtslosen Witz konnte Madame Necker, wie es ihre Correspondenz mit ihm bezeugt, aber doch weder dämpfen noch stets in Schranken halten; er war eben auch eines ihrer Zugeständnisse, und vor Allem ein glänzender Anziehungspunkt für den gesellschaftlichen Verkehr, dem Zufall und Umstände noch überdies eine sehr nützliche Rolle zu Necker's Gunsten vorbehielten. Auch der berühmte Name eines andern Neapolitaners, der des Marquis Beccaria, ist mit den Erinnerungen des Salon Necker verknüpft; Madame Suard beschreibt ihn als unansehnlichen Wuchses, aber mit Zügen, die man nicht wieder vergessen konnte, weil in ihrer regelmäßigen Schönheit die Kraft des Adlers mit Sanftmuth und Weichheit gepaart erschienen, und der Genius in seinem Blick aufleuchtete [2]).

Nicht minder anziehend, wenn auch nicht von europäischer Berühmtheit wie die Beccaria's, war die Persönlichkeit des Gesandten König Adolf Friedrichs von Schweden, Grafen Creutz, den Marmontel in der nach Garat „mustergültigsten aller pathetischen Erzählungen“ [3]), den »Solitaires de Murcie«, verewigt hat. Creutz gehörte zum intimen Freundeskreis von Madame Geoffrin, war nachdenklich, zerstreut, der liebenswürdigste der Menschen; erfüllt von Liebe zum Schönen und von Bewunderung für das Genie, beinahe aller europäischen Sprachen mächtig, ein feiner Kenner ihrer Literaturen und dabei leidenschaftlicher Verehrer der Musik [4]). Ohne in seinem Lob so weit zu gehen, wie der sentimentale Garat, der von ihm sagt „er habe verdient, auf Engelsflügeln bis zu einem Thron gehoben zu werden“, spricht auch Schwedens großer Historiker Geijer „von der bezaubernden Anziehungskraft“, welche dem Grafen Creutz zu-

[1]) Diese Scene bei Morellet, Mémoires, I.
[2]) Madame Suard, Essais de Mémoires, 72—73.
[3]) Garat, Mémoires sur Suard, II, 11.
[4]) Marmontel, Mémoires, VI, 233.

geschrieben ward und ohne Zweifel von der Wechselwirkung herrührte, die bei ihm zwischen dem Dichter und dem Staats- und Hofmann bestand. „Die Geistesabwesenheiten", sagt er, „welche ihn so originell liebenswürdig im Umgang machten, waren, sobald die Geschäfte ihn freiließen, unbeschränkte Versetzungen seiner Persönlichkeit ins Gebiet der Phantasie. Creutz war eine poetische, idyllisch-milde Natur. . . . Noch im letzten Jahr seines Lebens begrüßte er den Frühling mit Entzücken" [1]). Der in Paris populärste aller auswärtigen Souveräne, Gustav III. tragischen Andenkens, fand in Creutz den rechten Vertreter des schwedischen Namens.

Mit der Familie Necker war auch der seit 1748 in Paris lebende Oberpfälzer, Melchior Grimm, befreundet. In bescheidener Lebensstellung war er als Privatsekretär des sächsischen Grafen Friesen nach Paris gekommen, wo er bald in den leitenden schriftstellerischen Kreisen Aufnahme fand und in enge Beziehungen zu J. J. Rousseau und Diderot trat; mit letzterem betheiligte er sich, wie bereits erwähnt, an der Redaktion der Correspondance littéraire, die er bald ausschließlich leitete. Seine ritterliche Vertheidigung der ihm damals noch unbekannten, unschuldig verdächtigten Madame d'Epinay wurde der nächste Anlaß seiner Beziehungen zu ihr, die in der literarischen Geschichte des Jahrhunderts nicht ohne Bedeutung geblieben sind, zunächst schon deswegen, weil er viel zur Ausbildung eines weiblichen Talentes beitrug, das hochgestellt zu werden verdiente und in lebendiger Wahrheit seine Zeit reflektirt [2]). An diese Beziehungen knüpft sich auch der Bruch zwischen Madame d'Epinay, Grimm und Rousseau, der zugleich mit einigen andern, ähnlichen Geschichten die zweite Hälfte der „Confessions" zum Pamphlet erniedrigt, in welchem Haß und Undank sich gegenseitig überbieten. Dieser Streit mit Jean-Jacques trug kaum

[1]) Geijer, Gustav's III. nachgelassene Papiere, 2 Bände, II, 4.

[2]) Madame d'Epinay, Mémoires, und La Jeunesse de Madame d'Epinay.

weniger dazu bei, den Namen von Grimm bekannt zu machen, als die schwärmerische Anhänglichkeit von Diderot.

Vornehmlich im beständigen Verkehr mit ihm bildete sich der Schüler Gottsched's zum französischen Schriftsteller aus, ohne deswegen seiner deutschen Eigenart zu entsagen; ihr verdankte er die nüchterne Ruhe des Urtheils und die auf solider Vorbildung beruhende Vielseitigkeit, die den Wunsch bei ihm erweckte, Vermittler der ausländischen, vor Allem der deutschen Literatur bei den Franzosen zu sein. Er pries ihnen bereits 1765 den Genius Lessing's, hielt an der Ueberlegenheit von Shakespeare im Gegensatz zu den noch immer vorherrschenden Theorien des französischen Klassicismus fest und imponirte zugleich durch eine Schlagfertigkeit, die man nicht ungestraft herausforderte. So meinte er, nach dem Erscheinen von Lauraguais' Tragödie „Jokaste", das Verständlichste in diesem Drama sei das Räthsel der Sphinx; sein „kleiner Prophet", eine Satyre gegen die französische zu Gunsten der italienischen Musik, machte sein Glück bei Voltaire, der bekanntlich fragte, mit welchem Recht dieser Eingewanderte klüger sei als sie Alle. Die verständnißvolle und begeisterte Liebe Grimm's für die Tonkunst wurde belohnt, denn als der Knabe Mozart mit Vater und Schwester nach Paris kam, ward er sein Mäcen und einer der ersten, der Welt seinen jungen Genius zu verkünden.

Mit der Familie Necker trat er erst später in Verkehr, als seine Beziehungen zu den deutschen Höfen von Gotha und Hessen-Darmstadt ihm den Titel eines Barons, verschiedene diplomatische Missionen und, durch die Reise nach Petersburg als Erzieher des Prinzen Ludwig von Hessen, die Gnade der Kaiserin Katharina verschafft hatten [1]). Viele seiner Briefe aus der russischen Hauptstadt sind an Madame Necker gerichtet, welcher er so er-

[1]) Edmond Scherer, Sénateur, Melchior Grimm, Revue des Deux-Mondes, Octobre — Décembre, 1885. H. Uhde, D. Reichardt's Selbstbiographie.

geben war, daß er in Paris seine Woh[illegible] sie
täglich, wenn auch nur auf einige Augen[illegible] n.

Mit den englischen Gästen in Pari[illegible] er
von Zeit zu Zeit Madame [illegible] e
de Boufflers aufsuchte, wu[illegible] r
bekannt; dagegen traf, vo[illegible] n
Frühjahr 1765 wieder in [illegible] n
empfangen. Im nicht g[illegible]
jedesmal, wenn von Ma[illegible]
verurtheilt scheint, spri[illegible]
Curchod," sagt er, „such[illegible]
ihr Gatte ganz besond[illegible]
nicht behandeln können[illegible]
er zu Bett ging und [illegible]
herausfordernde Gefüh[illegible]
Geliebten möglichst g[illegible]
ehedem und viel vorn[illegible]
gefallen, ohne sich e[illegible]
verständiger Weise p[illegible]
ihr Vermögen. ‚W[illegible]
wegwerfend — ‚nic[illegible]
[illegible]ch lächelte, und sie [illegible]
zwanzigtausend [illegible]
[illegible]em Jahr ac[illegible]
[illegible]trachtete'[1]."
Gegenstü[illegible]

[illegible]
als [illegible]
bew[illegible]

[1] [illegible]

weiblichen Eitelkeit eine ebenso vollständige als verdiente Genugthuung zu Theil wurde. Während der zwei Wochen seines Aufenthalts in Paris sah ich ihn beinahe täglich; er war sanft, fügsam, zurückhaltend bis zur Schüchternheit, täglicher Zeuge der Neigung meines Mannes zu mir, seiner geistigen Vorzüge, seiner liebenswürdigen Laune. Die Wärme seiner Bewunderung für den äußeren Glanz, der mich umgibt, machte mich erst auf Vorzüge aufmerksam, die mich bisher gleichgültig gelassen oder selbst unangenehm berührt hatten" [1]).

Jahre verstrichen: der Jüngling und das junge Mädchen, die einst mit sehr verschiedener Sinnesart an den Ufern des Genfer Sees sich begegnet, geliebt und nicht verstanden hatten, waren beide alt geworden. Im Gartenhaus seiner Terrasse zu Lausanne, in der mitternächtlichen Pracht einer Juni-Mondnacht des Jahres 1787, that Gibbon den letzten Federzug an einem Werk, wie es zu vollenden nur Wenigen vergönnt ist. In scharfen Gegensatz zur Freude des Gelingens trat selbst in jener Stunde das Gefühl der Vergänglichkeit alles Irdischen, der Vergleich zwischen der unsterblichen Dauer des Werkes und der kurzen, seinem Schöpfer etwa noch vergönnten Lebensfrist [2]).

Gibbon war damals fünfzig Jahre alt und stand vereinsamt in seinem Ruhme; er empfand es so peinlich, daß er noch fünf Jahre nachher an eine späte Verbindung dachte. Auf diesen Plan bezieht sich der letzte Brief, den er von Madame Necker erhielt, die während der Revolution mit ihrem Mann in die Schweiz zurückgekehrt, den Winter von 1792 zugleich mit Gibbon in Genf verlebte. „Oft gedenken wir", schrieb sie von Coppet am 15. Juni jenes Jahres, „dieser genußreichen, mit Ihnen verbrachten Stunden; mir brachten sie die seltene Gunst der Vorsehung, daß auf diese Weise eine reine, theure Neigung

[1]) Golowkin, Lettres diverses recueillies en Suisse, 265.
[2]) Gibbon, Memoirs of my life and writings, 190.

meiner Jugend sich mit jener andern begegnete, die mein irdisches Loos zu einem so beneidenswerthen gestaltet hat. Dieses seltene Zusammentreffen und Ihr unvergleichliches Conversationstalent versetzten mich wie in eine Zauberwelt; die Beziehungen zwischen Gegenwart und Vergangenheit gestalteten die Wirklichkeit wie zu einem Traum; könnten Sie sich entschließen, ihn zu verlängern? Coppet prangt in seiner ganzen Schönheit; ich will nichts hinzufügen, denn wir leben ganz einsam und zurückgezogen; die Genfer bleiben in der Stadt, und ihre Landhäuser sind der schlimmen Zeiten wegen verlassen. Selbst M . . . hat sich veranlaßt gefühlt, wieder zu heirathen, und wir müssen ihn fast immer entbehren. . . . Hüten Sie sich doch, ich bitte Sie, Ihrerseits eine solche späte Verbindung einzugehen; die Ehe, die in reiferen Jahren beglückt, ist nur diejenige, welche in der Jugend geschlossen wurde; da nur ist das Zusammensein ein vollkommenes; die Neigungen bestimmen sich gegenseitig, die Gefühle begegnen sich, die Ideen theilen sich mit, die intellektuellen Eigenschaften finden sich einander, das Leben verdoppelt sich und wird zur Verlängerung der Jugend, denn die Eindrücke der Seele beherrschen das Auge, und auch die entschwundene Schönheit hat ihre Macht nicht ganz verloren. Ihnen aber, mein Herr, der Sie auf der Höhe geistiger Entwicklung stehen, dessen ganzes Leben in festen Bahnen sich bewegt, eine Ihrer würdige Gefährtin zu finden, wer dürfte es wagen?! Eine ungenügende Art der Verbindung erinnert stets an die Statue des Horaz; Sie sind dem Ruhme angetraut, und die Freunde, die Sie lieben, blicken neidlos auf den Bund, dessen Glanz auf sie zurückfällt“ [1]).

So klingen die Beziehungen zwischen Gibbon und Madame Necker harmonisch aus. Im gleichen Jahr mit ihr geboren, sollte er ihr nur um wenige Monate im Tode vorangehen; er

[1]) Madame Necker, Mélanges, I, 360.

ſtarb unvermählt, am 17. Februar 1794, kaum ſiebenundfünfzig Jahr alt. Das Schickſal war nicht ungerecht geweſen, indem es nach Goethe's bekanntem Lieblingsſpruch Beiden im Alter die Fülle deſſen gegeben hatte, was ſie in der Jugend gewollt: Dem Mann einſame Größe; das Glück einer tiefen, erwiderten Neigung der Frau. —

Im zweiten Jahr der Ehe von Madame Necker wurde ihr die Tochter — ihr einziges Kind — Anne-Luiſe-Germaine, am 22. April 1766, geboren. In der Zeit, die ihrer Geburt voranging, fühlte ſich die Mutter ſo leidend, daß ſie alle Vorkehrungen für den Fall ihres Todes traf; ſie bat ihre Landsmännin und Freundin, die Frau des Banquiers Vernet, Mutterſtelle bei dem Kinde zu vertreten, und als dieſe die Verantwortung nicht zu übernehmen wagte, richtete ſie die gleiche Bitte an Madame de Vermenoux, die Pathin ihrer Tochter wurde. Necker, über den Zuſtand ſeiner Frau in große Sorge verſetzt, wandte ſich an die bewährte Freundſchaft von Moultou, damit dieſer nach Paris komme und auch durch ſeinen Zuſpruch ſie beruhige. Die Gefahr ging glücklich vorüber, aber nicht ohne die Geſundheit von Madame Necker bleibend zu erſchüttern. Der häufige Aufenthalt in den Schweizer Bergen und der Beſuch von Bädern brachte zwar Linderung und wohl auch vorübergehende Erholung, aber Schlafloſigkeit und Aufreizung des Nervenſyſtems in einem geſchwächten Organismus wuchſen mit den Jahren in einem ſolchen Grade, daß ihr die Erfüllung der geſellſchaftlichen Pflichten nur mit äußerſter Anſtrengung möglich und ſie ſelbſt während der Mahlzeiten durch häufiges Auf- und Abgehen Beruhigung zu ſuchen gezwungen war.

Das Haus in der Rue Michel-le-Comte mußte bereits nach einigen Jahren mit dem Hôtel Leblanc in der Rue de Clery vertauſcht werden, das zu den ſchönſten von Paris gehörte und erſt 1842 dem Bau der Rue de Mulhouſe zum Opfer fiel; dort wohnte die Familie Necker, bis ſie die officielle

Wohnung im Contrôle général bezog[1]). Die Wahl eines Sommeraufenthalts folgte bald; anfangs pflegte Necker das von Franz I. nach seiner Gefangenschaft im Bois de Boulogne erbaute Schlößchen Madrid zu miethen, dann kaufte er das schöne Schloß von Saint-Ouen, an den Ufern der Seine, dessen Terrassen und Parkanlagen nahe genug bei Paris gelegen waren, um seinen Gästen die Rückkehr nach der Stadt noch spät Abends zu ermöglichen. An diese Wohnsitze knüpften sich die besten Erinnerungen für Necker und seine Frau; sie selbst hatte den Verlockungen dieser neuen Existenz nicht widerstanden: „Man könnte und sollte anderswo glücklicher sein," schreibt sie ihrer Freundin in der Schweiz, „aber Bedingung dafür ist, den Zauber nicht zu kennen, der, ohne selbst das Glück auszumachen, doch alle andern Formen des Daseins vergiftet. Wir gleichen den Feinschmeckern, deren verwöhnter Gaumen alle Leckerbissen durchgekostet hat und demnach nicht mehr zu einfachen, zuträglichen Gerichten zurückzukehren vermag; die Feinheit des Geschmacks wird für Körper und Geist auf wunderbare Weise hier gefördert, und physisch und moralisch verwirklichen wir die Geschichte jenes Sybariten, den die Falte eines Rosenblattes am Schlaf hinderte"[2]). Die Schwierigkeiten, die es ihr gekostet hatte, in dieser neuen Welt sich zurecht zu finden, verhehlte sie gleichfalls nicht: „Es ist ganz wahr," schrieb sie, „daß ich nicht mehr vom selben Ideenschatz zehre wie früher: als ich in dieses Land kam, glaubte ich, daß in der Literatur der Schlüssel für Alles zu finden sei, daß ein Mann nur durch Bücher sich geistig fördern, nur durch Kenntnisse groß und bedeutend werden könne; nun aber sehe ich, daß ein Schriftsteller nur bestimmte Dinge weiß, die ihm zu einem andern Beruf nichts nützen, und ich habe das überall an mir selbst erfahren, wo der Zufall mich nicht mit einem allgemein gebildeten Mann zusammenführte. In der

[1]) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, XII, 210, Note.

[2]) Golowkin, Lettres etc., 413, Madame Necker à Madame de Brenles, Paris, 6 Avril 1773.

Welt wußte ich nichts zu sagen, selbst die Sprache, die man dort redete, war mir unbekannt; gezwungen, als Frau mir die Menschen zu gewinnen, verstand ich all' die Abstufungen der Eigenliebe nicht und verletzte, wo ich zu schmeicheln glaubte. Was in der Schweiz Aufrichtigkeit genannt wurde, hieß in Paris Egoismus; Nachlässigkeit in kleinen Dingen ward hier zur Unkenntniß dessen, was sich schickt; mit einem Wort, da ich nie den rechten Ton fand, durchaus nicht schlagfertig war, durch meine eigenen, beständigen Mißgriffe eingeschüchtert wurde und vorausfah, daß meine jetzigen Ideen sich nie mit denjenigen verketten würden, die ich mir anzueignen hatte, so beschloß ich, mein kleines Kapital auf Nimmerwiedersehen zu vergraben und zu arbeiten, um zu leben und womöglich ein wenig anzusammeln"[1]).

Besser als hier durch sie, läßt sich der Eindruck nicht schildern, den Madame Necker auf Solche machte, die sie nur oberflächlich und durch weltliche Beziehungen kannten, und damit läßt sich auch am einfachsten erklären, wie es kam, daß sie so oft falsch beurtheilt wurde; sie hatte sich in geistiger Beziehung einer Umformung unterzogen, bei welcher ihre natürlichen Gaben und Anlagen künstlich erworbenen Eigenschaften weichen mußten. Ueber dieser ebenso undankbaren als mit peinlicher Gewissenhaftigkeit durchgeführten Arbeit büßte sie nicht nur die Eigenart ihres Geistes, sondern auch etwas von der Unmittelbarkeit und Wärme ein, mit denen ihr weiches Gemüth und leidenschaftliches Herz sich hinzugeben verlangten. Da sie gewahr werden mußte, daß in der Welt, in welcher sie lebte, auch die besten Gefühle leicht mißverstanden und von Spott nicht verschont wurden, und daß ihr die Form mehr galt, als der Inhalt, zog sie sich nach und nach immer mehr auf sich selbst zurück; es wurde etwas Steifes, Gekünsteltes aus ihr; zwar nicht in ihrem innern Wesen, wohl aber in ihrer äußern Art und Erscheinung trat eine Veränderung

[1]) Golowkin, Lettres etc., 400, Madame Necker à Madame de Brenles. Paris, 31 Août 1771.

ein, und nur ihre nächsten Freunde wußten, welche Tiefe der Empfindung sich unter der anscheinenden Kälte barg. Auch das hatte sie bald erkannt, daß ihre weit über das gewöhnliche Bildungsmaß der Frauen reichenden Kenntnisse kaum ein Vortheil waren und ihr den Mangel an scherzender Laune, Biegsamkeit und leichtem Conversationstalent nicht ersetzten.

Zwar zählte das XVIII. Jahrhundert in Frankreich seit Madame Dacier noch manche gelehrte Frau, wie Fräulein de La Lezardière, die Vorgängerin von Augustin Thierry, oder die Philologin Fräulein von Gaschaux, von d'Alembert und Condillac gekannt und hochgeachtet, deren tragische Geschichte Diderot erzählt[1]); die Frauen aber, die an der Spitze des gesellschaftlichen Lebens in Paris standen, wußten im Ganzen wenig und trieben gelehrte Liebhabereien nur wie seltene Excentricitäten[2]), wie z. B. die junge Gräfin von Coigny, die mit eigener Hand secirte, oder die Marquise von Polignac und die Gräfin von Brencas, die Chemie studirten und mit Rouelle die Auflösung und Verflüchtigung des Diamanten versuchten[3]). Sie verließen sich auf ihren Geschmack, auf die Sicherheit ihres Urtheils, auf den Verkehr mit bedeutenden Männern und vor Allem auf ihre Kenntniß der Menschen und der Welt, die mehr ausrichtete, als alle Bücher: „Die Dedication einer Grammatik mir, die ich nicht einmal die Orthographie kenne", rief Madame Geoffrin mit aufrichtigem Erstaunen, als einer ihrer Verehrer ihr ein solches Zeichen der Huldigung darbrachte.

Madame Necker's Kenntniß des Lateinischen und der Mathematik, oder der Umstand, daß sie, durch seinen Uebersetzer Morellet auf ihn aufmerksam gemacht, eine der ersten Personen in Frankreich war, die Beccaria lasen[4]), solche Vorzüge hatten

[1]) Rosenkranz, Diderot's Leben und Werke, II, 307.

[2]) Taine, Origines de la France contemporaine. L'ancien régime.

[3]) Goncourt, La Femme au XVIII Siècle.

[4]) Golowkin, Lettres etc. Madame Necker à Madame de Brenles, Paris, 7 Novembre 1765.

geringen Werth in einer Gesellschaft, welcher die Kunst des Lebens und socialen Verkehrs als das Höchste galt, die einen auch nur leisen Verstoß gegen den guten Ton niemals, das unter gefälligen Formen sich bergende Laster stets verzieh, der eine schlecht angebrachte Rosette an seiner Kleidung genügte, um den sonst in Paris so populären Gustav III. verächtlich in die Reihen der Provinzial-Könige zu versetzen, und die ein glückliches Epigramm weit höher schätzte, als mühsam erworbenes Wissen. Wo sie aber ein solches sich aneignen und tiefer eindringen wollte, da fand sie einen Diderot, der Klarheit und Anmuth die dem weiblichen Geiste schuldige Huldigung nannte, bereit, ihr seine philosophischen Ideen im Gewande des Neffen von Rameau und durch Vermittlung von Fräulein von l'Espinasse zu verkünden; den Pessimismus studirte sie im „Candide", die Encyklopädie selbst mußte sich lesen wie eine Unterhaltungslektüre, und als das unvermeidliche Ende nahte, kam Figaro, es unter dem Beifallssturm der Opfer ihnen zu verkünden. Auf diesem Boden blieb Madame Necker, nach den Worten von Sainte-Beuve, eine versetzte Pflanze, die geistig nie mehr recht Wurzel zu fassen vermochte.

Umsonst schrieb sie Abhandlungen über die Kunst der Conversation, des socialen Umgangs, den Styl, umsonst stellte sie den Satz auf, man müsse stets die Persönlichkeit selbst, niemals ihre bloße Darstellerin sein[1]); die Zuschauer ließen sich nicht täuschen und fühlten, daß es dennoch eine Rolle war, die sie spielte. So schreibt Marmontel von ihr, „den Pariser Sitten fremd, habe Madame Necker keinen der Vorzüge einer jungen Französin aufzuweisen gehabt; weder in ihren Manieren noch in ihrer Sprache sei etwas von der Art und dem Ton einer in der großen Welt und unter dem Einfluß von Kunst und Cultur herangewachsenen Frau zu erkennen gewesen; ohne Geschmack in der Kleidung, ohne anmuthiges Sichgehenlassen in der Haltung, ohne gewinnenden Reiz in der Höflichkeit, seien ihr

[1]) Madame Necker, Mélanges, III, 68.

Geist wie ihre Bewegungen zu künstlich gewesen, um zur Grazie sich zu erheben. Alles", so schließt er, „war prämeditirt; nichts floß aus der Quelle oder vermochte zu täuschen; es war nicht für uns, es war nicht für sich selbst, daß sie alle diese Mühe auf sich nahm, es geschah für ihren Mann, der es seiner Frau überließ, dafür zu sorgen, daß die Conversation unterhalten wurde"[1]). Zuweilen aber verstummte diese doch, und dann, wenn Madame Necker sich etwas naiv darüber bei Marmontel beklagte, erwiderte dieser: „Nun, betrachten Sie einmal Herrn Necker selbst; ist er vielleicht alle Tage unterhaltend?"

Grimm bemerkt gleichfalls, wenn der Dialog stockte, habe sie ängstlich und unruhig in den Blicken der Anwesenden nach der Ursache geforscht; was sie darin von den Andern verlangte, war immer noch wenig, mit dem verglichen, was sie selbst von sich forderte. Necker fand einst zufällig ein Notizbuch, in das sie jeden Morgen die Beschäftigungen einzutragen pflegte, die sich über den Tag vertheilten, und lachend las er ihr die Stelle vor: »Relouer plus fort Monsieur Thomas sur le chant de la France dans son Poème de Pierre le Grand«[2]). Man begreift, wie ihre alte Freundin bei einer so vorbereiteten Conversation das angenehme Sichgehenlassen vermißte, und der ursprünglich oft schon unbestimmte, undeutliche Gedanke in Folge des auferlegten Zwanges noch unverständlicher oder übertrieben wurde.

Auch von Galiani haben wir eine Schilderung des Salons der Madame Necker: „Es gibt keinen Freitag," schrieb er ihr aus Neapel, „den ich nicht im Geist bei Ihnen zubrächte; ich trete ein, ich finde Sie entweder noch bei der Toilette, oder auf Ihrem Ruhebett. Ich setze mich Ihnen zu Füßen; Thomas leidet im Stillen dabei, Morellet beklagt sich laut, Grimm und Suard lachen; Graf Creutz bemerkt nichts davon. Es wird

[1]) Marmontel, Mémoires, Livre X, 397.

[2]) Baron Auguste de Staël, Notice sur Monsieur Necker, I, XXXV, seiner Einleitung zu dessen Oeuvres complètes.

gemeldet, daß servirt ist; die übrigen Gäste essen Fleisch, ich faste und verzehre sehr viel von den schottischen Conserven, die ich mehr liebe, als mir zuträglich ist, während Abbé Morellet einen Kapaunen zerlegt. Nach Tisch, beim Kaffee, spricht Alles auf einmal; Abbé Raynal kommt mit einer Dame überein, daß Boston und das englische Amerika sich für immer von England getrennt haben, und zugleich verständigen sich Creutz und Marmontel darüber, daß Gretry der französische Pergolese sei; Herr Necker findet Alles in der Ordnung, steckt den Kopf hinein und geht fort .... Da haben Sie meinen Freitag" [1]).

Da aber Galiani, wie gesagt, einige Scherze nicht unterdrücken konnte, die Madame Necker nicht billigte, so beschränkte sich seine Correspondenz mit ihr auf wenige Briefe, und mit Madame d'Epinay spaßte er in Bezug darauf: „Madame Necker werde ich künftig durch meine Kanzlei antworten lassen, ich werde platt und glatt sein, wie ein Teller von Madame Geoffrin; so strafe ich die kalte Haltung des Anstandes."

Auch Morellet bemerkt, „daß die Strenge der Hausfrau dem freien Austausch der Gedanken hinderlich gewesen, indem Vieles, besonders religiöse Fragen nicht diskutirt werden durfte, wenn sie anwesend war; dagegen habe sie sehr gut über Literatur geurtheilt, während Necker nichts darüber zu sagen und nur zuweilen auf feine, pikante Weise über Philosophen und Schriftsteller zu scherzen pflegte, die, wie er meinte, von seiner Frau zu hoch gehalten würden; diese beredete ihn ihrerseits über seine Schweigsamkeit und seine linkischen Manieren, aber stets so, daß er dabei erst recht zur Geltung kam" [2]). Grimm verkündete der sogenannten philosophischen Kirche, „daß sie an den Freitagen bei Schwester Necker sich einzufinden habe, weil sie ihre Person und die ihres Gemahls zu schätzen wisse; das Gleiche lasse

[1]) L'Abbé Ferdinand Galiani, Correspondance, I, 227.
[2]) Morellet, Mémoires, I, 149.

sich leider nicht vom Koch des Hauses sagen[1]). Was Madame Necker's Ansichten betreffe, so sei sie aufrichtig Hugenottin, Socinianerin, Deistin oder vielmehr, um irgend etwas zu sein, zum Schluß gekommen, sich über nichts mehr Rechenschaft zu geben"[2]).

Strenger urtheilten, ihrer Gewohnheit nach, die Frauen über Madame Necker. Als die Elsässerin, Baronin Oberkirch, sie in Saint-Ouen besuchte, erhielt sie den Eindruck, „als ob der Himmel, bevor er die Seele von Madame Necker mit ihrem Körper verband, zuerst beide in Stärke getaucht habe", und dieses seitdem oft wiederholte Witzwort hatte keinen geringen Erfolg[3]). „Ich bin ein Instrument, auf dem Sie vortrefflich zu spielen wußten", sagte einst der hochbejahrte Abbé de Saint-Pierre, Verfasser des Vorschlags zum allgemeinen Frieden, seiner alten Freundin, Madame Geoffrin. Im Gegensatz dazu schrieb Madame Du Deffand an Walpole über den Salon Necker und über Necker selbst: „Er hilft den Leuten nicht, ihre Gedanken zu entwickeln, man ist einfältiger mit ihm, als allein oder mit Andern".

Einen großen Einfluß, selbst in literarischer Beziehung, hat der Necker'sche Kreis nichtsdestoweniger geübt; er gehört mit zur geistigen Physiognomie der zweiten Hälfte des französischen achtzehnten Jahrhunderts[4]), und einige der bekanntesten Episoden in der Geschichte der Zeit sind mit seinem Andenken verknüpft. In ihrem Salon war es, daß Madame Necker vergebens einem auserlesenen Auditorium den Genuß der ersten Lekture des Meisterstücks von Bernardin de Saint-Pierre „Paul und Vir-

---

[1]) Grimm et Diderot, Correspondance littéraire, I, 9.

[2]) Ebendaselbst, I, 333.

[3]) Baronne d'Oberkirch, Mémoires, I, Chap. XIII.

[4]) Unter den zahlreichen Darstellungen, die ihn zum Gegenstand haben, s. auch im Roman Philippe de Morvelle, von Madame Augustin Thierry den Abschnitt: Le Salon Necker. Revue des Deux-Mondes, 1833, II, 691.

ginie" bereitete; der Verfasser, dem sowohl Necker als seine Frau ihre besondere Gunst und Freundschaft zugewandt hatten, mußte es erleben, daß diesem Edelstein französischer Prosa bei seinem ersten Erscheinen kein Werth zuerkannt wurde; als sie Buffon einschlafen und einen Andern lächeln sahen, beeilten sich einige anwesende Damen, ihre Thränen zu verbergen, und der Roman fiel. Erst in der letzten Stunde ihres Bestehens, 1787, machte diese scheidende Welt noch ihr Versehen gegen das Werk gut, welches schon einer andern Zeit angehörte und die neue Epoche in der Literatur mit einleiten half. Nicht minder bekannt ist das Diner vom 17. April 1770 bei Madame Necker geblieben, zu welchem sie Diderot, Suard, den Marquis de Chastellux, Grimm, de Schomberg, Marmontel, d'Alembert, Thomas, Saint-Lambert, Saurin, Helvetius, Raynal, die Abbés Arnauld und Morellet geladen hatte, und bei dem auf Anregung der Hausfrau beschlossen wurde, dem Patriarchen von Ferney durch Pigalle eine Statue errichten zu lassen. Ueber die Auffassung, die man von Seiten des Künstlers wünschte, entspann sich ein langer Streit, auf welchen die Verse von Voltaire an Madame Necker anspielen, wie sie in gemilderter Version in Beuchot's Ausgabe seiner Werke abgedruckt sind; in der ursprünglichen Form, die sich unter Suard's Papieren wiedergefunden hat, lauteten sie anders [1]). Unerachtet des heftigen Widerstandes, dem der Vorschlag begegnete, kam er mit Hülfe von Beiträgen des Königs von Dänemark, Katharina's und Friedrich's des Großen dennoch zu Stande; auf den Rath von

[1]) „Vous craignez, beauté délicate,
Que ce Pigalle, trop ingénu
Ne me présente à vous tout nu:
Mais pardonnez-lui, s'il me flatte.

„Quand son ciseau vous sculptera
Ne soyez pas si renchérie;
Ou tout le monde lui criera
Otez-nous cette draperie.

Diderot, dem dabei ein Vorwurf der Antike vorschwebte, stellte Pigalle einen gewandlosen Voltaire mit wunderbar lebendigen Gesichtszügen von frappanter Aehnlichkeit her[1]). Aufgestellt wurde die wie eine anatomische Studie ausgearbeitete Statue übrigens nie; sie kam später in den Besitz eines Neffen Voltaire's, der sie 1806 der Bibliothek des Instituts schenkte, wo sie noch heute sammt dem dort aufbewahrten Herzen des Philosophen sich befindet[2]). Auch daran soll erinnert werden, daß die „Salons", in welchen Diderot für die Kunst, insbesondere für die moderne Kunst in Frankreich Aehnliches leistete wie Lessing und Winckelmann für die Antike, von Niemand so sehr anerkannt und bewundert wurden, als von Madame Necker, welche sie im Manuskript zu lesen pflegte, bevor sie durch Grimm's »Correspondance« in ganz Europa Verbreitung fanden. Sie hat ihnen das verdiente Lob gespendet, erst durch sie die Kunst, Kunstwerke zu sehen, gelernt zu haben[3]).

Ein größeres Lob, als die Correspondentin von Voltaire, die Freundin von Buffon und die Muse von Thomas gewesen zu sein, ist es für Madame Necker, Werke der Nächstenliebe und Barmherzigkeit gefördert zu haben; nach ihrem Tode blieb Necker der Trost, auf solche, nicht nur mit Hingebung, sondern

---

Les grâces n'en eurent jamais;
L'habillement les défigure,
Et vouloir cacher leurs attraits,
C'est un péché contre nature.

„Je consens qu'un lourd vêtement
Couvre ma chétive machine,
Mais quant à vous, objet charmant
Prenez la gaze la plus fine."

Ch. Nisard, Mémoires et Correspondances historiques et littéraires, 349, Voltaire à Madame Necker, Ferney, 15 Mars 1771.

[1]) Grimm et Diderot, Correspondance littéraire, I. 118, 164, 465; III, 249.

[2]) Morellet, Mémoires, I, 193.

[3]) Rosenkranz, Diderot's Leben und Werke, II, 135. Madame Necker, Mélanges. Lettres à Diderot.

auch mit ausgesprochenem Erfolg theils ins Leben gerufene, theils wesentlich geförderte Unternehmungen verweisen zu können[1]). Es waren dies die gemeinsam mit ihm durchgeführten Reformen im Gefängnißwesen zur Besserung des Looses der Gefangenen, wobei bemerkt zu werden verdient, daß Madame Necker die erste war, welche zu diesem Zweck die Hülfeleistungen von Ordensschwestern in Anspruch nahm; ihre Thätigkeit auf diesem Felde war so bekannt, daß Lavoisier, als er später im Auftrag der Akademie der Wissenschaften ein Reformprojekt über diesen Gegenstand ausarbeitete, keinen würdigeren Namen als den ihrigen seiner Arbeit voranzustellen fand. Das Loos der Findelkinder, ihre Aufnahme, Pflege und Versorgung beschäftigte sie gleichfalls viel und lange, vor Allem aber ist ihr Name mit der Reform zu Gunsten der besseren Pflege und Behandlung der Kranken in den Spitälern in unvergleichlicher Weise verknüpft. Als sie in die Hauptstadt aller raffinirten Lebensgenüsse kam, hatte man es noch nicht dahin gebracht, in den Krankenhäusern die Patienten in getrennten Betten unterzubringen, sondern je nach der Zeit ihrer Ankunft wurden nach der Reihe der Schwerkranke zum Rekonvalescenten, der Unpäßliche zu einem Sterbenden, der von einem ansteckenden Uebel Befallene zu einem nur vorübergehend Erkrankten gelegt; die entsetzlichsten Scenen und tödtliche Zufälle ereigneten sich alle Tage in diesen gefürchteten Zufluchtsstätten irdischen Elends, in denen das unglückliche Menschenmaterial unter den Augen der Aerzte und Krankenwärter auf eine uns heute glücklicherweise ganz unbegreiflich gewordene Art hingeopfert wurde. Madame Necker, seit Jahren auf diese Zustände aufmerksam geworden und nicht umsonst eine Landsmännin und Verehrerin der großen Genfer Aerzte und Menschenfreunde Tronchin und Tissot, brachte es dahin, daß unter dem ersten Ministerium Necker Ludwig XVI. ihr die nöthigen Fonds aus

[1]) Madame Necker, Mélanges, I, Notice sur Madame Necker, XXXV.

seiner Cassette zur Gründung eines kleinen Spitals anwies, das sie großmüthig unterstützte und welches noch heute ihren Namen führt; es hatte Raum für nicht mehr als hundertundzwanzig Kranke; Madame Necker schloß einen Vertrag mit den barmherzigen Schwestern, wonach zwölf derselben unter der Leitung des Pfarrers von St. Sulpice den Dienst bei diesen Kranken übernahmen. Die Leitung des Spitals selbst behielt sie von 1778 an während zehn Jahren; ausgesprochener Zweck dieser Gründung war, den Beweis zu liefern, daß die Pflege der Patienten in getrennten Betten ganz wohl möglich und durchführbar sei, ohne ein bestimmtes, hierfür ausgesetztes Budget zu überschreiten. Madame Necker löste die doppelte Aufgabe menschlichen Erbarmens und einer weisen Sparsamkeit in solcher Weise, daß nicht nur ihre Absicht erreicht wurde, und die eingeführte Neuerung überall Nachahmung fand, sondern Christophe de Beaumont, seit 1746 Erzbischof von Paris, derselbe, der beständig im Streit mit Jansenisten und Philosophen lebte, verstand sich so gut mit Madame Necker auf diesem friedlichen Gebiet der Nächstenliebe, daß er sie und ihren Gemahl zur Tafel in seinen erzbischöflichen Palast lud, was zu Spottversen Anlaß gab, die mit der Vierzeile schlossen:

»Mais en ce jour d'une indulgence telle,
Quel serait donc le motif important?
C'est que Necker . . . le fait est très constant,
N'est janséniste: il n'est que protestant.«

Der Erzbischof that selbst mehr als das; als kurz darauf die Stadt Paris in Folge eines gegen ihn verlorenen Prozesses bedeutende Summen auszahlen mußte, übergab er mit anerkennenswerther Toleranz Necker das Geld mit der Bitte, es nach seinem eigenen Ermessen für wohlthätige Zwecke zu verwenden und nur dem Könige Rechenschaft darüber zu geben[1]).

[1]) Necker, Oeuvres complètes, III, 497 u. ff. Auguste de Staël, I, CLIX derselben Oeuvres comp. Henri Martin, Histoire de France, etc. etc. etc.

Das war, ihren wesentlichen Zügen nach geschildert, die Frau, der es Necker vornehmlich zu danken hatte, wenn er, nach wenigen Jahren der Ehe, im Verkehr mit der großen Welt sowohl, als mit der nicht weniger einflußreichen Welt der Literatur genügende Einsicht in die Verhältnisse gewonnen hatte, um auf dem gefährlichen Boden von Paris Stellung zu nehmen und seinen Antheil an der mehr und mehr der Geister sich bemächtigenden Bewegung zu beanspruchen.

# Zweites Kapitel.

Die Stellung, die sich Necker als Geschäftsmann errungen hatte, bewog seine Vaterstadt Genf, 1768 die Leitung ihrer Angelegenheiten in Paris seinen Händen anzuvertrauen; Necker übernahm dieselbe, wie es im Geschäftsstyl seines officiellen Antwortschreibens an den »magnifique petit Conseil« heißt, mit der Bitte „um Nachsicht für seine Talente" und ohne Gehalt beziehen zu wollen. Der Posten an sich war kein sehr wichtiger, aber er verschaffte ihm Zutritt bei Hof und häufigen Verkehr mit dem ersten Minister Choiseul, der ihn persönlich schätzen lernte und lieb gewann. Necker's einzige diplomatische Schwierigkeit in diesen Anfängen seines Wirkens bestand darin, den Eifer seiner Regierung für das Wohl der kleinen Republik zu mäßigen und ihr begreiflich zu machen, daß die Angelegenheiten von Genf nur einen verhältnißmäßig geringen Anspruch auf die Zeit und Aufmerksamkeit des französischen Ministers erheben konnten[1]). An Gelegenheiten, sich seiner Vaterstadt nützlich zu erweisen, fehlte es übrigens nicht, und später dachte Necker gern an diese erste Stellung als an diejenige zurück, deren Erfolge ihm die ungetrübteste Genugthuung verschafft hatten[2]).

---

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 84.

[2]) Baron Auguste de Staël, Notice sur Necker, I, XII der Oeuvres complètes.

Dieser Ernennung folgte bald Necker's Eintritt in den Verwaltungsrath der einst von Colbert gegründeten ostindischen Compagnie, und zwar gerade um die Zeit, da die Regierung die Existenz der Gesellschaft bedrohte und, diesmal im Namen des Freihandels, die Privilegien derselben durch Abbé Morellet angreifen ließ. Necker veröffentlichte zu Gunsten der Aktionäre eine besondere Vertheidigungsschrift; sie rettete die Gesellschaft nicht, die 1770 durch königliches Dekret aufgelöst wurde, nachdem sie schon seit 1754, durch die Zurückberufung von Dupleix und noch mehr seit der 1766 vollzogenen Hinrichtung des unglücklichen Grafen Lally-Tollendal ihrer Macht-Bedingungen beraubt war. Die Polemik gegen Morellet brachte ihn zum ersten Mal in Widerspruch zu der Doktrin der Oekonomisten und begründete seinen Ruf als Schriftsteller; ein Brief von Madame Necker spricht vom Eindruck des Mémoire, das selbst auf den Toilettetischen der Damen zu finden war: „Ihr bescheidener Verfasser habe es nicht mehr gewagt, über die Straße zu gehen, so sehr sei die Aufmerksamkeit ihm zugewendet gewesen; ein schmeichelhafterer Erfolg lasse sich nicht denken“ [1]). Die Kritik bemerkte schon bei Anlaß dieser Erstlingsarbeit, daß das darin gezeichnete Bild des mustergültigen Handelsherrn auf Niemanden besser als auf Necker selbst paßte [2]).

Zugleich aber versuchte Madame Necker in Folge eines jener Widersprüche, an welchen das menschliche Herz unerschöpflich ist, Necker auf der Schwelle des öffentlichen Lebens, wie von böser Ahnung gewarnt, im Namen des häuslichen Glückes zurückzuhalten. D'Haussonville theilt den Brief mit, in welchem sie in ihrer passionirten Weise ihm den Vorschlag macht: „Es will mir scheinen, mein lieber Freund, als hätte ich Dich niemals so sehr geliebt als jetzt; das Gefühl, welches mich an Dich kettet, durchdringt mein ganzes Wesen; ich lebe nur

[1]) Golowkin, Lettres etc., 363.

[2]) Grimm et Diderot, Correspondance littéraire, Juillet 1764.

noch durch Dich, ich fühle das Dasein nur in Dir; wenn ich an mich denke, so geschieht es stets in zweiter Reihe, und um zu mir zu gelangen, muß ich zuerst bei Dir beginnen. Wenn ich nicht doch die Unbeständigkeit Deines Charakters fürchtete, nicht ein bewegtes Leben Dir nothwendig glaubte, so sei überzeugt, daß ich für Dich zu allen Opfern bereit wäre; ich sage es in voller Aufrichtigkeit, wenn ein Engel erschiene und mir die Versicherung brächte, daß Du in einer Wüste die gleichen Gesinnungen wie im Herzen von Paris mir bewahrtest, so würde ich Dir ohne Klage und vielleicht sogar mit Freuden dahin folgen. Mir wäre es willkommen, nur durch Dich zu athmen und zu genießen, und mit einem von dem Deinigen sehr verschiedenen Gefühl nehme ich nur gezwungenen Antheil an allen Vergnügungen, deren Gegenstand nicht Du selbst bist. Das ist der innerste Grund meiner Seele und ich kenne mich gut; ändern werde ich mich nicht, sondern bis zum Tod dem Wahlspruch treu bleiben: ‚Du oder nichts'.

„Wage es nun, mich noch der Vorliebe für Literatur zu beschuldigen! Das ist nichts anderes, theurer Freund, als der Rest einer Gewohnheit, die ich wegen des mir angeborenen Thätigkeitstriebs und darum bewahrte, weil sie mir die Leere ausfüllen hilft, die Deine Abwesenheit bei mir zurückläßt; allein Du wiederholst den Vorwurf zu oft, und obwohl Deine Sorge um mich auch Deine Zärtlichkeit steigert, so ziehe ich dennoch vor — mit Zittern und Beben sei es gestanden —, mich weniger geliebt und Dich glücklicher zu wissen. So stelle ich Dir denn meine Bedingungen: Sobald Du auf immer die ostindische Compagnie aufgegeben haben wirst, verspreche ich, im Fall Du es wünschest, nicht nur Fénelon, sondern allen meinen sonstigen literarischen Beschäftigungen zu entsagen. Ich kann nur aus ganzer Seele wünschen, es möge das Opfer, welches ich von Dir verlange, Dir ebenso wenig Ueberwindung kosten als mir das meinige; denn, theurer Freund, das Glück, welches ich an Deiner Seite genieße, ist zuweilen durch Befürchtungen, wenn auch nur leicht,

so doch getrübt. Deine Stimmung ist nicht so beständig als die meinige, manchmal verkennst Du Dich selbst; die Welt und die Geschäfte sind Dir nothwendig. Du findest bei mir den Trost und die Freude Deines Lebens, aber ich genüge Dir nicht ganz; vielleicht, eines Tages .... Meine Feder sträubt sich, zu vollenden. Ach, sollte ich Dir jemals weniger theuer sein, ich würde den Verlust Deiner Liebe nicht überleben, denn ich fühle, daß ich nur mehr eine Seele habe, und das ist die Deine; ich muß Dich lieben oder sterben."

Es erging Madame Necker wie so manchen Andern; den Stein, den sie ins Rollen gebracht hatte, vermochte sie nicht mehr aufzuhalten. Ihre gesammelten Schriften enthalten nichts über Fenelon, aber Necker ergab sich der Politik.

Kurz nach Auflösung der ostindischen Compagnie brachte er den Plan, aus dem Bankgeschäft zu scheiden, zur Ausführung; er trat zu Anfang des Jahres 1772 mit einem Baarvermögen von sieben und einer halben Million Livres zurück, ohne sich irgend welchen Antheil an den Geschäften vorzubehalten, deren Leitung sein Bruder de Germany und Girardot übernahmen. Mit letzterem trat einige Jahre später der Sohn des großen Physiologen, Albert von Haller, an die Spitze des Bankhauses, welches unter dem Convent und dem Direktorium sich in kühne Unternehmungen einließ und unter Bonaparte die Verproviantirung der italienischen Armee anvertraut erhielt[1]).

Necker pflegte oft zu sagen, wie leicht es auch ihm gewesen wäre, bei seiner genauen Kenntniß des europäischen Geldmarktes sein Vermögen noch fortwährend zu vermehren, aber er zog es vor, mit nun vollendeten vierzig Jahren seinen eigenen Neigungen zu leben. Seine Uneigennützigkeit und Gleichgültigkeit in dieser Beziehung waren so aufrichtig, daß seine Frau bezeugt, sie habe von jenem Augenblick an die ganze Verwaltung des

[1]) Revue Suisse, 1856, 658 u. ff. und „Die Zeitgenossen", Jahrgänge 1816—1817 u. 1818—1819. Bd. I u. IV.

großen, Millionen betragenden Vermögens in die Hand nehmen, kaufen, verkaufen, pachten, bauen, administriren müssen, ohne daß sie ihn auch nur dazu bringen konnte, diese Geschäfte mit ihr zu besprechen. „So," fügt sie hinzu, „sei es schließlich zu dem komischen Resultat gekommen, daß die Untergebenen, gewöhnt Alles mit der Hausfrau allein zu ordnen, das vollständige Fernhalten Necker's seiner Unkenntniß in finanziellen Dingen zuschrieben" [1]). Diese Geringschätzung des Geldes ist ein großartiger Zug bei Necker, der manche Schwächen aufwiegt.

Die nächste Frucht der Muße, die er sich verschafft hatte, war der Essay auf Colbert, ein »Éloge« nach hergebrachter Sitte, durch welchen Necker um den hierfür von der Akademie ausgesetzten Preis konkurrirte, den er auch erhielt. Diese Arbeit gewann dadurch an Bedeutung, daß sie eigentlich das war, was nach unserer heutigen parlamentarisch-politischen Phraseologie eine Ministerrede genannt wird, nur daß sie, statt an eine Kammer, an das Publikum sich richtete; sie beschäftigte sich nicht nur mit Colbert's Wirken und Verdiensten, sie gab zugleich eine Schilderung der Thätigkeit und Eigenschaften eines Finanzministers und stellt so an den Anfang einer politischen Laufbahn das Ideal staatsmännischen Wirkens, mit dem Talleyrand die seinige abschloß, als er kurz vor seinem Tode für dieselbe Akademie das Lob eines Collegen zum Prototyp seiner Auffassung eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten umgestaltete [2]). Auch auf den schon berührten Gegensatz zu den Oekonomisten kam Necker zurück, indem er den Hauptfehler des Systems von Quesnay und der physiokratischen Schule, ihre theilweise Vernachlässigung von Handel und Industrie im Gegensatz zur Landwirthschaft, als einziger Quelle des Wohlstands, hervorhob und in der großen Frage des Tags, der Freigebung

[1]) Madame Necker, Mélanges, II, 372.

[2]) Talleyrand, Éloge de Reinhardt, prononcé à l'Académie française. 1838.

des Getreidehandels, Berücksichtigung von Zeit und Umständen im Gegensatz zur rücksichtslosen Durchführung eines absoluten Systems empfahl. Die Herausforderung blieb nicht unerwidert, es begann eine literarische Fehde, an der sich die hervorragendsten Oekonomisten gegen Necker betheiligten. Die von Galiani verspotteten beiden ökonomistischen Abbés Beaudau und Roubaud, wie auch Condorcet und Condillac traten gegen ihn in die Schranken und das um so heftiger, als ihre Doktrinen gerade durch eine Niederlage gegangen waren. Das Ministerium Choiseul hatte seit 1763 den Kornhandel im Innern des Reichs, ein Jahr später auch nach Außen freigegeben; mehrere Mißjahre und verschiedene andere Calamitäten bewogen jedoch das Pariser Parlament, mit Einwilligung von Choiseul und des neuen Finanzministers Terray verrufenen Andenkens, 1769 und 1770 die alten Beschränkungen und endlich das Monopol selbst wieder einzuführen und die kurz vorher noch so laut gepriesene Freiheit des Kornhandels in ebenso übertriebener Weise für alles herrschende Elend verantwortlich zu machen. Die Oekonomisten wehrten sich energisch, aber wie schon bemerkt, schrieben sie schlecht und plaidirten für die Sache der Vernunft und Erfahrung in so schwerfälligen Schriften, daß unter Andern Rousseau sich nicht enthalten konnte, seinem Freund und Gönner, dem alten Marquis von Mirabeau, zu schreiben: „Lieben Sie mich stets, aber schicken Sie mir keine Bücher mehr"; er versicherte, nichts davon zu verstehen. Mirabeau selbst meinte seinerseits von Turgot, er habe »le cœur droit et l'esprit gauche« und sei ein tugendhafter Träumer. Da fiel plötzlich in diese dürre Polemik wie eine Bombe die Schrift von Abbé Galiani »Dialogues sur le commerce des blés«. Ihr Verfasser hatte in Folge einiger Witze, die Choiseul auf sich zu beziehen alle Ursache hatte, Paris mit Neapel vertauschen müssen, sein Manuskript aber war in den Händen von Diderot geblieben, von wo es in die Druckerei wanderte. „Es ist nicht so sehr ein Buch über den Kornhandel als ein Werk über die Regierungs-

kunst," meinte Galiani, „man muß zwischen den Zeilen darin zu lesen verstehen". Dasselbe läßt sich von so ziemlich allen bedeutenden Büchern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sagen. Schon seit den, 1721 erschienenen »Lettres persannes« barg sich alle mögliche Contrebande unter anscheinend harmlosen Titeln mit der obligat gewordenen Staffage von Chinesen, Persern, Huronen und Landleuten aus Schweizer Idyllen.

Auch Galiani konnte kaum den Vorwand erwarten, um in den „langweiligen, geheimnißvollen, systematischen und dogmatischen Ton" der Physiokraten im Allgemeinen und seines Freundes Morellet insbesondere einige Abwechselung zu bringen. Er trieb die Sache halb im Ernste, halb im Spaß, wurde deshalb vom überzeugungstreuen Turgot eines frivolen Skepticismus beschuldigt, berechnete jedoch die Situation ganz richtig, indem er voraussah, daß dem schweigsamen, schwerfälligen Necker, der nur mit Ziffern und Daten sich zu vertheidigen wußte, die leichten Waffen der Satyre und der schonungslose Angriff des Gegners zu Hülfe eilen mußten [1]).

„Sind Sie Exportist, ja oder nein", fragt der Marquis der „Dialoge" gleich bei Beginn derselben den Chevalier Zanobi, unter dessen Maske Galiani spricht: „Ich bin dafür, daß nicht deraisonnirt werde", und dieser antwortet: „Der Export der gesunden Vernunft ist der einzige, der mich ärgert". »On n'a jamais été si plaisant à propos de famine« schrieb Voltaire an Madame Necker, die ihm das Buch Galiani's geschickt hatte; seine Correspondenz mit Madame d'Epinay enthält beinahe Tag für Tag die ganze Geschichte des Buchs, dessen Erfolg ein glänzender war: „Panurge," schrieb ihr einmal der Abbé, von Morellet sprechend, den er so getauft hatte, „Panurge hat zehn Jahre lang mit uns gespeist, und, es sei

[1]) Perey et Maugras, Correspondance de l'Abbé Ferdinand Galiani. Galiani, ses amis et son temps, XXXI.

denn, daß sein Kopf in Wachstuch steckte, in diesen zehn Jahren müssen doch einige Tropfen Mutterwitz und Philosophie durchgesickert sein".

Vergebens hatte Morellet eine Gegenschrift in Bereitschaft; Abbé Terray verbot ihm, sie erscheinen zu lassen, und Choiseul war gefallen, wie in den letzten Jahren der Regierung Ludwig's XV. die Minister zu fallen pflegten, durch eine Intrigue der Madame du Barry. Da trat abermals Necker mit dem Buch über „Gesetzgebung und Handel mit Getreide" in die Schranken, welches sich besonders dadurch von seiner Schrift über Colbert unterschied, daß es nicht mehr, wie diese, Opposition gegen die Opposition, d. h. gegen die unter Terray in Ungnade gefallenen, sondern gegen die jetzt in der Person von Turgot ans Ruder gelangten Oekonomisten machte. Am 10. Mai 1774 war die Leiche des alten Königs unter den Insulten des Pöbels und ohne jedes Gepränge nach der Gruft von St. Denis gebracht worden[1]), und die Regierung des noch nicht zwanzig Jahre alten Ludwig's XVI. hatte begonnen.

Soviel bereits über das achtzehnte Jahrhundert gesagt worden ist, wäre immer noch Raum für ein Werk, welches das Sündenbekenntniß der absoluten Monarchien aus ihren eigenen Reformbestrebungen darzustellen unternähme. Zur Durchführung derselben wandten sich die Monarchen von halb Europa jetzt an die französische Philosophie; als der erste unter diesen Internationalen ging Voltaire nach Potsdam; Condillac und Mably erzogen während zehn Jahren den Infanten von Parma, verfaßten für ihn einen Studienplan in sechzehn Bänden, und Mably versagte es sich nicht, den kleinen italienischen Fürsten wiederholt davor zu warnen „ein Eroberer wie Cyrus oder Alexander zu werden". An diesem philosophischen Erziehungsexperiment ging der Infant moralisch zu Grunde[2]); es ver-

[1]) Merkwürdige Details darüber bei Barbier, Journal. Jahrg. 1774.

[2]) Geffroy et Arneth, Marie Antoinette. Correspondance secrète entre Marie Thérèse et le Comte de Mercy-Argenteau. I, Introduction, XXI.

Dieser lange Kampf gegen Unwissenheit und Armuth auf der einen Seite, auf der andern gegen eingerostete Routine, Habsucht, Standesvorurtheile und für unantastbar geltende Privilegien dauerte dreizehn Jahre lang und führte zu dem verhältnißmäßig gering erscheinenden Resultat jener gerechteren Vertheilung der Steuern und Lasten aller Nichtprivilegirten, über welche, so wie die Dinge einmal lagen, auch die wohlgemeintesten Anstrengungen pflichttreuer und kluger Administratoren nicht hinaus reichten, wenn sie der undankbaren Aufgabe sich unterzogen, die Sache der kleinen Leute zu der ihrigen zu machen. Theoretisch aber kam Turgot dabei mit beinahe allen Problemen in Berührung, die zu lösen die Constituante, „seine Nachfolgerin", wie man sie genannt hat, unternahm[1]).

Der Intendant von Limoges wollte schon damals Einführung einer direkten Steuer, Ablösung der Feudalrechte, religiöse Toleranz, eine Constitution auf Grund stufenweise einzuführender Selbstverwaltung der Gemeinden, Kreise und Provinzen, durch eine, den besitzenden Klassen entnommene Vertretung, ohne Unterscheidung der Stände[2]); die gesetzgebende Gewalt concentrirte er in den Händen des Königs. Der Mann, dem sonst heftige Ungeduld und Ueberstürzung in der Ausführung seiner Pläne vorgeworfen worden ist, wollte das Volk langsam und systematisch zur Selbstverwaltung heranbilden; bei dem Grad der Vorbereitung wenigstens, welchen die Bildung jener Tage gewährte, erschienen ihm „zahlreiche Versammlungen als die Pest der Vernunft"[3]).

Die Bestimmung, daß ein persönliches, oder durch Vereinigung der nothwendigen Anzahl kleiner Besitzer erzieltes reines Einkommen von 600 Livres je eine Wahlstimme verlieh, dieses Einkommen aber der Ertrag des Bodens sein mußte, war nicht

[1]) Mastier, Turgot, 148. Foncin, Ministère de Turgot, 551.

[2]) Jobez, La France sous Louis XVI. Droz, Histoire de Louis XVI, I, 146.

[3]) Turgot, Oeuvres complètes, 534.

nur ein Ausfluß der physiokratischen Lehren, für die selbst ein Haus nur insofern Besitz im eigentlichen Sinne war, als der Werth des von demselben bedeckten Grundes dabei in Betracht kam; diese Bestimmung entsprach auch der persönlichen, noch 1777 von Condorcet getheilten Ansicht, daß der höchste Vortheil der monarchischen Ordnung in der Durchführung eines konsequenten Systems ohne die Nothwendigkeit bestehe, einen Theil desselben beständig zur Gewinnung von Wählern zu opfern[1]).

Turgot war 47 Jahre alt und schon in seiner äußern Erscheinung, mit Zügen, die an die edelsten Schöpfungen der Antike erinnerten, eine Persönlichkeit, die, nachdem man ihr einmal begegnet, nicht leicht wieder zu vergessen war, als Abbé de Verry, sein Freund und Verehrer, ihn der Herzogin d'Enville, diese ihrer Freundin, Madame de Maurepas, und Madame de Maurepas ihrem Mann empfahl[2]). So wurde Turgot zuerst Marineminister und am 24./26. August 1774 Contrôleur-général, d. h. Finanz- und Staatsminister für die meisten inneren Angelegenheiten. „Wenn das Gute jetzt nicht geschieht," schrieb d'Alembert an Friedrich, „so muß man daraus schließen, daß das Gute unmöglich ist." „Dieser Mann," schreibt einer seiner Biographen, „erhob den Ehrgeiz unter die Tugenden." Seine Ernennung galt als eine Concession an die Philosophie, weil er mit einigen ihrer Ideen sich begegnete, in religiösen Dingen die Toleranz, in wirthschaftlichen und administrativen Fragen den Sieg der humanitären Principien, in der Erziehung die allgemeine Verbreitung der Bildung erstrebte.

Dagegen stand seine politische Doctrin, die nichts anderes als Reform des Bestehenden wollte und, statt sich in gefährliche Utopien zu verlieren, mit den gegebenen Verhältnissen rechnete, im ausgesprochensten Gegensatz zu der revolutionären Doctrin; selbst die schlimmsten Mißbräuche wollte er nicht abgeschafft

[1]) Condorcet, Vie de Turgot, 145—146.

[2]) Montyon, Particularités sur les Ministres des Finances de France, 174. Foncin, Ministère de Turgot, 41.

wissen, ohne Diejenigen, die Nutzen daraus zogen, bei Aufhebung derselben entsprechend zu entschädigen[1]).

Als man Ludwig XVI. dadurch gegen ihn einzunehmen suchte, daß man ihn als Encyklopädisten bezeichnete, entgegnete der König zur Freude von Voltaire: „Er ist ein ehrlicher Mann, und das ist mir genug". Vollständig klar mit sich selbst über die Ziele seiner Administration, war Turgot es nicht weniger über die Mittel, sie zu erreichen; wie sein Lehrer Quesnay und mehr oder weniger alle Oekonomisten, verwarf er, vorläufig wenigstens, das complicirte Räderwerk des constitutionellen Systems und der Theilung der Gewalten, um zur Durchführung seiner Pläne an die unumschränkte königliche Macht zu appelliren. In dem großen Kampf gegen die privilegirten Stände, also den Clerus, insofern er zu diesen gehörte, den Adel, die Financiers und alle mit ihnen zusammenhängenden Functionäre, die Intendanten und die von Turgot ganz besonders verachteten Parlamente rechnete er auf den König allein; die Worte: „Gebt mir fünf Jahre eines vollständigen Despotismus, und Frankreich ist gerettet", werden ihm in den Mund gelegt. Uebereinstimmend damit lautet der Schlußsatz seiner ersten Denkschrift an Ludwig XVI.: „Ich zähle auf Eure Majestät persönlich, auf den ehrlichen, guten, gerechten Menschen, mehr noch als auf den König". Ein aufgeklärter Despot und ein besser erzogenes, über seine wahren Interessen aufgeklärtes Volk, »un peuple neuf«, „das erste der Völker", wie er es im Entwurf für das Unterrichtswesen, der schon die wichtigsten Bestimmungen von Napoleon's späterem Organisationsplan enthält, dem König zu schaffen versprach, dieses Ideal schwebte Turgot vor; gleichviel für seine Thätigkeit als Minister, ob er darin das letzte Wort seiner Staatskunst überhaupt, oder nicht vielmehr, wie Manches in seinen Schriften und so Vieles in seinem ganzen Wesen anzudeuten scheint, nur ein Uebergangsstadium zu Verhältnissen sah,

[1]) Foncin, Ministère de Turgot, 548—549.

unter denen andere Einrichtungen möglich und wünschenswerth sein würden. Turgot und die Oekonomisten mit ihm standen darin nicht allein, sondern sie vertraten eine Richtung, die, nachdem sie einen Theil des achtzehnten Jahrhunderts so gut wie ausschließlich beherrscht hatte, im zeitgenössischen Frankreich noch immer viele Anhänger zählte. Wenn Turgot dem Souverän wiederholt, „so lange er an der Gerechtigkeit festhalte, könne er sich als unumschränkten Gesetzgeber betrachten und auf seine treue Nation zur Ausführung seiner Befehle rechnen“ [1]); wenn er in den Briefen über die Toleranz bemerkt, „die Tyrannei eines Einzigen vermöge ein Volk zu unterdrücken, aber nicht weniger und auf nicht minder ungerechte Weise könne das auch durch die Herrschaft der Massen geschehen“ [2]), so konnte er sich dabei auf einen oft citirten Vers der „Henriade“ berufen, in der, bei Anlaß der Versammlung der Stände zu Blois, gesagt ist:

»De mille députés l'éloquence stérile,
Y fit de cent abus un détail inutile,
Car de tant de conseils l'effet le plus commun
Est de voir tous nos maux, sans en soulager un.«

Wie denn Voltaire überhaupt eine Revolution, nicht wie zur Zeit von Luther und Calvin, sondern in den Köpfen der Regierenden vollzogen wissen wollte“ [3]). Ein Lieblingscitat der »Correspondance littéraire« ist der Vers von Pope:

»For forms of government let fools contest
Whate'er is best administered is best.«

Die demokratische Gesinnung des völlig revolutionirten, persönlich gegen die Gesellschaft empörten Chamfort hinderte ihn um so weniger, geringschätzend zu sagen: „Das Publicum! das

[1]) Turgot, Oeuvres complètes, Édition Daire, II, 549: Mémoire sur les Municipalités.

[2]) Turgot, Oeuvres complètes, Édition Daire, II, 681.

[3]) A. Sorel, L'Europe et le Révolution française. Les mœurs politiques et les traditions, I, 101. Voltaire à d'Argenson, 1769 und Voltaire's Artikel: Lois civiles et ecclésiastiques abgedruckt im Dictionnaire philosophique und wiedergedruckt als Cahiers de Voltaire aux États généraux.

Publicum! wie viele Dummköpfe gehören dazu, um ein Publicum zu machen!"; und Grimm schrieb 1774, mit Bezug auf Raynal: „Um was handelt es sich denn eigentlich? doch darum, daß man glücklich sei; die Venetianer sind glücklich, also ist auch ihre Regierung gut genug für sie" [1]). Derselbe Grimm zögerte aber auch nicht, als Zweck von Katharina's ganzer Staatskunst zu bezeichnen, „die Grundlagen des Despotismus zu untergraben und ihren Völkern mit der Zeit das Gefühl der Freiheit zu geben", worauf er nicht ansteht, ihr Regierungssystem mit dem von Necker zu vergleichen [2]). Noch weiter ging Linguet, Advocat und Publicist, ein verneinender und extremer, aber doch zuweilen scharfer, heller Kopf; er gründete 1774 die Zeitschrift, in welcher er Religion und Philosophie, Regierung und Parlamente, Rousseau und Montesquieu, das Für und Wider, mit zersetzender Kritik angriff und in seiner „Theorie der bürgerlichen Gesetze" nicht nur den orientalischen Despotismus, sondern Leibeigenschaft und selbst Sklaverei als der Gesellschaft unentbehrlich und wahre Gleichheit nur als unter einem Tyrannen möglich erklärte.

In engem Zusammenhang mit seiner Auffassung dessen, was Frankreich Noth that, stand bei Turgot die geringe Meinung, ja die Verachtung, welche der Geist und das Treiben der dreizehn, in der Monarchie tagenden Parlamente ihm einflößten; durch den leidenschaftlichen Antheil, welchen sie an den religiösen Streitigkeiten genommen hatten, indem sie im großen Zwiespalt der Meinungen die jansenistischen Lehren gegen die molinistischen Theorien vertraten, wurden die Parlamente in ihrem Widerstand gegen die Krone allerdings zur Vorschule der politischen Opposition [3]), aber als große, politische Körperschaften hielten sie

---

[1]) Grimm et Diderot, Correspondance littéraire, III, 140.

[2]) J. Grot, Briefe der Kaiserin Katharina II. an Grimm und Briefe Grimm's an Kaiserin Katharina II, St. Petersburg 1878—1880.

[3]) F. Rocquain, L'Esprit révolutionnaire avant la Révolution.

noch hartnäckiger als selbst Adel und Geistlichkeit an ihren Vorrechten fest, und Turgot weigerte sich stets, in den Parlamenten Organe der nationalen Wünsche und Meinungen zu erkennen. Für ihn und seine Freunde waren die Justizmorde von Calas und de la Barre, die Hinrichtuug von Lally, die Verfolgung der Protestanten, die Unterdrückung so vieler Erzeugnisse der philosophischen Literatur genügende Gründe, um zur Wiederherstellung der Körperschaft, die seit dem Sturz von Choiseul durch Maupou im Januar 1771 aufgehoben worden war, nicht die Hand zu bieten. In ihrer Wiederherstellung, die der Einfluß der Partei Choiseul, der von Maurepas unterstützten Königin und des bürgerlichen Mittelstandes im November 1774 bei Ludwig XVI. durchsetzte, sah daher Turgot mit Recht seine erste Niederlage; die Popularität, welche diese Maßregel dem König brachte, konnte seinen Minister darüber belehren, wie leicht die Menge sich durch bloße Worte für den Inhalt derselben entschädigen läßt. Die parlamentarische Opposition gegen die Krone wurde gelohnt, als ob sie von Reformgedanken, statt von Standesinteressen, getragen worden wäre.

Indessen arbeitete Turgot unverdrossen weiter; die Finanzreform, die er in Vorschlag brachte, faßte sich in den Worten zusammen: „Kein Bankrott, keine Steuer-Erhöhung, keine Anleihe, Verminderung der Ausgaben, Friede nach Außen, Reform im Innern, Beschränkung des Hofhalts und Hebung des nationalen Wohlstandes durch Gewährung der Freiheit für alles wirthschaftliche Thun." Der König erhielt fortwährend Entwürfe und Denkschriften, worin sein Minister dieses Programm in seinen Einzelheiten präcisirte und Aufschluß darüber gab, wie er es zur Ausführung zu bringen gedachte. „Sehen Sie, ich arbeite auch", sagte Ludwig XVI. eines Tags zu ihm, auf ein beschriebenes Blatt verweisend: es war ein Vorschlag zur Vertilgung der Kaninchen in den königlichen Ländereien [1]). In der

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI, I, 198.

Hauptstadt erzählte man sich lachend, der König, einmal davon überzeugt, daß er selbst ein Mißbrauch sei, werde aufhören wollen, es zu sein[1]).

Aber der charakteristische Zug im Leben von Turgot war sein Mangel an Glück. In der Intendanz von Limoges wurden die Früchte seiner Mühen dadurch vernichtet, daß die Hungerjahre 1770 und 1771 die Schuldenlast der Provinz, die er mit allen Anstrengungen zu verringern bestrebt gewesen war, um eine Million erhöhten; als Minister befiel ihn zu Anfang des Jahres 1775 eine schwere Krankheit, gerade als alle bedrohten Interessen sich beim König gegen ihn verbündeten; dazu brach eine zum Theil künstlich von den Finanzleuten veranstaltete Theuerung und in Folge dessen der sogenannte Mehlkrieg aus, der auf verschiedenen Punkten des Reichs, besonders aber in Paris selbst von Denjenigen in Scene gesetzt wurde, die bisher das Monopol des durch Turgot freigegebenen Getreidehandels ausgeübt hatten[2]). Die Verfolgung der Schuldigen wurde auf königlichen Befehl unterdrückt, weil sie zu weitgreifenden und peinlichen Enthüllungen geführt haben würde; Turgot selbst glaubte an die Mitwissenschaft des Prinzen von Conti.

Durch ein zwar nicht beabsichtigtes, aber für den Minister doch höchst ungünstiges Zusammentreffen, erschien zur gleichen Zeit Necker's Buch über „die Gesetzgebung und den Handel mit Getreide", welches, in Uebereinstimmung mit des Verfassers Freund Galiani, die unbedingte Freigebung des Kornhandels nicht nur in Bezug auf das Ausland, sondern auch im Innern Frankreichs verwarf und die vorhandene Gährung vermehrte, weil es Turgot's Administration für die momentane Steigerung der Noth mit verantwortlich machte. Necker's gegen die Oekonomisten gerichteter Satz, „an lebenden Körpern dürfe man

---

[1]) Guizot, Histoire de France, V, 308.

[2]) Foncin, Ministère de Turgot, 214. Droz, Histoire de Louis XVI, I, 166.

keine anatomischen Experimente vornehmen", wurde zum geflügelten Worte; leider machte er auch dadurch Sensation, daß er sich von den eigenen Declamationen mit fortreißen ließ und, zu Gunsten des billigen Brotes für die Armen zum Angriff gegen den Besitz übergehend, die Reichen „als das Mark des armen Volkes verzehrend" schilderte und den Proletarier in die, den Zeitgenossen von Rousseau verrathenden Worte ausbrechen läßt: „Was kümmern uns Eure Gesetze über den Besitz? Wir besitzen nichts. Eure Gesetze über Gerechtigkeit? Wir haben nichts zu vertheidigen; über die Freiheit? Wenn wir morgen nicht arbeiten, müssen wir sterben" [1]).

Im Juni des so unglücklich begonnenen Jahres fand die Krönung des jungen Monarchen zu Rheims statt. Turgot hatte vorgeschlagen, die Stelle, an der der König gewaltsame Ausrottung der Häresie versprach, in der Eidesformel wegzulassen; Ludwig XVI. dagegen suchte die Schwierigkeit dadurch zu umgehen, daß er im gegebenen Moment einige unverständliche Worte murmelte. Nach der Rückkehr von Rheims legte ihm Turgot, um sein Gewissen zu beruhigen und seinen Standpunkt von aller Zweideutigkeit zu befreien, die Denkschrift über die Toleranz vor; zugleich bewog er seinen Freund Malesherbes, als Minister des königlichen Hauses sein College zu werden, in welcher Stellung Malesherbes es aber wider Erwarten an der nöthigen Energie fehlen ließ und den Absichten des Gesinnungsgenossen, von dem er rühmte, er besitze Bacon's Kopf und Hospital's Herz, wenig mehr lieh, als die Popularität seines gefeierten Namens [2]).

Wegen der Aufstände und der Theuerung mußte Turgot seine beabsichtigte große Reform, die allmälige Ablösung aller

---

[1]) De l'administration de Monsieur Necker par lui-même. Oeuvres comp. VI, 8. De Lavergne, Les Économistes francais au dix-huitième Siècle, 147 und Necker, Du commerce et de la législation des grains.

[2]) Droz, Histoire de Louis XVI. Sainte-Beuve, Malesherbes; Causeries du Lundi. Foncin, Ministère de Turgot.

Feudalrechte gegen entsprechende Geldentschädigung auf den Gütern des Adels und Clerus und ihre vollständige Aufhebung auf den Krondomänen „auf bessere Zeiten" verschieben.

Diese besseren Zeiten kamen nicht mehr für ihn; die Königin verzieh die begonnene Beschränkung ihres Hofhalts nicht und wurde der Mittelpunkt aller Cabalen von Versailles; das Parlament verurtheilte im Februar 1776 das überaus gemäßigte, vernünftige Buch, worin Boncerf, ein Anhänger Turgot's, Adel und Clerus in ihrem eigenen Interesse aufforderte, zur Abschaffung von Zuständen gegen entsprechende Entschädigung die Hand zu bieten, die den Privilegirten nur noch geringen materiellen Nutzen, dafür aber ein um so größeres Maß des Hasses eintrugen. Hierauf verweigerte dasselbe Pariser Parlament im März 1776, mit Ausnahme eines einzigen und unbedeutenden, die Eintragung von Turgot's sogenannten Januar-Edikten, die seine zwei wichtigsten Reformen enthielten, nämlich Ersetzung der Frohnden für den Bau von Straßen und Wegen durch eine sehr mäßige, von allen Grundeigenthümern zu leistende Steuer und Aufhebung der Meisterrechte, Zünfte und Gilden. Begründet wurde diese Weigerung des Parlaments unerhörter Weise durch den Hinweis auf einen Volksaufstand und durch das Zurückgreifen auf die Theorie von Boulainvilliers, wonach Bürger und Bauern, als Nachkommen der von den Franken überwundenen alten Einwohner Galliens, die Abgaben und Lasten allein zu tragen verpflichtet seien, der Adel aber dem Staat nichts schulde als seinen Degen, der Clerus nichts als sein Gebet[1]). Der König erzwang jetzt zwar die Eintragung der Edikte, konnte aber selbstverständlich nichts daran ändern, daß Turgot's Reformen, die in ihren letzten Consequenzen zu gleicher Vertheilung der Steuerlast führen mußten, von den Repräsentanten des Rechts und Gesetzes verworfen worden waren.

---

[1]) Sugenheim, Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft, 159. Foncin, Ministère de Turgot. Das ganze Kapitel über die Januaredikte.

Nicht viel anders verfuhr der Clerus. Machault, ein streng-gläubiger Katholik, hatte doch nicht gezögert, 1749 die Schätzung der Kirchengüter vornehmen zu lassen, um darnach den bisher gesetzlich steuerfreien Clerus, der nur den don gratuit nach eigenem Ermessen leistete, ebenso wie die andern Stände bis zum Betrag eines Zwanzigstel seiner Einkünfte zu besteuern. Mit Machault's 1757 erfolgten Sturz wurde diese Steuer wieder aufgehoben, und Turgot griff nicht auf dieselbe zurück, dessenungeachtet versöhnte er den geistlichen Stand nicht; die Versammlung des Clerus von 1775 wandte sich an den König, um die Zeiten zurück zu wünschen, „in denen die Protestanten die Einsamkeit der Wälder und nächtiges Dunkel" aufsuchen mußten, um ihren Gottesdienst zu halten, und ihre Kinder ihnen entzogen wurden [1]).

Zwischen einer solchen Sprache und Turgot's Ideen war keine Verständigung möglich, obwohl die Erzbischöfe von Narbonne, Aix, Bordeaux und Toulouse, Dillon, Boisgelin, Cicé und Loménie de Brienne, Freunde und Anhänger des Ministers waren, und obgleich er auch unter dem Pfarrclerus, noch als Intendant des Limousin, Männer gefunden hatte, die ihn unterstützten, bewunderten, vertheidigten und seinen Rücktritt beklagten [2]).

Leider blieben sie Ausnahmen; im April 1776 schrieb Graf Creutz, der Gesandte Schwedens, an seinen königlichen Herrn, dem der physiokratischen Schule so wohlgesinnten Gustav III., „alle Großen des Reichs, alle Parlamente, die gesammte Finanz, die Damen des Hofs hätten sich zur mächtigsten Liga gegen Turgot verbündet" [3]). Mercy-Argenteau, der Gesandte Maria

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI, I, 181. Rocquain, L'Esprit révolutionnaire avant la Révolution.

[2]) Mastier, Turgot, 147—148. Foncin, Ministère de Turgot, 540—541.

[3]) Foncin, 513, 517. Geffroy, Gustave III et la Cour de France.

Thereſia's, verſuchte vergebens, ihre königliche Tochter zurückzuhalten[1]).

Es blieb der König; im Februar 1776, als bereits die Wogen der Oppoſition hochgingen, ſprach er das hiſtoriſche Wort: »Il n'y a que Monsieur Turgot et moi qui aimions le peuple«[2]). Zwei Monate ſpäter war ſeine Widerſtandskraft erſchöpft; als ihm Turgot Anfangs Mai eine neue Denkſchrift übergab, ließ er ihn reden, ſagte trocken: „Iſt das Alles?" und entgegnete auf die bejahende Antwort: „Nun, deſto beſſer"; damit wandte er dem Miniſter den Rücken. Die geölten Billardkugeln, aus welchen, nach dem Urtheil des Grafen von Provence, des Königs Charakter beſtand, waren auseinander gefallen.

Am 12. Mai reichte Malesherbes die längſt erſehnte Entlaſſung ein und hörte vom Monarchen, als dieſer ſie ihm gewährte, das eigenthümliche Wort: „Wie ſind Sie glücklich! warum kann ich nicht auch gehen?" Am ſelben Tage erhielt Turgot, den der König nicht mehr empfing, den Befehl ſich zurückzuziehen; die Königin, deren Günſtling Guignes er wegen Unfähigkeit vom Botſchafterpoſten in London zurückberufen hatte, konnte nur mit Mühe davon abgehalten werden, ihn in die Baſtille ſchicken zu laſſen. Mercy bezeugt, daß ſie es war, die Turgot's Sturz entſchied[3]); man kennt den Brief, den Kaiſer Joſeph, auf dieſe Dinge anſpielend, im Juli 1775 an ſie richtete: „Sie miſchen ſich darein, liebe Schweſter, Miniſter abzuſetzen", ſchrieb er ihr .... „Haben Sie erwogen, mit welchem Recht Sie ſich an der Regierung der franzöſiſchen Monarchie betheiligen, haben Sie Vorſtudien gemacht?"[4])

[1]) Geffroy et Arneth, Marie Antoinette etc. Correspondance, II, 439. Brief vom 13. April 1776.

[2]) Foncin, Ministère de Turgot, 423.

[3]) Mastier, Vie de Turgot, 523 u. ff. Geffroy et Arneth, Marie Antoinette etc, II, 442 u. 446.

[4]) Arneth, Marie Antoinette, Joſeph II. und Leopold II., Briefwechſel, 1—3.

Dennoch wäre es ungerecht, sie mit dem Hof und den Privilegirten allein dafür verantwortlich zu machen; auch das Volk jubelte, als es vom Rücktritt seines besten Freundes hörte, und dankte dem König durch Ovationen dafür.

Turgot war kein Menschenkenner; als Necker sein Buch über den Getreidehandel vollendet hatte, brachte er es dem Minister, schlug ihm vor, es durchzusehen, und versprach, es ohne seine Zustimmung nicht zu veröffentlichen[1]); Turgot lehnte den loyalen Vorschlag in leise verächtlicher Weise ab, erwiderte, es stehe Necker frei, drucken zu lassen, was er wolle, man fürchte nichts und werde von der Censur keinen Gebrauch gegen ihn machen. „Sie glauben für das öffentliche Wohl von Liebe erfüllt zu sein", sagte Malesherbes einst zu seinem Freund; „aber es ist nicht Liebe, es ist Raserei".

Turgot's unverzeihlicher Irrthum bestand darin, daß er meinte, es genüge, Recht zu haben und das Gute zu wollen.

Nicht der geringste Beweis, den er davon gab, war der, seiner Entlassung nicht zuvorzukommen; wenn seine Freunde ihn baten, sich zu schonen, pflegte er daran zu erinnern, daß man in seiner Familie nicht alt werde. Die Zurückgezogenheit des Privatlebens benutzte er zu ernsten Studien und Lectüren; für uns Deutsche ist es von Interesse, daß er zu den begeisterten Lesern Klopstocks gehörte[2]). Nur als er vernehmen mußte, daß sein Nachfolger sein Werk vernichtet und die Frohnden ganz, die Zünfte und Gilden größtentheils wiederhergestellt habe, soll er Thränen vergossen haben.

Friedrich der Große und Maria Theresia dachten über Turgot wie Voltaire, der 1778 in Paris beim Wiedersehen mit ihm seine Hand erfassend ausrief: „Lassen Sie mich die Hand küssen, die das Heil des Volkes unterzeichnet hat". Er starb,

---

[1]) Abbé Morellet, Mémoires, I, 230.

[2]) Grimm et Diderot, Correspondance littéraire, III, 378. Bericht vom Februar 1777.

erst vierundfünfzig Jahre alt, an der Gicht und noch mehr an den Folgen geistiger Ueberanstrengung.

Der Zufall, oder vielmehr jene höhere Ordnung der Dinge, die nicht in des Menschen Hand liegt, wollte, daß das Buch „über den Reichthum der Nationen", mit welchem Adam Smith die neue Lehre der Volkswirthschaft schuf, 1776, gleichzeitig mit Turgot's Rücktritt erschien, und so auch die Kraft ersetzt wurde, die er dem Vaterland und durch dasselbe der Menschheit mit so selbstloser Hingebung geopfert hatte.

Frankreich aber hat Turgot nicht mehr ersetzt; die Frage, ob es ihm oder überhaupt einem Menschen gelungen wäre, die Revolution abzuwenden, haben die Ereignisse zu einer müßigen gemacht. Dagegen ist es gewiß, daß Ludwig XVI., als er ihn gehen ließ, wie er ihn genommen hatte, aus Schwäche gegen die Launen einer jungen Frau, gegen den Unverstand des Pöbels und die Intriguen einiger Höflinge, das letzte der sybilliniſchen Bücher verbrannte, welche das Schicksal noch für ihn bereit hielt; denn Turgot war der einzige unter allen Berathern seiner Krone, der, weil ohne Hoffnung für das Bestehende, die Rechnung der Monarchie mit der Vergangenheit abgeschlossen und kraft königlicher Machtvollkommenheit getilgt wissen wollte, was Könige gesündigt hatten. Durch einen letzten und höchsten Act des Despotismus die Nation zur Freiheit zwingen, wäre ein Abschluß gewesen, würdig der Ehren einer tausendjährigen Monarchie und des großen Ministers, den einer der gründlichsten und geistreichsten aller französischen Geschichtschreiber »le grand homme le plus complet de l'histoire de France« nennt[1]).

Turgot mußte einen Nachfolger erhalten, und zunächst wurde es Clugny, eine Nullität, der nach Einführung der Lotterie und viermonatlicher Plünderung des königlichen Schatzes starb. So wie die Dinge lagen, galt es als Empfehlung für die Stelle, Gegner von Turgot gewesen zu sein, und dem Publicum im

[1]) E. Renan, L'Abbesse de Jouarre, Introduction.

Allgemeinen galt auch Necker als ein solcher; man schrieb ihm die Absicht zu, in wohlüberlegter Feindseligkeit gegen den Minister gehandelt und selbst die Unruhen gegen ihn mitgefördert zu haben, obwohl schon der Umstand ihn freisprach, daß sein Buch „über Gesetzgebung und Handel mit Getreide" zufällig erst am Tage der Plünderung der Pariser Bäckerläden erschienen war. Er selbst schrieb dem Buch später eine ganz andere Bedeutung und zwar diese zu, die erste, laute Auflehnung gegen die herrschenden philosophischen Ideen gewesen zu sein. „Die zeitgenössischen Philosophen", sagt er, „verwarfen die Erfahrung und ließen nur Theorien gelten, mein Buch milderte ihre übertriebenen Ansprüche, indem es ihnen Betrachtungen entgegenstellte, deren Ursprung höher als die Ideen der Oekonomisten lag" [1]). Von diesen letzteren wurde Necker besonders deswegen bekämpft, weil er Freigebung des Kornhandels, selbst im Innern Frankreichs, verwarf [2]), und diesmal war der Streit bis in den intimen Kreis von Madame Necker gedrungen; in diesem stand Morellet zu Turgot, führte aus, daß Necker's Buch dem praktischen Staatsmann nicht eine administrative Maßregel biete, und verwies darauf, daß der Freihandel eine Folge des Besitzrechtes sei [3]). Voltaire war darüber so entzückt, daß er Abbé »Mords-les«, wie er ihn nannte, umarmen und in Paris verkünden ließ, „auch er sei für die Gedanken eines Weisen gegen die Systeme eines Banquiers" [4]); Grimm dagegen schrieb in bitterem Ton gegen die Oekonomisten, während Condorcet sie mit so leidenschaftlicher Heftigkeit vertheidigte, daß sein Auftreten gegen Necker ihm die Bezeichnung »le mouton enragé« zuzog [5]).

[1]) De l'administration de Monsieur Necker par lui-même. Oeuvres complètes, VI, 8.

[2]) De Lavergne, Les Économistes français au dix-huitième Siècle, 147.

[3]) Morellet, Mémoires, I, 232.

[4]) Foncin, Ministère de Turgot, 232.

[5]) Condorcet, Lettre d'un laboureur de Picardie à Monsieur Necker. Mars 1776.

Zur Polemik gesellte sich die Intrigue. Am Hof war ein gewisser Marquis von Pezay, den unter andern die Memoiren von Besanval als falsch, ehrgeizig, unternehmend und insolent bezeichnen; dieser Pezay faßte den Gedanken, dem König über Regierungsangelegenheiten brieflich Rathschläge zukommen zu lassen, und als nach einiger Zeit diese gnädig aufgenommen zu werden schienen, wurden Maurepas und sein College Sartines auf Pezay aufmerksam, weil sie in demselben ein Werkzeug der persönlichen Politik des Monarchen, wie etwa der Graf von Broglie es unter Ludwig XV. gewesen war, vermutheten[1]). Nun war aber Pezay gut mit Necker bekannt, und so kam es, daß Maurepas diesem eine Abschrift des Budgets von Turgot für 1776 mit dem Auftrag zustellen ließ, ihm seine Bemerkungen darüber mitzutheilen, die hierauf auch dem König unterbreitet wurden, der auf diese Weise zum ersten Mal mehr von Necker als den bloßen Namen hörte[2]).

Er war mit seiner Frau und seinem Freund Suard zu kurzem Aufenthalt nach England gegangen, als Turgot fiel. „Wie wird sich Necker freuen, wenn er das hört", schrieb Madame Du Deffand an die Herzogin von Choiseul nach Chanteloup, wo man gleichfalls an Wiedergewinnung des ersten Ministerpostens dachte[3]). Unterdessen machte Gibbon den französischen Gästen die Honneurs von London, Walpole die seines reizenden Landsitzes von Strawberry Hill. Necker's Schriften enthalten nichts über diesen Aufenthalt, aber Madame Necker las mit Entzücken Milton und Pope, Bolingbroke und Chesterfield, übersetzte Gray's Elegie über den Kirchhof im Dorf für ein literarisches Sammelwerk von Suard und wünschte sich in Gesellschaft von Thomas, um Alles noch einmal genießen

[1]) Duc de Broglie, Le secret du Roi.

[2]) Daire, Oeuvres de Turgot, nach Dupont de Neumours Mémoires, II, 138 und Foncin, Ministère de Turgot, 521.

[3]) Garat, Mémoires sur Suard, II, 318. Madame Du Deffand, Correspondance, III, 217.

zu können, in die Westminster-Abtei zurück[1]). Das Ehepaar Necker war seit mehreren Monaten wieder in Paris als Clugny starb.

Niemand wußte besser als Necker, wie es um den Staatsschatz stand; seit Turgot's Rücktritt waren alle Curse gewichen; die Holländer wollten kein Geld mehr leihen; er selbst war bereits unter der Verwaltung des Abbé Terray der Finanznoth des Königs zu Hülfe gekommen, hatte 1770, ohne Zinsen dafür zu nehmen, Geld vorgestreckt und dadurch Getreideankäufe für die besonders heimgesuchten Provinzen ermöglicht. Dann, 1772, hatte er abermals mehrere Millionen geliehen: „Wir beschwören Sie, uns im Lauf des Tages zu Hülfe zu kommen, ... die Zeit drängt, Sie sind unsere letzte Zuflucht; wir rechnen auf Ihre Hingebung, um den Ruf des königlichen Kredits zu retten", dies war der Ton, den gegen Necker zu gebrauchen der französische Staatssekretär der Finanzen sich gezwungen sah[2]).

Nun aber, im Frühjahr 1776, drängte die große Frage eines Bruchs mit England und der Intervention Frankreichs zu Gunsten der amerikanischen Colonien zum zweiten Mal seit einem Jahr zur Entscheidung, und „der erste Kanonenschuß war gleichbedeutend mit dem Staats-Bankrott"[3]). Diese verzweifelte Lage veranlaßte Maurepas, den im October verstorbenen Clugny durch den ehrlichen Taboureau des Réaux zu ersetzen und von Necker eine Denkschrift über die Lage der Staatsfinanzen zu verlangen. Sénac de Meilhan, Montyon und Droz nennen als Vermittler von Maurepas in dieser Sache abermals den Marquis von Pezay, von dem dieser zu sagen pflegte, er sei es eigentlich, der Frankreich regiere, „denn", fügte der alte Minister hinzu, „Pezay regiert seine Maitresse, die Prinzessin von Montbarrey,

[1]) Madame Necker, Mélanges, III, 172. Quérard, La France littéraire, IX, 280.

[2]) A. de Staël, Notice, I, XI, XXI—XXIII.

[3]) Das Wort ist von d'Invau, dem Vorgänger von Terray.

diese regiert meine Frau, meine Frau regiert mich, und ich, regiere ich nicht Frankreich?" Necker pflegte diesem Pezay zuweilen Geld vorzustrecken, zahlte ihm auch als Minister eine Forderung auf die Staatskasse im Betrag von 100,000 Dukaten aus, die dreißig Jahre lang abgelehnt worden war, und ernannte ihn zum General-Inspektor der Küsten des Königreichs mit einem Gehalt von 60,000 Livres; sein Betragen in dieser Stellung war der Art, daß die Verbannung über ihn verhängt wurde, worauf er, kaum 36 Jahr alt, starb[1]).

Wenn d'Haussonville, wie schon vor ihm Baron August von Staël, geltend macht, daß die Archive von Coppet Briefe von Pezay enthalten, die keiner Verbindlichkeit gegen Necker erwähnen, so ändert das nichts am eigentlichen Sachverhalt[2]); der Ehrgeiz Necker's hatte ihn zur Theilnahme an Intriguen verleitet, die er aller Wahrscheinlichkeit nach hätte entbehren können, denn bevor die Regierung sich dazu verstand, den protestantischen Banquier aus Genf in ihren Rath zu berufen, mußte sie von der Noth dazu gezwungen werden. Der Staatsschatz war erschöpft, als Necker in der erwähnten Denkschrift den Kredit herzustellen und, selbst im Kriegsfall, die Bedürfnisse der königlichen Kassen zu decken versprach; aber Necker zum Contrôleur-général, d. h. zum Finanzminister, ernennen, schien dennoch nicht durchführbar. Man griff also zu einem Auskunftsmittel, das wieder Pezay, zu Gunsten der Berufung des Prinzen von Montbarrey ins Kriegsministerium kurz zuvor in Scene gesetzt hatte: Taboureau des Réaux sollte den Titel behalten, Necker als Director des Staatsschatzes die Finanzen leiten. Bis dahin war die Stelle immer durch Parlamentarier besetzt worden, und die Protestanten waren nach 1776 in Frankreich nur geduldet; bürgerliche Rechte hatten sie nicht,

---

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI, I, 199, 219, 220, 221.

[2]) Auguste de Staël, I, 40 der Oeuvres complètes de Necker und d'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 101.

und ihre Kinder galten nicht als legitim. Der König gab nichtsdestoweniger seine Einwilligung; schon nach den Verhandlungen wegen der ostindischen Compagnie hatte er Necker 1773 eine werthvolle Sammlung von Kupferstichen als Geschenk überreichen lassen[1]); er unterzeichnete seine Ernennung am 22. October 1776.

Wie zwei Jahre früher jene von Turgot, wurde sie vom Geldmarkt mit einer beträchtlichen Hausse begrüßt; die Genfer jubelten über den Erfolg ihres Mitbürgers, der „magnifique petit Conseil" ließ ihm zu Ehren die erste der 82 Denkmünzen prägen, die er im Lauf seines öffentlichen Lebens erhielt[2]), und die Literar-Geschichte von Genf sagte von Necker's Werken, sie sollten die Handbücher aller Fürsten werden, denen das Wohl ihrer Völker am Herzen liege[3]). Der Hof sah in Necker nur den Gegner seines verhaßten Vorgängers und schmeichelte sich mit der Hoffnung, ein solches finanzielles Talent werde auch ohne Ersparnisse zum Ziel kommen. Bischöfe machten Vorstellungen gegen die Wahl eines Protestanten. „Ich will ihn opfern", entgegnete ihnen Maurepas, „wenn der Clerus die Zahlung der französischen Staatsschuld übernimmt", und gerade unter den Mitgliedern des französischen Episkopates sollte auch Necker treue Freunde und Vertheidiger seines Wirkens finden. Das Volk endlich empfing die Nachricht von Necker's Uebernahme der Geschäfte mit Freuden. Unversöhnlich blieben die Oekonomisten und ihre Anhänger, gegen welche die Parlamente eine Art von Verfolgung begannen; Turgot meinte, die Finanzen würden jetzt regiert wie das Universum, durch die Trinität Maurepas-Taboureau-Necker, in welcher letzterer den heiligen Geist repräsentire[4]).

So begann das erste Ministerium Necker.

---

[1]) Grimm et Diderot, Correspondance littéraire.

[2]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 109.

[3]) Senebier, Histoire littéraire de Genève, III, 164.

[4]) Foncin, Ministère de Turgot, 543.

herausfordern, deren Opfer er unfehlbar geworden wäre. Die natürliche Folge dieser von allen Seiten dem Angriff bloßgestellten Lage war, daß Necker während der ersten Jahre seines Ministeriums seine Thätigkeit soweit als thunlich auf Finanzfragen beschränkte und auf die Einführung aller weitergreifenden Reformen verzichtete[1]), wobei jedoch nicht außer Acht gelassen werden darf, daß im Ancien Régime die inneren Angelegenheiten Frankreichs fast vollständig unter der Leitung des Finanzministers standen[2]); auch dieses beschränkte Gebiet ließ sich nicht ohne Schwierigkeiten behaupten.

Kein volles Jahr nach seiner Berufung führte eine Meinungsverschiedenheit zwischen Necker und Taboureau zum Rücktritt des letzteren, und am 22. Juni 1777 ward Necker auf die von ihm gestellte, von Ludwig XVI. nicht ohne Bedenken gewährte Bedingung, kein Gehalt für seine Dienstleistungen zu beziehen, zum Generaldirektor der Finanzen ernannt. Auch in dieser neuen Eigenschaft blieb er, wenigstens nominell, unter der Oberleitung von Maurepas und, was viel bedenklicher war, vom Recht ausgeschlossen, dem in Gegenwart des Königs gehaltenen Ministerrath beizuwohnen, seine Pläne ihm vorzulegen und sie zu vertreten, ein ungeheurer Nachtheil zu jener Zeit, in der die persönliche Stimmung des Monarchen die einzige Garantie des Verbleibens im Amte war.

Dafür hat Necker die Geschichte seines Ministeriums in allen ihren Einzelheiten selbst erzählt[3]) und den Beweis geliefert, wie sehr es ihm um Ordnung und Sparsamkeit, um die Abstellung von Mißständen und die Schöpfung einer ehrlichen, gewissenhaften Verwaltung zu thun war. Der erste Schritt

---

[1]) A. de Staël, Notice, I, 48 und Necker, Oeuvres complètes III, Premier Ministère.

[2]) Leser, Necker's zweites Ministerium, 12.

[3]) Necker, Oeuvres complètes, III. Premier Ministère. Compte-rendu au roi, Janvier 1781 und Bd. XI, 408 Tableau chronologique des Actes du premier Ministère de Monsieur Necker.

leihen im Betrage bis zu 1200 Millionen zu contrahiren[1]). Die Art und Weise, wie er es that, hat seiner Finanzverwaltung den Vorwurf zugezogen, sie sei vielmehr die eines gewandten Banquiers als eines weisen Ministers gewesen[2]); die entscheidensten Stimmen haben mit Droz diesen Vorwurf wiederholt; Thiers und Mignet sprechen nicht viel anders als Sybel, Bernhardi oder Oncken, für die Necker wenig mehr als ein Börsenkünstler geblieben ist, „der die Möglichkeit, Schulden zu machen, für Reichthum ausgab"[3]). Insofern sie sich auf sein erstes Ministerium bezieht, stützt sich diese Anschuldigung auf die Thatsache, daß er seine großen Anleihen abschloß, ohne den Schuldnern des Staates durch Einführung neuer Steuern ein Pfand zu geben, die einzige, von ihm gebotene Sicherheit war der Hinweis auf die im Lauf seiner Verwaltung gemachten Ersparnisse. Daß eine so vage Garantie den Gläubigern des französischen Staates genügte, und sie stets zu neuen Opfern veranlaßte, war der höchste Beweis des Vertrauens in die Ehrlichkeit des Ministers; andrerseits aber mußte dieses Verfahren die Nation nothwendigerweise in eine falsche Sicherheit wiegen, die den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprach. Es verleitete Necker selbst zu Experimenten, welche die Würde seiner Stellung schädigten, ohne ihn vor Geldverlegenheiten zu bewahren, aber es gab ihm allerdings den momentanen Erfolg, dessen er bedurfte, um sich in der Gunst des Königs zu erhalten, im Amt zu bleiben und damit langsam aber stetig der Verwirklichung des politischen Ideals sich zu nähern, das auch ihm als krönender Abschluß seines Wirkens vorschwebte. Dieses Ideal war das einer sittlichen Reform, die Verbindung der Moral mit der Politik; es war der Grundton seines Systems

---

[1]) De Lavergne, Les Assemblées provinciales sous Louis XVI. Préface VI.

[2]) Droz, Histoire de Louis XVI, I, 276.

[3]) Bernhardi, Geschichte Rußlands, 2, 167—168. Oncken, Das Zeitalter der Revolution, I, 13—15.

und der Ehrgeiz seines Lebens, dazu beitragen zu können, daß künftig die Verwaltung des Staates nach denselben Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit, wie die Angelegenheiten eines wohlgeregelten, weise und gewissenhaft geführten Haushalts geordnet würden[1]). Seine verschiedensten Schriften braucht man, so zu sagen, nur aufs Geradewohl aufzuschlagen, um diesen Gedanken in der einen oder andern Weise ausgesprochen zu finden. „Von der Verwaltung der Finanzen", heißt es u. a. in seinem Buch über diesen Gegenstand, „ist der Einfluß auf die socialen Tugenden sowohl als auf die öffentliche Moral zu erwarten; wer die Leitung derselben nicht von diesem Standpunkt aus betrachtet, wird sich nie zur Höhe der Pflichten zu erheben vermögen, die er auf sich genommen hat"[2]).

Tugend und Gewissenhaftigkeit erscheinen ihm unentbehrlicher für den Staatsmann als Geist und Talent. „Ich trage kein Bedenken, es auszusprechen", sagt er, „daß keine, wenn auch noch so große Begabung den Mangel an Zartgefühl und Moralität zu ersetzen vermag. Das erleuchtete Urtheil, die Kenntnisse Anderer können einer mittelmäßigen Administration zu Gute kommen, aber welche Triebfeder wird Denjenigen zu Gunsten des öffentlichen Wohles in Bewegung setzen, der sich durch keine Pflicht gebunden weiß? Wie, vor Allem, wird er der Schar seiner Untergebenen Liebe zur Pflicht einflößen können, wenn er sich des Rechtes begibt, sie durch sein Beispiel zu lehren? . . . . Die Grundsätze des Rechts reichen weiter als die Lichtblicke des Genius; die Moral ist der Geist der Jahrhunderte"[3]). Im Éloge von Colbert spricht er nicht anders: „Sein gefühlvolles Herz" la sensibilité, jenes Schlagwort

---

[1]) A. W. Schlegel, Jakob Necker, Zeitgenossen I, 1816—1817, IV, 1818—1819.

[2]) Necker, De l'administration des finances, Oeuvres complètes IV, 13. De l'administration de Monsieur Necker, VI, 20 und an vielen andern Stellen.

[3]) Necker, De l'administration des finances, IV, 33, 25.

der Regierungszeit Ludwig's XVI., „flößt dem Administrator den Wunsch ein, den Menschen nützlich zu werden, die Tugend verpflichtet ihn dazu, der Genius leiht ihm die Mittel[1]); man muß vom Gefühl der Pflicht durchdrungen sein und sich ihr ganz hingeben, man muß empfinden können, wie erhaben die Stellung ist, von der aus man in Gedanken mit dem Glück eines ganzen Volkes in Berührung treten, in der man jeden Augenblick die Liebe zum Monarchen steigern, seine Tugenden fühlbarer machen kann; man muß glücklich im Bewußtsein des Guten sich fühlen, das man zu wirken im Stande ist, und dem Wohl des Staates sich hingeben. Man muß Rom und die Römer lieben, der Eitelkeit den Ruhm und die Gerechtigkeit der kommenden Zeiten den Täuschungen der Gegenwart vorziehen" [2]).

So lautete das Programm, wie aber sollte es ausgeführt werden? Auf diesem Punkte angelangt, betrat Necker einen Weg, der in diametralem Gegensatz zu den von seinem Vorgänger gewählten Bahnen lag; Turgot hatte die Stütze seiner Politik im Willen eines aufgeklärten Despoten gesucht, Necker appellirte für die seinige an die öffentliche Meinung.

Obwohl damit die zwei Pole aller Regierungskunst gegeben sind, so konnten doch beide Minister zu Gunsten der von ihnen gewählten Methoden auf mächtige Rechtfertigungsgründe verweisen. Im achtzehnten Jahrhundert waren die Republiken in Europa diskreditirt, welche Anhänger dagegen die absolute Monarchie im Zeitalter Friedrich's und Katharina's, in den Tagen von Maria Theresia, von Karl III. und Leopold von Toskana zählte, ist bereits gesagt worden. Es war, als sollten die letzten Zeiten ihrer unbestrittenen Herrschaft die Macht zum Guten, die auch sie besaß, noch einmal glänzend bewähren, bevor sie im unaufhaltsamen Kreislauf der Geschichte den Mächten der Zerstörung zum Opfer fiel, die sie im eigenen Schoß ent-

[1]) Necker, Éloge de Colbert. Oeuvres complètes XV, 11.
[2]) Necker, De l'administration des finances. Oeuvres, IV, 68.

privilegirten Tyrannen, die zur Geißel der ihnen anheimgegebenen Bevölkerungen geworden waren und, um den Preis der Aussaugung der Provinzen an Geld und Blut der Unterthanen für die Bedürfnisse des königlichen Schatzes, Straflosigkeit für die eigenen Erpressungen und die ihrer Untergebenen erkauften. Schon Boulainvilliers, Saint-Simon und Fenelon suchten Abhülfe für diese trostlosen Zustände in der Berufung der Generalstaaten, die sich ihrerseits auf die Provinzialstände stützen sollten; D'Argenson und der Marquis von Mirabeau verlangten die Wiederherstellung der letzteren von Ludwig XV., und Mirabeau wagte es, dem König ins Gedächtniß zu rufen, daß diese Wiederherstellung von seinem Vater beschlossen war[1]).

Wichtiger noch als der Wunsch nach einer Vertretung der Provinzen war das Verlangen nach der Wiederaufnahme der ständischen Vertretung des Reichs. Seit 1614 waren die französischen Etats Généraux nicht mehr versammelt worden.

Als Maupeou den vernichtenden Schlag gegen die französische Magistratur führte und 1771 die Parlamente, diese letzte noch vorhandene Schranke gegen die absolute königliche Macht, aufhob, verlangten ihre Mitglieder zuerst den Zusammentritt der Generalstaaten; ihnen schloß sich der höchste, von Maupeou gleichfalls aufgehobene Gerichtshof des Landes, die Cour des Aides, an, der Malesherbes präsidirte, und für welche er das Wort führte[2]); ein ganzer Schwarm von Flugschriften sprach im selben Sinne und erachtete die Zurückberufung der Parlamente schon als nicht mehr genügend. Nachdem dieselbe unter Ludwig XVI. dennoch erfolgt war, hielt la Rochefoucauld, der Sohn der Herzogin d'Enville, die denkwürdige Rede, worin er die nationalen Versammlungen zurückwünschte, „deren gesetzliche

---

[1]) Mirabeau's L'Ami des hommes, in einem diesem Buch in der Ausgabe von 1756 beigedruckten Mémoire, und d'Argenson in den Considé- le gouvernement de la France.

[2]) oz, Histoire de Louis XVI. I, 36 u. 175.

übertragen und damit der „Neuen Héloïse" die Wege zu bahnen[1]). Die Bannerträger der geistigen Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts, Voltaire, Buffon, Montesquieu, Rousseau, mit ihnen eine Anzahl anderer Schriftsteller und Gelehrten, fanden in England gastliche Aufnahme, verweilten zum Theil Jahre dort, und verbreiteten nach ihrer Rückkehr, in ihre Münze umgeprägt, die englischen Ideen in der Heimath[2]).

Montesquieu, der am meisten zu dieser Umwandlung beitrug, sagt, daß die Minister seiner Zeit nicht mehr von England wußten als sechs Monate alte Kinder. Bei seinem Tode war das anders geworden; noch 1748 hatte das Buch über den Geist der Gesetze, ohne Angabe des Verfassers im Ausland gedruckt, als Contrebande nach Frankreich dringen müssen; jetzt, 1755, als Montesquieu starb, äußerte Ludwig XV., ein solcher Mann sei nicht zu ersetzen[3]). Es ist relativ gleichgültig für Montesquieu's Bedeutung und Einfluß auf seine Zeit, daß sein größtes Werk mehr eine Interpretation der verschiedenen Gesetzgebungen, der erloschenen wie der noch bestehenden, eine Physiologie des Staates, als eine eigentliche Begründung des constitutionellen Rechtes oder ein vollendetes System der Regierungskunst ist; auch kommt hier nicht in Betracht, ob die Grundlage seines Begriffs vom Staat, wenn er diesen als das Produkt subjektiver Willkür auffaßt, eine falsche ist, oder ob sein leitender Gedanke der Theilung der Gewalten mehr auf die Politiker des Alterthums als auf die Philosophen und Staatsmänner Englands zurückgreift. Montesquieu's unvergleichliche Bedeutung liegt vielmehr darin, daß er seinen Zeitgenossen die Nothwendigkeit fester Gesetze und einer geregelten Verwaltung zum Bewußtsein brachte und im berühmten sechsten

---

[1]) Brunetière, Études sur le XVIIIe Siècle. Revue des Deux-Mondes, 15 Février 1885, p. 829.

[2]) Buckle, History of Civilization. John Morley, Voltaire, Chap. III.

[3]) Louis Vian, Montesquieu, sa vie, ses ouvrages. Droz, Histoire de Louis XVI. I, 82.

Kapitel des elften Buches auf die englische Constitution, sowie er sie verstand, als auf die glücklichste unter allen vorhandenen Lösungen des Problems politischer Freiheit verwies. Der historische Sinn von Montesquieu, die von ihm ausgehende Idee, daß die Beschaffenheit der physischen Natur eines Landes bestimmenden Einfluß auf den Charakter seiner Bewohner und somit auch auf ihre Sitten, Gesetze und Staatseinrichtungen übe; seine oft ausgesprochene Ueberzeugung, daß eine Nation Antecedentien habe, daß ihre Vergangenheit sie verpflichte, und sie folglich die Zukunft nicht unabhängig von diesen gestalten könne; alle die Doktrinen, welche diesen klarsten, vorgeschrittensten Geist des achtzehnten Jahrhunderts als direkten Vorgänger und Begründer der neuen Geschichtswissenschaft erscheinen lassen, schließen zugleich den Gedanken aus, als habe er eine servile Nachahmung fremder Institutionen bezweckt. Das praktische Endresultat seiner politischen Lehre lag in der Anwendung repräsentativer Regierungsformen auf die gegebenen, historisch gewordenen Zustände des eigenen Landes; ihre direkte, unmittelbare Folge war die Erweckung des Verlangens nach einer Controle aller staatlichen Angelegenheiten durch die öffentliche Meinung.

In den höchsten Gesellschaftskreisen und in den Pariser Salons großgezogen, beherrschte sie bald den Geschmack, die Mode und die Literatur; eine der geistreichsten Frauen der Zeit, die Freundin von Turgot, das Fräulein von l'Espinasse, sprach die herrschende Stimmung aus, indem sie schrieb: „Wie sollte man es nicht beklagen, unter einer Regierung wie die unsrige geboren zu sein. Was ein schwaches, unglückliches Geschöpf, wie ich eines bin, betrifft, so wäre es mir lieber, das unbedeutendste Mitglied der englischen Commons als König von Preußen zu sein“ [1]). Der Marquis de Chastellux ver-

[1]) Mademoiselle de l'Espinasse an Guibert; bei Foncin, Ministère de Turgot, 127.

der Parlamente, in die Verwaltungsangelegenheiten sich zu mischen, immer wieder neuen Stoff gibt. . . . . Man muß den Parlamenten folglich die Stütze der öffentlichen Meinung und das Recht entziehen, sich als Vertheidiger der Nation zu betrachten, oder auf Kämpfe sich vorbereiten, welche den Frieden der Regierung Eurer Majestät stören und entweder zu einer Erniedrigung der Autorität oder zu extremen Auskunftsmitteln führen würden, deren Tragweite sich nicht bemessen läßt" [1]).

Necker's Vorschlag war also mit gegen die Parlamente gerichtet, aber auch an die Berufung der Generalstaaten dachte er nicht; in späteren Zeiten hat er jede Verantwortung für den Zusammentritt derselben aufs Bestimmteste abgelehnt. Sie erschienen ihm als „eine veraltete Combination, die in ihren besten Zeiten höchst unvollständig gewesen sei, die aufgegeben, dann wieder eingesetzt, niemals aber mit den Anschauungen, den Sitten und Meinungen der Nation in Harmonie gebracht worden sei"; er nannte später das dem Pariser Parlament durch Brienne gegebene Versprechen, die Generalstaaten zu berufen, „ebenso vorschnell als beklagenswerth". Die Erwartung, als ob von der Bestimmung der Zahl der Deputirten oder irgend einem andern, ebenso kläglichen Mittel Abhülfe der vorhandenen Uebel zu erwarten sei, erscheint ihm als »une ignorance et une ineptie«. „Warum", sagt er, „sollte ich Anstand nehmen, es auszusprechen, daß meine ersten wie meine letzten Gedanken stets einem Regierungssystem geneigt waren, mit welchem weder die nach drei Ständen gesonderten Generalstaaten noch irgend ein anderes der monarchischen Institute verglichen werden können" [2]).

Es ist ferner ein charakteristischer Zug in Necker's politischer Gesinnung, daß er, sich selbst überlassen, allen centralisirenden Institutionen abgeneigt war; besonders in seinen späteren

[1]) Necker, Mémoire au roi sur l'établissement des Assemblées provinciales. Oeuvres complètes, III, 264.

[2]) Necker, De la Révolution française. Oeuvres complètes, IX, 126, 128, 131, 145.

Macht durch den Zusammentritt der Prinzen des Hauses Frankreich und der Pairs mit der parlamentarischen Magistratur nicht ersetzt werden könne". Auch Malesherbes wiederholte an der Spitze der wiederhergestellten Cour des Aides die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Berufung der Stände des Reichs und das Verlangen „nach einem königlichen Gesetzgeber"; bei Gelegenheit seiner Aufnahme in die Akademie, die 1775 erfolgte, erweckte er einen Beifallssturm mit den Worten: „Ein von allen bestehenden Mächten unabhängiges aber geachtetes Tribunal hat sich erhoben, welches alle Talente zu schätzen weiß und jede Art des Verdienstes prüft; in einem Jahrhundert, wo jeder Mitbürger durch die Presse zur ganzen Nation sprechen kann, sind Diejenigen, welche die Gabe besitzen, die Menschen zu belehren oder zu rühren, unter dem versammelten Volk, was die Redner von Rom und Athen in ihren Tagen gewesen sind." So sprach Malesherbes, der Censor der französischen Presse!

Necker dachte nicht anders; schon im Buch über den Getreidehandel hieß es: „Die öffentliche Meinung ist stärker und erleuchteter als das Gesetz"[1]. „Der Administrator, der im Stande ist, die öffentliche Meinung zu studiren und nach ihrer Gunst zu streben, vermöchte durch dieses einzige Gefühl die Lücken seines Talentes und die Unsicherheit seiner Kenntnisse zu ersetzen; denn die allgemeinen Anschauungen über das Wohl des Staates, die Begriffe über Alles, was nützlich und vernünftig ist, sind mit dem Fortschritt der Aufklärung vorangeschritten und weit verbreitet"[2]. Die hier angeführten Sätze sind den ersten Schriften Necker's entnommen; als er aus England zurückkehrte, fand er sich in diesen Ideen begreiflicher Weise noch bestärkt: „Die erste Ursache des Reichthums und des Kredits von England ist ohne Zweifel in der

[1]) Necker, Sur le commerce et le législation des grains. Oeuvres complètes, I, 184.

[2]) Necker, De l'administration des finances. Oeuvres complètes, IV, 55.

öffentlichen Controle der engliſchen Finanzen zu ſuchen", ſchrieb er darüber im Compte-rendu an den König[1]); ſeine Bewunderung für das engliſche Staatsweſen läßt ſich auf dieſe Eindrücke zurückführen. „An Dich, großes Volk, wende ich mich, weil das Gefühl der Freiheit Dir ſeine Macht leiht," . . . . ſchrieb er, auf engliſche Zuſtände ſich berufend, 1784. „Bedenke, daß Du der Menſchheit Rechenſchaft über dieſe Freiheit ſchuldeſt, deren letzte Schätze Du bewahrſt, damit, wenn in einem Theil der Welt ihre Spur verloren ginge, doch irgendwo ihr Vorbild und Andenken bewahrt würden. . . . . Da Meereswogen Dich vom Joch der ſtehenden Heere bewahren, bedenke, daß Deine erſte Sorge die Erhaltung der koſtbaren Regierung iſt, deren Segnungen Du genießeſt"[2]). Auch er war entſchloſſen, an die Publicität zu appelliren und nicht nur der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen, ſondern mit ihr und durch ſie zu regieren.

Das war auf verſchiedene Weiſe durchführbar; er konnte die Macht der Parlamente vermehren, die Provinzialſtände wieder einführen oder den großen Schritt wagen und dem König die Berufung der Generalſtaaten vorſchlagen.

In Bezug auf die Parlamente dachte Necker ſo ziemlich wie Turgot; er ſah in dieſen Körperſchaften den Herd von Intriguen und Vorurtheilen, die zum großen Theil dem Mangel an Einſicht und Wiſſen, zum andern dem Wunſch, eine Rolle zu ſpielen und die Blicke der Nation zu feſſeln, zuzuſchreiben ſeien, obwohl weder geiſtige Ueberlegenheit, noch Liebe zum öffentlichen Wohl ſie dazu berechtige[3]). „Das Publicum", ſchrieb er dem König, „hat nun einmal durch die Richtung der Ideen ein offenes Auge für alle Mißſtände und Mißbräuche bekommen; daraus entſteht eine ruheloſe, unklare Kritik, die dem Wunſch

---

[1]) Necker, Compte-rendu au roi. Oeuvres complètes, II, 3.

[2]) Necker, De l'administration des finances. Oeuvres complètes, IV, 170—171.

[3]) Necker, Mémoire au roi sur l'établissement des Administrations provinciales. Oeuvres complètes, III, 152.

dieser Versuch sollte, im Fall des Gelingens, andern gleichartigen Institutionen im ganzen Lande zum Muster dienen und so lange fortgesetzt werden, „als es dem König gefiel". Die wichtigsten Punkte ihrer Wirksamkeit blieben die Erhebung und gerechte Vertheilung der Steuern, die Straßenbauten, mit welchen die verhaßte und gefürchtete Leistung der Frohnden, corvées, in Verbindung stand, die Wohlthätigkeits-Anstalten und die Förderung des Handels und der Industrie; die Berufung des eigentlichen vierten Standes, durch Ausdehnung der Wahl des dritten Standes auf zwölf ländliche Grundbesitzer, also auf zwölf Bauern, war Necker's wesentlichste Neuerung. Die nächste Provinzial-Versammlung sollte 1779 im Dauphiné eingeführt werden; diese Provinz hatte früher eine ständische Vertretung gehabt und dieselbe unter Richelieu verloren; sie erhob deswegen Schwierigkeiten und verlangte ihre alten Rechte, statt der neuen Einrichtung, die man ihr bot.

Necker schied aus dem Ministerium, bevor der Streit geschlichtet war; erst 1798 sollte er zum Austrag kommen und die Vertretung des Dauphiné eine große Rolle in den Zeitereignissen spielen. Dagegen gelang 1779 die Einrichtung einer Provinzial-Versammlung in der Generalität von Montauban, nun nach alter Weise Haute-Guienne genannt, scheiterte aber 1780 in Moulins für das Bourbonnais, Nivernais und die Marche.

Die zwei Provinzial-Versammlungen im Berry und in Montauban tagten bis 1786 und rechtfertigten im vollsten Maß die Erwartung Necker's, „daß der Sinn für das Gemeinwohl durch sie gehoben und das Volk durch die neu erwachten Empfindungen der Wohlfahrt und des Vertrauens der Regierung sich anschließen werde" [1]); ihre segensreiche Thätigkeit ist der lichte Punkt in der Geschichte Ludwig's XVI. Zwei der

[1]) Necker, De l'administration des finances. Oeuvres complètes, IV, 21 u. 86.

Schriften tritt aufs Bestimmteste eine Hinneigung zum Föderativstaat zu Tage. Die Denkschrift an den König zu Gunsten der Einführung von Provinzialständen legt das hauptsächlichste Gewicht darauf, daß eine gerechtere Beurtheilung der eigenthümlichen Verhältnisse jeder Provinz durch sie ermöglicht werde, an die Stelle der von Paris ausgehenden, centralen Leitung durch den ungenügend unterrichteten und schlecht bedienten Minister werde eine billige, verständige Berücksichtigung lokaler Zustände und provinzieller Verschiedenheiten treten[1]).

Neben diesen vorwiegend praktischen Erwägungen widersprach aber auch Necker's ganze, damals jedenfalls noch sehr mangelhafte Theorie von der Souveränetät dem Gedanken an eine Berufung der Stände des Reichs; der Minister, welcher die englische Verfassung als sein politisches Ideal feierte, stellte dennoch in der Schrift, welche die Berufung der Provinzialstände empfahl, den Satz auf, daß das Besteuerungsrecht die nothwendige Grundlage, nicht etwa der politischen Freiheit, sondern der königlichen Macht sei. Während Burke alle, von den frühesten Zeiten an um der Freiheit willen bestandenen Kämpfe des englischen Volkes auf die Thatsache zurückführte, daß Besteuerung und Vertretung bei freien Nationen unzertrennlich von einander seien, und Pitt in den schärfsten und bestimmtesten Ausdrücken die Selbstbesteuerung des Volkes durch seine gesetzlichen Vertreter als das wesentliche und unterscheidende Merkmal politischer Freiheit bezeichnete, erklärte Necker „dieses gesetzliche Recht der Krone nicht einschränken, sondern nur in seiner Ausübung regeln zu wollen“ [2]). Soweit war das absolute System selbst unter Ludwig XIV. nicht gegangen, unter dem man es sorgsam vermieden hatte, diesen Punkt überhaupt diskutiren zu lassen. Necker selbst unterzog während seines Ministeriums die

---

[1]) Necker, Mémoire au roi sur l'établissement des Assemblées provinciales. Oeuvres complètes, III, 340, 341.

[2]) Ebendaselbst, III, 346, 351.

tionen, die nur in wenigen, bereits erwähnten Provinzen der Monarchie noch fort bestanden. Ein Theil des Plans von Turgot war dadurch wieder aufgenommen; aber von seiner Idee einer vorbereitenden Vertretung der Gemeinden, dann der Kreise, war nicht wieder die Rede, und an die Stelle der Wählbarkeit auf Grund eines bestimmten Einkommens und ohne Unterschied der Stände, trat bei Necker die Rückkehr zum Princip der drei Stände, allerdings mit einer wesentlichen Veränderung.

In den Generalstaaten und in den ständischen Vertretungen der einzelnen Provinzen verhandelte jeder Stand für sich, sodaß Adel und Clerus, als die beiden ersten Stände, wenn sie sich vereinigten, stets in der Majorität gegen den dritten Stand waren; in einer einzigen Provinz, dem Languedoc, war dies anders, dort wurde nur in einer Versammlung und nach Köpfen gestimmt, und der Tiers bestand für sich allein aus ebenso vielen Mitgliedern, als die beiden übrigen Stände zusammen.

Diesen Wahlmodus hatte bereits Fenelon für alle Provinzialstände des Reichs in Vorschlag gebracht, und ihn wählte jetzt auch Necker; nicht ohne Bedenken gab der König seine Zustimmung [1]).

Der erste Versuch zur Einführung der neuen Institution wurde in einer der kleinsten und ärmsten Provinzen der Monarchie, im Berry, gemacht; die Versammlung bestand aus achtundvierzig Mitgliedern, von denen zwölf Adelige, zwölf Geistliche, zwölf Vertreter des Bürgerstandes aus den Städten und zwölf ländliche Grundbesitzer waren; der König bestimmte sechszehn Deputirte, diese wählten die übrigen zweiunddreißig, das Präsidium führte der Erzbischof von Bourges. Die Versammlung sollte alle zwei Jahre während eines Monats zusammentreten und in der Zwischenzeit die Ausführung ihrer Dekrete durch ein Bureau von sieben Mitgliedern unter einem Präsidenten besorgt werden;

[1]) De Lavergne, Les Assemblées provinciales, 18.

Zeit gar nicht die nothwendigen administrativen Einrichtungen und das moderne Rechnungswesen vorhanden, die einen genauen Nachweis der Einnahmen und Ausgaben ermöglichen; so betrugen die Staatseinkünfte von 1781 vierhundertdreißig Millionen, Necker's Bericht verrechnete aber nur zweihundertvierundsechzig Millionen, weil über die andern Einkünfte keine verlässige Rechenschaft gegeben war; es wurde also einfach angenommen, daß sie die Höhe des Durchschnittsertrags erreicht hatten [1]).

So weit war Necker gekommen, als auch ihm durch die Ungunst der Verhältnisse Halt geboten wurde.

Der ersten großen Schwierigkeit begegnete er im Schoß des Ministeriums selbst. Während des Seekriegs mit England lag die Verwaltung der Marine in den Händen des notorisch hierfür unfähigen Herrn von Sartines; im Jahre 1771 schuldete dieser Minister dem Flottendienst über ein Jahr der Gagen, und dennoch betrug das Deficit in seinem Departement zwanzig Millionen. Necker verlangte von Maurepas die Entlassung von Sartines und drohte mit seiner eignen, falls diese nicht erfolgen sollte; Maurepas wäre nichts willkommener gewesen; zur Abneigung gegen Necker war längst die Furcht gekommen, durch ihn ersetzt zu werden, aber der Augenblick, ihn zu stürzen, war noch nicht da; er bot ihm das Portefeuille der Marine in der Erwartung an, ihn durch Uebernahme einer Administration, von welcher er nichts verstand, in Verlegenheiten zu verwickeln. Necker beging jedoch diesen Fehler nicht, sondern benutzte ein Unwohlsein des alten Ministers, um, im Einverständniß mit der Königin, die Ernennung des Marquis, später Marschalls de Castries zum Marineminister und zwei Monate später die Wahl des Marquis de Ségur zum Kriegsminister, an der Stelle des Prinzen von Montbarrey, durchzusetzen. Das war im Herbst 1780; es folgte die Publikation des Compte-rendu,

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI, I, 294 u. ff.

nicht nur die Thätigkeit des Ministers, sondern auch die Ehre des Privatmannes den Verdächtigungen preiszugeben.

Necker's Begriff von der Allmacht der öffentlichen Meinung kehrte auf jeder Seite seiner Schriften wieder und sprach sich in allen seinen Handlungen aus. Der Enthusiasmus seiner Freunde konnte ihn über den Umfang des Widerstands täuschen, der sich gegen ihn erhoben hatte, aber die Existenz eines solchen war ihm wohl bekannt; die hohe Aristokratie bot in den Provinzen willig die Hand zu seinem Reformwerk[1]), aber der Hofadel verzieh Necker ebensowenig, als er Turgot geduldet hatte, und fuhr fort die Ausübung der verderblichsten Mißbräuche wie erworbene Rechte zu beanspruchen.

Die Stimmung der Oekonomisten gegen ihn erfuhr keine Modifikation; die theilweise Durchführung ihres Programms entschädigte auch diese politische Partei nicht für die Hintansetzung der Persönlichkeiten. Von allen Bewunderern und Anhängern von Turgot war Voltaire fast der einzige, der sich dadurch nicht abhalten ließ, auch das Experiment, das Necker versuchte, mit wohlwollender Sympathie zu begleiten; es erschienen Verse von ihm, worin er dem Minister sagte:

»On vous damne comme hérétique;
On vous damne bien autrement
Pour votre plan économique,
Fils du génie et du talent.
Mais ne perdez point l'espérance;
Allez toujours à votre but,
En réformant notre finance.
On ne peut manquer son salut,
Quand on fait celui de la France« [2]).

Die Philosophie endlich sah ihre Erwartungen nicht erfüllt. Der Klerus hatte es zu Ende des Jahres 1778 durchgesetzt, daß gegen

[1]) Lavergne, Les Assemblées provinciales. D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 123 u. ff.

[2]) La Harpe, Correspondance littéraire, 1779, II, 157.

Die Selbstgefälligkeit aber, die Necker zu diesen und vielen ähnlichen Aeußerungen veranlaßt hatte, verletzte nicht Maurepas allein. Der eigentliche Urheber des Planes der Wiederberufung und Ausdehnung der Provinzialversammlungen, Marquis von Mirabeau der Vater, dessen Buch über diesen Gegenstand schon 1750 erschienen war, fand sich in Necker's Denkschrift an den König gleichfalls nicht erwähnt, obwohl die merkwürdigsten Stellen derselben, wie z. B. der Abschnitt über die Intendanten und der zum geflügelten Wort gewordene Satz: „Derjenige, der 6000 Livres Pension erhält, bezieht die Einkünfte — la taille — von sechs Dörfern", dem Buch von Mirabeau entnommen waren. Zur Entschuldigung Necker's ließ sich sagen, daß die Denkschrift über die Provinzialversammlungen nur für den König, nicht aber für die Oeffentlichkeit bestimmt war. Der Zufall ließ sie jedoch in die Hände eines gewissen Cromot gelangen, Intendanten der Finanzen von Monsieur, Bruder Ludwig's XVI., dessen Bewerbungen für seinen königlichen Herrn sowohl als für sich Necker abschlägig beschieden hatte[1]), und der nun, um sich am Minister zu rächen, die Arbeit desselben drucken und überall verbreiten ließ, bevor gegen ihn eingeschritten werden konnte[2]). Die Parlamentarier sahen sich ihrerseits nicht nur durch Necker angegriffen, sondern in ihrer Existenz bedroht und beuteten den gefährlichen Satz von der Steuergewalt der Krone diesmal nicht ohne Grund dahin aus, daß mit Aufhebung ihres Einspruchsrechts das letzte Bollwerk der Volksfreiheiten fallen werde; sie erwiderten seine Beschuldigungen zunächst durch die Weigerung des Pariser Parlamentes, das Edikt einzutragen, welches die Provinzialversammlung von Moulins einberief. Zugleich erachtete Maurepas den lang ersehnten Augenblick für gekommen, um einen ganzen Schwarm von Schmähschriften und Pamphleten gegen seinen Collegen loszulassen und

---

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 120—122.
[2]) Auguste de Staël, Notice. Oeuvres complètes, I, CLXX.

Staates verglichen; es mußte zu einem neuen Mittel gegriffen werden, um den Kredit zu erhöhen. Necker kam auf seine Lieblingsidee, die Gewinnung der öffentlichen Meinung durch eine klare Darlegung des Standes der Staatsgeschäfte zurück und lüftete zum ersten Mal den undurchdringlichen Schleier, der seit Richelieu die Finanzen der französischen Monarchie bedeckte; sein Compte-rendu an den König erschien 1781, im Januar, und war die größte Neuerung in der Verwaltung der alten Monarchie. In finanzieller Beziehung verwies er auf einen Ueberschuß von zehn Millonen in den Einkünften des Staates über seine Ausgaben, auf das Verschwinden des Deficits und auf die wachsende Wohlfahrt des Landes; die nächste Folge des Rechenschaftsberichts war die, daß die neue Anleihe Necker's in wenigen Monaten über zweihundertsechsunddreißig Millionen einbrachte. In moralischer Beziehung war sein Einfluß nicht geringer. Die Auseinandersetzung der vorhandenen Mißbräuche band die Regierung an die Abstellung derselben und begehrte für den König zu Gunsten des Reformwerks, das die Gerechtigkeit verlangte, die Unterstützung der öffentlichen Meinung; sie allein konnte ihm die Kraft zu seiner Durchführung verleihen, aber sie verpflichtete ihn zugleich, es nicht wieder aufzugeben. Daß der Compte-rendu in finanzieller Hinsicht unrichtig war, ist längst überzeugend nachgewiesen worden; die Berechnung, die er aufstellte, bezog sich nämlich nur auf die regelmäßigen Einnahmen und Ausgaben, nicht aber auf die außerordentlichen Lasten, die der Krieg auferlegte [1]), und ferner war es nicht das Budget eines bestimmten Jahres, welches Necker aufstellte, sondern eine Art von Fiktion, ein Durchschnittsbudget, das den regelmäßigen Stand der Einnahmen und Ausgaben innerhalb des Zeitraums eines Jahres, aber ohne jede Berücksichtigung der vorkommenden Ausfälle und außerordentlichen Ausgaben, sowie des laufenden Deficits gab. Ueberdies waren zu seiner

[1]) Necker, De la Révolution française. Oeuvres complètes, X, 229.

den Wunsch des Königs, der Mehrzahl der Minister und selbst einer Zahl von Bischöfen die Gewährung der bürgerlichen Rechte an die Protestanten und die Legalisirung ihrer Ehen von den Parlamenten nicht bewilligt wurde; dessenungeachtet blieben die Beziehungen Necker's zum Episkopat die besten, und Bischöfe präsidirten seinen Provinzialständen. Wenn es seinem Einfluß zu danken war, daß die Schriften von Bailly und Buffon den Censuren der Sorbonne entgingen, so mußte es dafür gleichfalls seinen bekannten Gesinnungen über religiöse Dinge zugeschrieben werden, daß der auswärtige Buchhandel den französischen Markt nicht wie früher mit Produktionen gegen das Christenthum und die guten Sitten überfluthete[1]).

Wie aufmerksam seine Freunde aus dem philosophischen Lager Necker's Haltung in dieser Beziehung im Auge behielten, sagt u. a. ein vertrauter Brief von Saint-Lambert an Madame Necker, als es bekannt wurde, daß für die Stände des Dauphiné eine geringere Anzahl von Geistlichen als für jene des Berry in Aussicht genommen war und das Präsidium einem Laien zufallen sollte. Auch diesmal war am Hofe selbst der Einfluß der Königin nicht zu unterschätzen: sie hielt vorläufig treu zu Necker; Maurepas verzieh es ihr um so weniger, als die zwei Minister de Castries und Ségur ihrem Einfluß die Portefeuilles des Kriegs und der Marine verdankten. Seine Antipathie gegen Necker theilte der allen Neuerungen gleich widerstrebende Vergennes; der alte Minister verlangte und erhielt vom letzteren eine geheime Denkschrift an den König, worin es als höchst gefährlich bezeichnet wurde, „die schwierigste Administration des Reichs in den Händen eines Republikaners und Protestanten zu lassen"; die Ruhe, welche den Anstrengungen so vieler, weiser Minister zu danken sei, werde dadurch bedroht. Diese Ruhe, so schloß Vergennes charakteristisch genug, sei darauf zurückzuführen, daß es in Frankreich weder Klerus noch Adel, noch einen eigent-

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI. I, 264.

lichen Tiers gebe. Die Unterscheidung sei eine künstliche, bloß repräsentative, ohne wirkliche Autorität: „Der Monarch spricht, Alles ist Volk und Alles gehorcht".

Vergennes ahnte nicht, wie wahr er sprach; gerade der nivellirende Absolutismus hatte die Demokratie geschaffen, welche diesen Absolutismus ersetzen sollte.

Unterdessen erschien gegen den Compte-rendu ein neues Pamphlet, dessen Verfasser die Stelle eines Schatzmeisters des Grafen von Artois bekleidete. Man war damals gegen Angriffe der Presse nicht so abgehärtet wie heute, und zudem lag Necker's ganze Stärke in der Achtung und im Vertrauen des Publikums; er verlangte also Prüfung der gegen ihn geschleuderten Verleumdungen, und als diese in Gegenwart von dreien seiner Collegen vollständig zu seinen Gunsten entschieden war, Aufnahme in den Ministerrath. Er verschweigt in der Geschichte seines ersten Ministeriums nicht, wie schmerzlich die fortgesetzten Angriffe seiner Feinde ihn trafen, wie bitter er es empfand, die Reinheit seiner Absichten verkannt zu sehen, und diese Stimmung suchte er auch seiner Frau nicht zu verbergen. Mehr und mehr sah diese in Necker „einen außerordentlichen Menschen, eine Erscheinung, die man nicht ohne Rührung betrachten könne, etwas Himmlisches, wie man es nur von höheren Wesen zu erwarten berechtigt sei"; er erschien ihrer maßlosen Bewunderung wie „ein Löwe, der sich in Regionen verirrt habe, wo sonst nur Füchse und Bären ihr Wesen trieben"; erst nach und nach, „im Lauf der Zeit und der Begebenheiten, habe sie den ganzen Umfang seines Genius, die Tiefe seiner Güte erkannt" [1]).

Auch von Necker's Seite hatten die Beziehungen zu seiner Gattin erst vor Kurzem einen eigenthümlichen Ausdruck gefunden; Madame Necker war im Compte-rendu bei Besprechung der in Gefängnissen und Spitälern durchgeführten Reformen genannt

[1]) Madame Necker, Mélanges extraits des manuscrits de Madame Necker. II, Portrait de Monsieur Necker, 372.

worden, und ihr Mann hatte für die ebenso verständige als unermüdliche Unterstützung, die sie ihm geleistet, öffentlich seinen Dank ausgesprochen; daß er jetzt, statt der verdienten allgemeinen Anerkennung, die ungerechtesten und unwürdigsten Beschuldigungen über sich ergehen lassen sollte, erschien ihr unerträglich und veranlaßte sie zum größten taktischen Fehler, der überhaupt zu begehen war; sie wandte sich ohne Vorwissen Necker's an Maurepas, der nach den Worten von Frau von Staël „im Ausdruck eines wahren Gefühls nichts sah als die Gelegenheit, die verwundbare Stelle desselben zu entdecken“ [1]), und verlangte von ihm, die Angriffe der Flugschriften gegen ihren Mann zu verhindern. Der Minister konnte dadurch erst ermessen, wie tief die zum guten Theil von ihm abgesendeten Pfeile getroffen hatten; er ging jetzt einen Schritt weiter und verweigerte Necker nicht nur den verlangten Eintritt in den Ministerrath, sondern er fügte den beleidigenden Vorschlag hinzu, dieser möge durch Religionswechsel das Hinderniß beseitigen, das sich diesem Verlangen entgegenstellte; im Uebrigen bat er seinen Collegen, die angebotene Entlassung zurückzuziehen.

Necker, vom Wunsche beseelt, seine Wirksamkeit fortzusetzen, hielt neue Vorschläge noch nicht für ausgeschlossen; er verlangte die Prüfung der Ausgaben für Marine und Heer, die Absetzung des widerspenstigen Intendanten von Moulins und die erzwungene Eintragung des Edikts, das eine Provinzialversammlung für das Bourbonnais ins Leben rief und vom Pariser Parlament abgelehnt worden war. Maurepas verweigerte auch dies, und Necker schrieb nun an den König, mit schmerzerfüllter Seele müsse er von ihm scheiden [2]). Seine Entlassung ist vom 19. Mai 1781. Zwei Monate früher, am 18. März, war Turgot gestorben, und schon im darauffolgenden November starb

---

[1]) Madame de Staël, Notice sur la vie privée de Monsieur Necker.

[2]) Auguste de Staël, Notice sur Monsieur Necker. Oeuvres complètes I, CLXXVI. Droz, Histoire de Louis XVI. I, 302.

der seit längerer Zeit leidende Maurepas; seinen Tod abzuwarten hätte eine kurze Spanne Zeit genügt.

Das auf festen Principien beruhende, tiefdurchdachte und zusammenhängende System von Turgot ersetzte Necker durch das seinige nicht; seine politischen Erfahrungen sind zum großen Theil auf Kosten des Staates gemacht worden, statt diesem zur Richtschnur zu dienen; aber ein Administrator war er zu einer Zeit, wo es in Frankreich außer ihm kaum einen solchen gab. Ein selbständiges Ministerium Necker wäre 1781 immer noch die beste Wahl für die Monarchie gewesen; eine Ahnung davon hatte diesmal merkwürdiger Weise die Königin. Ihre Correspondenz mit Maria Theresia spricht zwar nicht ausdrücklich von ihm, wohl aber äußert sie sich wiederholt mißbilligend über Maurepas und Vergennes, deren Verhalten während des bayrischen Erbfolgekrieges ihren Sympathien für Heimath und Familie so wenig entsprochen hatte, und gegen welche überdies ihre Mutter sowohl als Kaiser Joseph II. fortwährend den Einfluß der jungen Königin aufboten[1]). Aber ihre Parteinahme für Necker, welchem sie selbst Einschränkungen in ihrem Hofhalt zugestand[2]), beschleunigte jetzt seinen Sturz nicht minder, als einige Jahre früher ihre Abneigung gegen Turgot den seinigen herbeigeführt hatte. Zu Versailles suchte sie in stundenlangem Gespräch ihn zur Zurückziehung seiner Entlassung zu bewegen; gegen Ende desselben dunkelte es schon, und er bemerkte die Thränen in den Augen der Königin nicht; hätte er sie gesehen, äußerte er später, so würde er nicht den Muth gefunden haben, ihnen zu widerstehen. Sein Rücktritt von den Geschäften bewirkte eine Reaktion zu seinen Gunsten, vor welcher der Wider-

[1]) Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette, Briefwechsel. Briefe der Königin vom 19. April, 5. u. 16. Mai und 17. Oktober 1778. Correspondance secrète entre Marie Thérèse et Mercy. Rapport de Mercy. 20 Avril 1778. III, 189.

[2]) Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette, Briefwechsel. Brief der Königin vom 15. Februar 1780.

spruch seiner Gegner verstummte; man vergaß die Kritik, um sich nur des Guten zu erinnern, das er vollbracht oder doch gewollt hatte. Katharina II., welche in einem Brief an Grimm die Finanzen des allerchristlichen Königs »une matière tout-à-fait dégoûtante« nannte, die Könige von Neapel und von Polen trugen ihm die Leitung ihrer Finanzen an. „Ich wollte, die meines Reichs verdienten, von ihm verwaltet zu werden", schrieb der König von Sardinien[1]). Joseph II. blieb nicht zurück, er schrieb an Mercy, von Necker habe er, seit der persönlichen Begegnung mit ihm in Paris, 1778, den allergünstigsten Eindruck bewahrt; zugleich bat er den Gesandten, ihn an diese Begegnung zu erinnern und ihn der Hochachtung zu versichern, die er für seinen Charakter und seine Fähigkeiten empfinde[2]). Ein höchst schmeichelhaftes Zeichen ihrer Gunst gab dem Ehepaar Necker in der letzten Zeit seiner officiellen Stellung auch Maria Theresia. „Da Sie manchmal mit dem Necker sich begegnen", schrieb die Kaiserin an Mercy, „so beauftrage ich Sie, ihm die günstige Meinung, die ich von seinen Talenten hege, auszusprechen; auch fügen Sie hinzu, daß ich stets mit Vergnügen die Nachrichten über seine Finanzoperationen lese und überzeugt bin, daß wir sie mit Nutzen auch auf die unsrigen anwenden könnten, obwohl sie nicht in einem so interessanten Zustande sich befinden, als die von Frankreich. Sie könnten zugleich Madame Necker wissen lassen, daß der Genfer Maler Liotard vor einigen Jahren in Wien anwesend war, und ich seine Bilder zu sehen wünschte; unter diesen gefiel mir besonders das Porträt einer sehr hübschen jungen Person in anziehender Stellung, ein Buch in der Hand haltend; ich gewann das Bild so lieb, daß ich es kaufte. Es ist das Porträt

[1]) Madame de Staël, Sur le caractère de Monsieur Necker et sur sa vie privée.

[2]) Geffroy et Arneth, Marie Antoinette. Correspondance secrète de Marie Thérèse et du Comte de Mercy Argenteau, III, 405, Note. Brief vom 4. März 1780.

von Madame Necker, und ich betrachte es oft mit Vergnügen; zur Zeit als Liotard zum letzten Mal hier war, bedauerte er, das Bild weggegeben zu haben, und bat mich, es copiren zu dürfen; ich erlaubte es, behielt aber das Original (welches in meinem Cabinet ist)" [1]).

„Die Necker", erwiderte der Gesandte, „verdienen eine so hohe Gunstbezeigung, der Mann durch seine unbescholtene Ehrlichkeit und seine Talente, die Gattin durch musterhafte Tugenden" [2]). Als aber Madame Necker den begreiflichen Wunsch äußerte, eine Abschrift des Briefes der Kaiserin zu besitzen, schlug es ihr Mercy ab, und Maria Theresia lobte ihn dafür, „damit", wie sich ausdrückte, „keine zu große Ostentation damit getrieben werde" [3]). Necker selbst machte kein Hehl aus dem Schmerz, den es ihm verursachte, in seiner Thätigkeit unterbrochen worden zu sein; er besitze die Eitelkeit nicht, schreibt er, ungetrübte Seelenruhe zu heucheln, bei Durchsuchung seiner Papiere habe dasjenige, worauf seine Zukunftspläne verzeichnet standen, ihm einen Thränenstrom entlockt [4]). Nur wenige Zerstreuungen hätten für denjenigen noch Reiz, der einmal die Fähigkeiten seines Geistes den öffentlichen Angelegenheiten zugewendet und sie lieb gewonnen habe; ihn vermöchten nur ländliche Einsamkeit und Arbeit zu trösten [5]).

In diese Einsamkeit folgten ihm die Beweise allgemeiner Achtung und Theilnahme, nicht nur aus der Hauptstadt, sondern aus ganz Frankreich; nach Saint-Ouen, wohin er sich zurückgezogen hatte, begab man sich in Scharen, um dem gefallenen Minister zu huldigen. Der Herzog von Orléans, die Beauveau,

---

[1]) Geffroy et Arneth, Marie Antoinette. Correspondance secrète de Marie Thérèse et du Comte de Mercy Argenteau, III, 405. Maria Theresia an Mercy, 3. März 1780.

[2]) Ebendaselbst, III, 414 u. 433, Mercy an die Kaiserin 18. März und 17. Mai.

[3]) Ebendaselbst, III, 434. Maria Theresia an Mercy, 31. Mai 1780.

[4]) Necker, De l'administration des finances. Oeuvres, IV, 98.

[5]) Ebendaselbst, IV, 116—117.

die Mouchy, die Polignac, die Erzbischöfe von Paris, Aix und Toulouse, Ch. de Beaumont, Boisgelin und Loménie de Brienne, waren nicht weniger enthusiastisch in ihren Huldigungen als Diderot, Grimm oder Marmontel; Buffon dachte an eine Ode. Es blieb Necker unvergessen, daß er einer Bittstellerin, auf ihre Bemerkung hin, tausend Livres Pension sei nichts für einen König, entgegnet hatte: „Tausend Livres, das ist die Taille eines Dorfes", und daß er in den Steuern, nicht nur „ein Zeichen der politischen Macht des Souveräns, sondern vor Allem und in feurigen Buchstaben die Geschichte der Opfer seiner Unterthanen" sehen wollte. Aus der Einsamkeit ihrer Klosterzelle schrieb denn auch des Königs Tante, die Karmeliternonne Madame Louise, an Madame Necker, um den Rücktritt ihres Gatten im Namen der Armen zu beklagen[1]. Die Zukunft sprach schon durch einen langen Brief des dreiundzwanzigjährigen Vergniaud, der dem Ausdruck seiner Bewunderung das Gesuch anschloß[2], dem Dichter Thomas vorgestellt zu werden. Das Pariser Publikum demonstrirte bei Gelegenheit einer Theatervorstellung und beklatschte alle Anspielungen auf den von seinen Höflingen getäuschten Monarchen und die unverdiente Unguade seines Ministers[3].

Die von ihm anerkannte, gepriesene und so oft angerufene Macht der öffentlichen Meinung hatte also für dieses Mal sein Vertrauen gerechtfertigt; indem sie seinen Handlungen zustimmte, seinen Ansichten vertraute und die Vergangenheit rechtfertigte, schien sie ihm auch die Zukunft zu verbürgen, nur übersah er, daß während ihr zustimmender Blick ihm zugewendet blieb, diese öffentliche Meinung selbst sich von der Stelle bewegt hatte.

Es ist gesagt worden, welche Rolle Montesquieu in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts spielt, und wie die

---

[1] Auguste de Staël, Notice sur Monsieur Necker. Oeuvres complètes, I, CLXXIX.

[2] D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II. 123—164.

[3] Droz, Histoire de Louis XVI. I, 305.

politische Entwicklung, auf welcher seine Theorie beruhte, mit zwingender Macht auf das Vorbild Englands als desjenigen Landes verwies, wo sie vollkommener als irgendwo sonst durchgeführt war. Nur dort hatte bisher der Satz von Montesquieu, „daß die Gesetze durch die Sitten bestimmt werden müssen" und daß, „was durch diese geschehen kann, nie durch Gesetze gethan werden soll", Bestätigung gefunden; seine Definition der Freiheit „als des Rechtes, Alles zu thun, was die Gesetze erlauben", schloß in ihrer kühlen Bestimmtheit alle gefährlichen Experimente aus; sie entsprach dem Geist des Mannes, der „nichts anderes von der Erde zu wünschen erklärte, als daß sie fortfahren möge, um ihr Centrum sich zu bewegen", und der im Bewußtsein wahren Verdienstes ein Gegengewicht für alle Wechselfälle des Schicksals fand.

Ob das aber auch die geistige Atmosphäre war, die dem beweglichen Temperament der Franzosen entsprach, ob diese großartige, aber etwas kalte und gemessene geistige Stimmung auf die Länge mit der ihrigen in Einklang zu bringen war, das zu entscheiden mußte der Zeit und Erfahrung überlassen bleiben. Es ist bemerkt worden, daß der Anstoß zu den epochemachenden Produktionen der französischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts von Montesquieu ausgegangen ist, daß die »Lettres persanes« vor den »Lettres anglaises«, das Projekt einer „Geschichte der Erde" vor der Naturgeschichte von Buffon, das Buch »De la Grandeur des Romains« vor dem Essai sur les mœurs, der „Geist der Gesetze" vor dem Socialcontract erschienen sind [1]); der Impuls kam von ihm, aber das letzte Wort behielt Montesquieu ebensowenig wie Voltaire. Im Jahr 1778 kam dieser nach Paris, um unter Lorbern erstickt zu werden. Die Apotheose tödtete nicht nur ihn selbst, sie bezeichnete auch das Ende seiner geistigen Herrschaft; von nun an lautete die Signatur des Zeitalters nicht mehr Voltaire, sondern Rousseau. Nach dem Zerstörer

[1]) Louis Vian, Montesquieu.

Namen Gordon Riots bekannte, gegen die Katholiken gerichtete Volksbewegung in London die projektirte Reise des Kaisers Joseph dahin vereitelte, schrieb sie ihrer Tochter, das also sei die vielgerühmte Freiheit, diese mustergültige Gesetzgebung; ohne Sitten und Religion sei alles vergebens[1]). In Deutschland fluchte man dem Subsidien-Traktat mit England und begrüßte die Nachricht von der Gefangennehmung deutscher Truppen durch Washington 1776 mit Jubel[2]). Diderot fand Mittel und Wege, in einer Abhandlung über Seneca von seinem Gegenstand auf die amerikanischen Colonien überzugehen, um den Krieg mit England zu empfehlen. Die Sympathien seiner Landsleute waren also leicht genug zu gewinnen, als der Ruf nach Freiheit nicht mehr auf England verwies, sondern vielmehr im Gegensatz zu diesem sich erhob, und die amerikanischen Colonien die von ihnen als unerträglich empfundenen Forderungen der englischen Regierung mit ihrer Unabhängigkeits-Erklärung beantworteten.

Jetzt erst erwachte der Enthusiasmus der Franzosen; er bereitete Ovationen für Franklin, folgte dem jungen La Fayette und seinen Freunden über das Meer und drängte König und Ministerium zum Krieg; es schien als ob die Freiheit erst im Bunde mit dem Aufstand und im Gegensatz zur monarchischen Ordnung ein begehrenswerthes Gut geworden sei. Montesquieu hatte in den Noten über England, die um 1730 erschienen, den Abfall seiner amerikanischen Colonien vorausgesagt; dasselbe that etwas später, in noch bestimmterer Form, der scharfsichtige d'Argenson; Turgot verglich 1750, in einer noch in der Sorbonne gehaltenen lateinischen Rede die Colonien mit Früchten, die einmal reif geworden, sich vom Zweig ablösen, und vervollständigte das Bild mit dem Hinweis auf England und

[1]) Geffroy et Arneth, Marie Thérèse et Marie Antoinette. Correspondance secrète de Marie Thérèse et du Comte de Mercy Argenteau, III, 444, Marie Thérèse à Marie Antoinette, 30 Juin 1780.

[2]) Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution, 76.

Amerika. Nach dem Verlust von Canada tröstete sich Vergennes, damals Botschafter bei der Pforte, über die Niederlage Frankreichs mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß die amerikanischen Colonien, von dem gefährlichen Nachbarn befreit und nicht Willens, die Steuerlast des Mutterlandes zu theilen, ein solches Begehren mit der Trennung von demselben beantworten würden; als diese Voraussetzung sich erfüllt hatte, stimmte jedoch Turgot nichtsdestoweniger in einer besondern Denkschrift zu Gunsten der Nichtbetheiligung Frankreichs am Krieg gegen England, schon deshalb, weil Theilnahme an demselben unter den bestehenden Verhältnissen zur vollständigen Zerrüttung der Finanzen führen mußte. Als einige Zeit später dieselbe Entscheidung an Necker herantrat, sprach er im selben Sinn wie Turgot, aber ihre Stimmen wurden nicht gehört; vom nationalen Standpunkt aus galt es Revanche für die Verträge von 1763, vor Allem für den Verlust von Canada. In Bezug auf die innere Politik sollten die Resultate der Allianz zwischen der ältesten Monarchie und der jüngsten unter den Republiken erst nach und nach zu Tage treten; das ungleich wichtigste derselben waren nicht die diplomatischen oder militärischen Erfolge der französischen Intervention, sondern die Eindrücke, welche die heimkehrenden Sieger in die Heimath zurückbrachten.

Diesen Eindrücken, das ist heute mit nicht mehr zu erschütternder Sicherheit erwiesen, lag eines der verderblichsten und folgenschwersten Mißverständnisse zu Grunde, von welchem die Geschichte weiß, denn es trug wie kein anderes dazu bei, die Revolution unvermeidlich zu machen.

Was die französische Jugend, die in diesen Kampf wie zu einem Feste zog, in der Erhebung der Colonien zu erkennen glaubte, war Empörung gegen das Bestehende, Reaktion gegen das Königthum, Begeisterung für republikanische Zustände, mit einem Wort das Erwachen der Demokratie.

Von allem dem war aber in Wirklichkeit nichts oder nur wenig zu finden. Für die Unterthanen der britischen Krone

über dem Meer nicht minder, als für den Engländer zu Hause, lag der Fundamentalsatz, daß Niemand ohne seine Zustimmung besteuert werden dürfe, der ganzen Auffassung politischer Freiheit zu Grunde; diesen Begriff hatte das Verhalten der englischen Regierung angetastet und so den Widerstand herausgefordert. Lange nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten wurde der Gedanke an eine völlige Lostrennung vom Mutterlande entweder gar nicht, oder nur mit dem größten Widerwillen von den Staatsmännern Amerika's in Betracht gezogen; noch 1774 konnten Franklin, Washington, selbst der viel revolutionärer angelegte Jefferson versichern, es sei nicht der Wunsch der Colonien, sich von England loszureißen. Chastellux bemerkt ausdrücklich, die erste Schwierigkeit der amerikanischen Staatsmänner sei die gewesen, das Land dahin zu bringen, daß es der monarchischen Regierungsform entsage, und er fügt hinzu, obwohl die neue Constitution demokratisch sei, vermöge sie dennoch nichts über den aristokratischen Charakter, der Regierung und Nation beherrsche[1]). Nicht anders sprachen die Delegirten der vornehmsten Staaten der Union. Ihr ursprünglicher Zweck war Wiedergutmachung des erlittenen Unrechts, nicht Begründung ihrer Unabhängigkeit; es waren noch immer die Nachkommen der alten Puritaner, die um des Glaubens willen sich blutenden Herzens von der Heimath losgerissen hatten. Wie den Pilgrim Fathers von 1629 die religiöse, so galt ihren Enkeln jetzt die politische Freiheit als eine Sache, heilig, feierlich und ernst, ohne die der Besitz seine Sicherheit, das Leben seinen Werth, das Gewissen seinen Halt verlor; ihr Widerstand floß aus derselben Quelle männlich-christlichen Bewußtseins, hielt sich streng an Gesetz, Sitte und Herkommen und entschloß sich nur gezwungen zum Bruch mit dem Mutterland. Erst nachdem einmal Blut vergossen und die Würfel gefallen waren, drangen die unvermeidlichen revolutionären Strömungen

[1]) Chastellux, Voyages dans l'Amérique du Nord. Englische Uebersetzung I, 331 und II, 177.

mit herein, und nach den Worten eines der besten Beobachter war, so wie die meisten Revolutionen, auch die amerikanische das Werk einer energischen Minorität, welche die Mehrheit von Schritt zu Schritt in eine Lage drängte, die keinen Ausweg und keine Rückkehr offen ließ[1]).

Als die Entscheidung aber einmal getroffen war, welcher die Einheit der englischen Race endgültig zum Opfer fiel, zeigte es sich wieder, wie fern der Geist der Zerstörung den Staatsmännern des jungen Volkes lag; im Gegensatz zu den Franzosen von 1789, die bei Entwerfung der Verfassung vom Gedanken verfolgt erscheinen, Alles von vorne anzufangen und nicht eine der durch Zeit und Erfahrung erprobten Institutionen zu verwerthen, griffen die Väter der amerikanischen Union unbedenklich auf die Constitution des Staates zurück, gegen den sie sich soeben noch erhoben hatten. Die einzige, neben der englischen Verfassung für sie noch maßgebende Autorität ist jene von Montesquieu, und seinem Einfluß gerade ist die originellste und eine der einflußreichsten Schöpfungen der Verfassung der Vereinigten Staaten, die ihres höchsten Gerichtshofs, zuzuschreiben, die seine Doktrin der Theilung der Gewalten vervollständigt und vollendet; in allen ihren sonstigen, wesentlichen Bestandtheilen ist diese Verfassung ein Ausfluß der britischen, wie sie in der Zeit zwischen 1760 und 1787 in Wirksamkeit war, und zwar interpretirte sie dieselbe keineswegs im radikalen, sondern im conservativen Sinn[2]). Einen König allerdings hatten die einstigen Unterthanen Georg's III. nicht an ihre Spitze zu stellen, sie wollten es auch nicht, und auf dem Boden der Union erwuchs ihren Bürgern keine Dynastie; aber der Streit, den sie mit König Georg III. und seinem Parlament auszutragen hatten, war für die überwiegende Mehrzahl der-

[1]) W. H. Lecky, England in the eighteenth Century, III, 443.

[2]) S. die vortreffliche Studie von Sir Henry Maine, The Constitution of the United States, Quarterly Review, January 1884. Ajroli, La Logica nella Democrazia americana. Rassegna nazionale, 16 Feb. 1887.

selben durchaus kein Antagonismus zur Monarchie, ebensowenig als er ein Principienstreit gegen das constitutionelle System oder die parlamentarische Regierung war. Ihr Präsident ist bis zum heutigen Tag eine Copie des englischen Monarchen, nicht nach den gegenwärtig herrschenden Begriffen, sondern mit allen Attributen der Macht, welche dieser bis 1789 besaß, und die durch ein eigenthümliches Zusammentreffen zur selben Zeit in England geschmälert zu werden begannen, als die amerikanische Executive am 4. März 1789 in Wirksamkeit trat. In viel höherem Maß als irgend einer der constitutionellen Fürsten Europa's, wenn auch nur für eine kurz bemessene Frist, ist der jedesmalige Erwählte der Nation im weißen Haus das Organ einer starken Autorität. Noch bestimmter zeigt sich der durchaus conservative, auf Freiheit und nicht auf Gleichheit gerichtete Sinn der amerikanischen Staatsmänner in der Constituirung ihrer Vertretung; nicht nur, daß sie das Zweikammersystem adoptirten, ihr Senat ist eine der mächtigsten der überhaupt bestehenden, politischen Körperschaften und durch die Art und Weise seiner Zusammensetzung eine Negation der Gleichheit, dagegen eine Bürgschaft gleichen Rechtes für alle Staaten der Union, mithin auch des Rechtes der Minoritäten, da alle diese Staaten, die größten und volkreichsten, wie die kleineren und unbedeutenden, durch eine gleiche Zahl von Deputirten im Senat vertreten sind. Die Deputirtenkammer endlich ist, ebenso wie der Präsident eine Nachbildung des englischen Königs, eine solche des englischen Unterhauses im achtzehnten Jahrhundert; ihre Befugnisse sind viel geringer als die, welche im Lauf der letzten hundert Jahre ihr englisches Vorbild sich angeeignet hat; sie ist eine lediglich gesetzgebende Versammlung geblieben, während in England thatsächlich die Regierung an das Unterhaus übergegangen ist. Die vielgepriesene und beneidete bürgerliche und politische Gleichheit, welche die Constitution der Vereinigten Staaten gewährte, war die Gleichheit einer erobernden Race, die mit dem hierarchischen Gefühl des angelsächsischen

Stammes noch heute auf socialem Gebiet zu vertheidigen und festzuhalten weiß, was sie im öffentlichen Leben preisgibt; diese Gleichheit vertrug sich im weiten Gebiet der Union mit Vertilgung des verfehmten Indianers wie mit der Sklaverei des eingeschleppten Negers. Die pomphafte Erklärung der Menschenrechte war da, wo sie entstand, nichts anderes als die Erklärung der Bürgerrechte einer geistig überlegenen und deswegen triumphirenden Minorität; die festen Grundlagen dieses politischen Gebäudes, welches der doppelten Probe eines Jahrhunderts und eines Bürgerkrieges widerstehen sollte, waren aber allerdings nicht so leicht vom bloßen, architektonischen Beiwerk zu unterscheiden. Wenn es oberflächlichen Beobachtern noch heute als die Idealschöpfung demokratischer Regierungsform erscheint, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn die im Werden begriffene politische Erfahrung der französischen Freunde von Washington sich über das eigentliche Wesen der Verfassung der Vereinigten Staaten täuschte; in ihrer blinden Begeisterung für republikanische Zustände verwechselten sie die Couliſſen mit der Bühne, den Prolog mit dem Stück, die Proklamirung der Menschenrechte mit dem Kern und Inhalt der Constitution. Ihre unüberlegte Begeisterung sah in diesen allgemeinen Sätzen nicht das, was sie wirklich waren, eine Ableitung vom positiven, angelsächsischen Volksrecht, sondern die Verherrlichung des Naturrechtes nach Rousseau; nicht die Feststellung der Rechte des amerikanischen Staatsbürgers, sondern der Rechte der Menschheit überhaupt; nicht die rhetorische Ausschmückung durch Gesetzgeber, deren Principien sich mit Aufrechterhaltung der Sklaverei vertrugen, sondern die Aufstellung einer absoluten Doktrin, vor welcher das Bestehende keine Gnade mehr fand. In diesem Irrthum wurden sie von den republikanisch Gesinnten unter den amerikanischen Staatsmännern bestärkt; Franklin nützte ihn mit schlauer Berechnung in Paris zu Gunsten seiner durchaus auf praktische Ziele gerichteten Politik aus, und Jefferson, der Verfasser der Erklärung der Menschenrechte, schrieb mit

leichtbegreiflicher Befriedigung: „Die amerikanische Revolution scheine den denkenden Theil des französischen Volkes aus dem Schlaf des Despotismus aufgerüttelt zu haben. Schriftsteller, bemittelte Bürger, die junge Generation unter dem Adel fänden sich jetzt bereit, den Vorschriften der gesunden Vernunft und des Rechtes für Alle zu folgen“ [1]). Lessing, der große Bahnbrecher der Freiheit, warnte mitten im Taumel die Deutschen vor den Leuten, „welche die Lichter auslöschen wollten, ehe es Tag sei“ [2]).

Gustav III. von Schweden schrieb, als er Kunde von der französischen Allianz mit Amerika erhielt, dem Grafen Creutz nach Paris, das Benehmen des dortigen Ministeriums scheine ihm ebenso sehr von den Grundsätzen der Gerechtigkeit als vom Interesse der Nation und von den so viele Jahrhunderte hindurch in Geltung gewesenen Staatsmaximen abzuweichen. „Ich kann es nicht zugeben“, fügte er im Vollgefühl königlicher Würde hinzu, „daß es recht sei, Rebellen gegen ihren König zu unterstützen; das Beispiel wird allzuviele Nachahmer zu einer Zeit finden, in welcher man alle Schranken der Macht niederzuwerfen sucht“ [3]). »Mon métier à moi, c'est d'être royaliste« hatte Joseph II. während seiner Anwesenheit in der französischen Hauptstadt gesagt, als man ihn zu einer Meinungsäußerung über die amerikanischen Insurgenten drängte.

Aber auch seine Warnungen blieben vergebens. Nach der zweiten, triumphirenden Rückkehr von La Fayette führte Marie Antoinette in ihrem eigenen Wagen die Gattin ihm entgegen, und das Pariser Parlament glaubte dem Czarewitsch Paul kein würdigeres Schauspiel bieten zu können als die Sitzung, in welcher sie dem heldenmüthigen Waffengefährten von George Washington eine Ehrenstelle in ihrer Mitte anbot. In mehr als einer Beziehung

---

[1]) Jefferson, Complete Works. Correspondance, II, 67, 1786 und 535, 1787.

[2]) Lessing, Dialog Ernst und Falk, V. Gespräch, citirt bei Niebuhr, 76.

[3]) Geijer, Gustav's III. nachgelassene Papiere, II, 111.

waren dieſe Auszeichnungen verdient; hatte La Fayette auch den Geiſt Amerika's mißverſtanden, ſo kannte er die Sympathien des neuen Frankreich um ſo beſſer, er war es, der deſſen innerſte Gedanken ausſprach, wenn er ſpäter erklärte, „von den amerikaniſchen Ideen durchdrungen, ſei er ſtets und immer ein Anhänger der Gleichheit geweſen".

Necker war noch Miniſter, als dieſer Umſchwung ſich vollzog.

Während die junge Republik jenſeits des Meeres nach engliſchem Vorbild ſich conſtituirte und Montesquieu's politiſche Doktrin zur Richtſchnur für ſich wählte, griff das monarchiſche Frankreich nach dem Socialkontrakt und bekannte ſich mit Rouſſeau zur Lehre von der Souveränetät des Volkes. Nichts beweiſt, daß Necker darin ſcharfſichtiger als ſeine Zeitgenoſſen geweſen wäre und wahrgenommen hätte, wie das Streben nach Freiheit zur Forderung der Gleichheit, und ſomit der Begriff der Reform zum Princip der Revolution überging; auf dieſem Standpunkt aber fand er die Macht, an die er glaubte, die öffentliche Meinung wieder, als ihre Gunſt ihn nach ſiebenjähriger Zurückgezogenheit abermals an die Spitze der Geſchäfte berief.

# Drittes Kapitel.

Während dieser Uebergänge von Reichthum und Ansehen zu Einfluß und Macht, und dann wieder zurück in die verhältnißmäßige Ruhe einfacher Privatverhältnisse wuchs dem Ehepaar Necker das einzige Kind heran, dessen außerordentliche Gaben und Anlagen ein nicht gewöhnliches Schicksal voraussehen ließen.

Anne Luise Germaine, in deren letzten Namen eine Erinnerung an die alte deutsche Heimath und eine Art von Vorbedeutung künftiger Bestimmungen lag, verbrachte glückliche Kinderjahre. Die erste Persönlichkeit, die nach den Eltern ihrer erwähnt, ist ihre Pathin, Madame de Vermenoux; während Necker sich 1770 mit seiner Frau nach dem Sammelplatz der eleganten und dabei auch vorgeblich oder wirklich kurbedürftigen Welt des achtzehnten Jahrhunderts, den Bädern von Spa begab, besuchte sie die vierjährige Kleine im Schloß Madrid bei Paris, welches die Necker damals für den Sommer zu miethen pflegten, und schrieb der Mutter, Germaine habe nicht nur sie, sondern Alle, die sie gesehen, unter andern auch einige ältere Herren, unter denen ein Abbé, zur Bewunderung hingerissen. Madame Geoffrin bat um dieselbe Zeit ihre Freunde Necker, zum eigenen Gebrauch einen ihr besonders bequemen Lehnsessel zu ihnen schicken lassen zu dürfen, fügte aber gleich einen zweiten von entsprechender Größe für die Tochter des Hauses hinzu, „damit diese ihr nicht, wie schon einmal, Schläge versetze, um

den ihrigen zu bekommen. Uebrigens", sagte sie, „seien die beiden Sessel aus dem Inventar von Philemon und Baucis" [1]). Die nächste Persönlichkeit, die sich ganz besonders für das Kind interessirte, war Madame d'Houdetot, eine Nachbarin von Saint-Ouen, die sich regelmäßig dort einzufinden pflegte, wenn Necker und seine Frau ihre Tochter allein zurücklassen mußten. In den Briefen an die Mutter spricht sie von der Kleinen wie von ihrem eigenen Kinde, rühmt ihre heitere Lebhaftigkeit und ihre wunderbaren Augen und beruhigt die Eltern über eine kleine Unregelmäßigkeit ihres Wachsthums, indem, wie sie schreibt, eine leichte Erhöhung der rechten Schulter nur dem zu ausschließlichen Gebrauch des rechten Armes und der rechten Hand zuzuschreiben sei; sie habe ihren Wärterinnen deshalb den Auftrag gegeben, fleißig die linke Hand der Kleinen zu üben. An diesen Umstand knüpft sich eine Anekdote, deren Opfer Viktor von Bonstetten wurde. Nach einem längeren Aufenthalt in Holland, auf der Universität Leyden, und dann in England, wo er seine Studien vollendet hatte, war der strebsame, nunmehr fünfundzwanzigjährige junge Mann in Paris eingetroffen, wo er den größeren Theil des Jahres 1770 verbrachte und neben anderen Freunden auch Fräulein Curchod als die nunmehrige Madame Necker wiederfand. In ihrem Hause aufs Freundschaftlichste empfangen, ging er eines Tags bei Gelegenheit eines Besuchs in Saint-Ouen im dortigen Park spazieren, als er, ebenso plötzlich wie unerwartet, einen unsanften Schlag mit dem Stock erhielt; nach dem Angreifer sich wendend, erblickte er, hinter einem Baumstamm hervortretend, die kleine vierjährige Anne Germaine, die ihm vergnügt versicherte, es sei ihr vorgeschrieben, so viel als nur immer möglich die linke Hand zu gebrauchen. Das war der Anfang einer Freundschaft zwischen den beiden, die nur der Tod lösen sollte [2]).

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, I, 121 u. 122 und II, 26.

[2]) Simond, Voyage en Suisse. I, 269.

Bonstetten hat Aufzeichnungen hinterlassen, die noch in anderer Beziehung für das Necker'sche Haus von Interesse sind; sie beruhigen die Nachkommen unter andern darüber, daß auch die Salons des achtzehnten Jahrhunderts nicht immer unterhaltend waren. „Erscheint ein neues Stück", sagt er, „so geht man zu Madame Geoffrin, zu Madame Necker oder Fräulein von l'Espinasse. Man behält die Aeußerungen von Diderot, d'Alembert, Marmontel, Thomas darüber; am selben Abend macht man Besuche oder wiederholt das Gehörte vor etwa sechzig Personen; diese sechzig Personen thun hierauf ihrerseits wieder dasselbe, und am nächsten Tage ist ganz Paris vom gefällten Urtheil unterrichtet. Die täglich sich wiederholende Nothwendigkeit, sich über neue Erscheinungen in Kunst und Literatur zu äußern, veranlaßt beinahe jedes Haus, sich einen Schöngeist anzuschaffen, der das Geschäft besorgt; diese Schöngeister bilden dann unter sich eine unsichtbare Aristokratie, die sich in unmerklichen Abstufungen bis in die untersten Schichten verliert. Die Häupter haben ihre Tribunale und die Untergebenen ihre Abtheilungen. Sobald Jemand es wagen würde, in dieser Umgebung von sich selbst zu sprechen, würde er den Andern unerträglich werden, denn in Paris empfindet Niemand das leiseste Interesse für die Angelegenheiten seiner Mitmenschen; die Hauptsorge muß immer die sein, die Eigenliebe derselben anzuregen und nicht zu vergessen, daß, wenn sie sich um andere zu kümmern scheinen, es stets nur aus Höflichkeit und unter der Bedingung geschieht, daß diese es auch so verstehen und sich nicht dabei aufhalten sollen. Auf diese Ursache sind die gefälligen Formen des Verkehrs und die geringen thatsächlichen Eigenschaften, die vielen liebenswürdigen Frauen und die wenigen wahrhaft guten Mütter und Gattinnen zurückzuführen". Und die französischen mit den englischen Zuständen vergleichend, entscheidet Bonstetten durchaus zu Gunsten der letzteren; er findet, daß in Frankreich die Schriftsteller Verstand, allgemeine Kenntniß vieler Dinge, manche neue, be-

stechende Ideen entwickelten, dafür aber wenig Methode besaßen. Das Umgekehrte sei in England der Fall; man könne nichts Besseres thun, als die dort oder in Genf geholten Ideen in französische Formen zu kleiden, denn der Engländer beginne damit, sich einen Vorrath von gesunder Vernunft anzuschaffen, während der Franzose sich das bis ganz zuletzt aufspare und sehr oft sterbe, ohne überhaupt so weit zu kommen. In Frankreich entscheide im Großen und Ganzen die Gunst, in England das Verdienst; die Einen trachteten, dem Vaterland zu dienen; die Andern, einige einflußreiche Persönlichkeiten zu gewinnen; dort sind Mißbräuche eine bloße Ausnahme, hier sind sie Gesetz [1]).

Auch vom französischen Landleben jener Tage hat Bonstetten in Briefen an die Seinen anziehende Schilderungen entworfen, so von jenem im Schloß La Rochegujon, bei der Herzogin d'Enville, wo es alle möglichen Zerstreuungen und Unterhaltungen gab, „Caroſſen, Reit- und Jagdpferde, Meuten, Ballspiel, Billard, Theater, Concertsaal, und wo die Hausfrauen, die Herzogin selbst und ihre Schwiegertochter, von ihren Gästen nur verlangten, sich möglichst gut zu unterhalten". Dazu trug eine Bibliothek von 15,000 Bänden das ihrige bei, und der junge Schweizer nennt das Schloß das erste in ganz Frankreich in Bezug auf Einfachheit persönlichen Auftretens, Reinheit der Sitten, Adel der Gesinnung und geistige Anregung seiner Besitzer [2]).

Ruhiger verlief das Leben in Saint-Ouen, wo keine Vorliebe für Jagd oder Waffen-Handwerk, wie auf den alten Sitzen des französischen Adels, die gesellschaftlichen Beziehungen belebte, und der Ton immer ein ernster und gemessener blieb; heiter konnte dort wohl nur der Anblick des kleinen Mädchens genannt werden, dessen Bild, von unbekannter Hand entworfen, sie von etwas dunkler Hautfarbe, mit lebhaften unregelmäßigen Zügen,

[1]) A. Steinlen, Ch. V. de Bonstetten, 75—78.
[2]) Ebendaselbst, 80—81.

die schon ein seltener, aus dunklen, großen Augen hervorleuchtender Ausdruck von Verstand und Güte belebte, darstellt. Madame Necker, obwohl in späteren Jahren vergebens bemüht, den Einfluß von J. J. Rousseau von ihrer Tochter fern zu halten, hatte angefangen, wie alle andern Frauen ihrer Zeit: „Ich erziehe meine Tochter nicht wie Sophie, sondern wie Emile", schrieb sie 1768, „und bis jetzt zeigt sich die Natur liebenswürdiger bei dem Kinde als alle Kunst" [1]). Sie hatte es zwar nicht, nach der Vorschrift des Meisters, selbst nähren können, aber um so mehr wollte sie seine Erziehung leiten und so viel als möglich selbst besorgen, besonders wenn Necker's Verpflichtung, dem Hof in die verschiedenen Residenzen zu folgen, ihr mehr Zeit dazu ließ. „Während dreizehn der schönsten Jahre meines Lebens", berichtet sie darüber an ihren Mann, „habe ich, Du weißt es, mich durch keine andere Sorge und Beschäftigung davon abhalten lassen, meine Tochter stets und immer im Auge zu behalten; ich habe sie in verschiedenen Sprachen, besonders in ihrer eigenen unterrichtet und ihr Gedächtniß und ihren Verstand durch die beste Lektüre zu bilden gesucht. Während Deines Aufenthalts zu Versailles oder Fontainebleau ging ich mit ihr allein aufs Land; dort pflegte ich mit ihr spazieren zu gehen, zu lesen und zu beten; als ihre Gesundheit litt, unterstützten meine Sorge und Pflege die Bemühungen des Arztes, und seitdem ist mir gesagt worden, sie habe oft die Hustenanfälle, von welchen sie befallen zu werden pflegte, gesteigert, nur um meiner sorgenden, liebenden Gegenwart nicht zu entbehren. Mit einem Wort, ich suchte alle Gaben der Natur bei ihr zu fördern und zu pflegen, weil ich ihrer Seele damit wohl zu thun hoffte, und ich meine ganze Eigenliebe auf sie übertragen hatte" [2]).

In noch mangelhafter Orthographie, aber schon mit Worten,

---

[1]) Golowkin, Lettres recueillies en Suisse, 359.

[2]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 35.

die so jungen Jahren und der ihnen gewöhnlichen Empfindungsweise voraneilten, erwiderte die Tochter, wenn Madame Necker sich von ihr trennen mußte, die mütterliche Zuneigung: „Ich finde in mir nur mehr Dich", lautet einer dieser Briefe; „Du bist mein Muth und meine Vernunft, das beste Vorbild Deiner eigenen Lehren. . . Ich verwünsche jetzt den Ball und meine frivolen Neigungen; wie konnte ich glauben, daß ich mich unterhalten und, von Dir entfernt, noch dieselben Augen haben würde?"

„Liebe Mama", heißt es ein anderes Mal, „sollte ich tausend Jahre leben, um Dich betrachten zu können, so würde ich dennoch eifersüchtig werden, solltest Du auch nur für einen Augenblick Dich von mir abwenden. Möchtest Du trotz aller meiner Thorheiten doch bedenken, daß ich Dich liebe, wie Du geliebt zu werden verdienst. Ich schicke Dir die schönsten Blumen unseres Gartens, und mein Herz gehört nur Dir und meinem Vater". Wenn sie sich Vorwürfe zu machen und eines Fehlers anzuklagen hatte, beschwor sie die Mutter, ihr beizustehen, „denn meine üble Laune zu schildern und sonst noch Alles zu sagen, vermag ich nicht", schrieb sie ihr. „Warum kann ich nicht von Siegen berichten, die ich über mich selbst davongetragen? Mutter, liebe Mutter, helfe mir, mich zu bessern". Die Briefe von Madame Necker an ihre Tochter zeigen alle das Bestreben, die Gefühle zu beruhigen und zu dämpfen, die schon mit zu großer Wärme an die Oberfläche drängten. „Dein Brief ist der eines guten Kindes", schrieb sie der Vierzehnjährigen im Mai 1779; „ich sehe, daß Du mit Dir selbst zufrieden bist, und will zwischen Dir und mir nur Dein Herz zum Richter. Dein Styl aber ist etwas zu überschwänglich. Gehe nicht so aus Dir selbst heraus, um mich zu loben oder mir etwas Zärtliches zu sagen; das ist ein Fehler des Geschmacks, der häufig in Deinem Alter sich findet. Wenn man länger gelebt hat, so erkennt man, daß die beste Art zu gefallen darin besteht, seinen Gedanken einfach und ohne Uebertreibung auszusprechen; dann hat er stets etwas

Originelles und das Gepräge der Wahrheit, das sich durch weitausgeholte Vergleiche verliert. Dein Brief an Deinen Vater war einfach und gut. Habe Dank für Deine Blumen und lebe wohl, mein Engel".

Diese Vorschriften von Madame Necker, so gut und vortrefflich sie waren, wurden bedauerlicher Weise von ihr selbst vergessen und umgangen, wenn sie sich nicht mehr an die Tochter, sondern an den Gatten wandte. Während sie dieser die gesunde Vernunft empfahl, „die zu Allem nützt und niemals schadet", veranlaßte sie der bloße Gedanke an die Möglichkeit einer Verminderung von Necker's Liebe zu ihr, zu Aeußerungen in ihrem Tagebuch, von denen eine unter vielen lautete, sie habe ihr Alles einer Chimäre geopfert, alle ihre Kräfte auf einen Punkt gesammelt, und da nun dieser zu wanken drohe, stürze sie in den Abgrund, ohne nach einem rettenden Halt greifen zu können; von der größten Thätigkeit gehe sie zu vollständiger Apathie über. Sie beklage die elende Schwäche ihrer Natur, ohne sich von ihr losreißen zu können; nur solle Niemand errathen dürfen, was sie leide.

Als sie sich so äußerte, war Madame Necker über vierzig Jahre alt, und es kann nicht Wunder nehmen, wenn sie, eine gleiche Anlage zur Leidenschaftlichkeit der Empfindung bei ihrer Tochter fürchtend, bestrebt war, sie im Keim zu ersticken.

Ihre ganze Erziehungsmethode ging denn auch von dem Bestreben aus, die Gemüthsanlagen und Lebensgewohnheiten ihrer Tochter frühzeitig in feste Bahnen der Pflicht und Arbeit zu lenken. Sie selbst hatte viel gelernt und war für eine Frau ihres Standes und ihrer Zeit fast gelehrt zu nennen; in Folge dessen trug sie auch kein Bedenken, dem begabten Mädchen eine große, geistige Arbeitslast aufzuerlegen und ihr Interesse für alle möglichen Kenntnisse zu wecken, die sonst dem Unterrichtsplan junger Damen fern lagen. Sie hoffte dadurch auch am besten dem Einfluß gewisser materialistischer Ideen zu steuern und durch eine streng methodische

Erziehung die ausschließliche Herrschaft religiöser Anschauungen vorzubereiten; aber sie ging dabei wie alle Diejenigen, die an sich selbst strenge Forderungen zu stellen gewohnt sind, zu Werke, ohne den Bedürfnissen der Jugend oder den Individualitäten genügend Rechnung zu tragen. Diejenige von Fräulein Necker war ganz dazu angethan, die strenge Zucht, in der sie gehalten werden sollte, ganz besonders peinlich zu empfinden; denn sie war außerordentlich lebhaft, feinfühlig, offen, und nach Anerkennung und Lob, wie nach Beweisen von Zärtlichkeit und Liebe verlangend; schon als Kind war die Zuneigung zu ihrem Vater ein eigenthümliches Gemisch von heiterer Laune und leicht bis zu Thränen gerührter Erregbarkeit der Empfindung, die in keinem Verhältniß zu ihrem Alter stand. Sie war kaum elfjährig, als die Mutter ihr eine junge Verwandte, Fräulein Huber aus Genf, später dort als die schöne und hochgebildete Madame Rilliet-Huber bekannt, zur Gefährtin gab. Fräulein Huber, die ihre intime Freundin blieb, hat diese erste Begegnung mit ihr geschildert und besonders eine Grazie und Gewandtheit des Ausdrucks an dem kleinen Mädchen hervorgehoben, die bereits der Beredsamkeit nahe kamen und tiefen Eindruck auf sie machten: „Wir pflegten nicht wie Kinder zu spielen", fährt sie in ihrer Erzählung fort, „sie fragte gleich nach meinen Unterrichtsstunden, nach den verschiedenen Sprachen, die mir geläufig seien, und ob ich zuweilen das Theater besuche. Als ich darauf entgegnete, daß ich erst zwei oder dreimal in einem solchen gewesen sei, bezeigte sie mir ihr Erstaunen darüber und versprach, bald einmal mit mir in die Komödie zu gehen; sie fügte hinzu, nach jedem Stück müßten wir den Inhalt desselben und was uns sonst auffallen würde, zu Papier bringen, das sei so ihre Gewohnheit; auch versprachen wir, uns jeden Morgen zu schreiben. Hierauf gingen wir in den Salon. Neben dem Lehnsessel von Madame Necker stand ein kleiner Holzstuhl, auf welchem ihre Tochter gerade und unbeweglich still zu sitzen hatte; dann kamen drei oder

vier ältere Herren herbei, die sich mit der größten Theilnahme mit ihr zu unterhalten schienen. Einer derselben, der eine kleine, runde Perrücke trug, nahm sie bei der Hand und sprach mit ihr, als ob sie fünfundzwanzig Jahre alt gewesen sei; es war, wie ich später erfuhr, Abbé Raynal. Die Andern waren Thomas, Marmontel, Baron Grimm und der Marquis de Pezay. Man ging zu Tisch. Fräulein Necker sagte kein Wort, und doch schien sie mitzureden, so lebendig war sie mit ihrer Aufmerksamkeit am Gespräch betheiligt. Nach Tisch kamen viele Leute, und Jedermann, nachdem er Madame Necker begrüßt hatte, sagte ihrer Tochter ein Wort und suchte sie, sei es durch eine Frage, einen Spaß oder sonst eine Bemerkung, ins Gespräch hereinzuziehen; man fragte nach dem, was sie gelesen, brachte ihr Bücher und weckte ihren Geist auf alle erdenkliche Weise" [1]).

Der einzige kindliche Zug, der an Fräulein Necker bemerkt wurde, war der, daß sie sich gern damit unterhielt, Könige und Königinnen aus Papier auszuschneiden und dann, sie als Puppen benutzend, Tragödien mit ihnen aufzuführen, worauf auch ihre spätere Gewohnheit zurückzuführen ist, gern einen Streifen Papier oder ein Zweiglein durch die Finger gleiten zu lassen, eine unbewußte Beschäftigung, die ihr nach und nach so nothwendig wurde, wie die Gebetschnur dem Orientalen. Im Uebrigen waren selbst ihre Gewohnheiten, wie zum Beispiel der Besuch des Theaters, nur eine andere Art von geistiger Anspornung; auch das Interesse für die Schauspielkunst, das sie später veranlaßte, selbst ausübend thätig zu sein, wurde bereits in jenen Jahren geweckt, indem Fräulein Clairon oft im Necker'schen Hause zu soupiren und den Abend zuzubringen pflegte und dann zuweilen Rollen aus dem klassischen Repertoire vortrug, bei welcher Gelegenheit Marmontel oder La Harpe die Replik zu geben pflegten [2]).

[1]) Madame Necker de Saussure, Notice sur le caractère et les écrits de Madame de Staël. Vol. I ihrer Oeuvres complètes.

[2]) Madame Suard, Essais de Mémoires sur Suard, 83.

Ebenfalls beinahe noch als Kind schrieb Fräulein Necker in Uebereinstimmung mit der herrschenden Mode Porträts und Charakterstudien, welchen bald Verse, Aufsätze, endlich Theaterstücke folgten; noch nicht fünfzehnjährig, versah sie ein Exemplar des Geistes der Gesetze mit Randbemerkungen. Eine kleine Abhandlung von ihr über das Edikt von Nantes erweckte bei Abbé Raynal, der sein Werk gern auf solche Weise bereicherte, den Wunsch, dieselbe in der nächsten Ausgabe seiner Geschichte der beiden Indien aufzunehmen. Nach Veröffentlichung des Compte-rendu richtete sie ein anonymes Schreiben über denselben an Necker, der die Tochter an der Schreibart erkannte. Auch ihre originelle Art widerstand dem strengen Erziehungssystem, dem sie unterworfen worden war. Als bei Gelegenheit eines Besuches von Gibbon in Paris 1776 Necker und seine Frau den Wunsch aussprachen, es möchte ihnen vergönnt sein, dieses anregenden, geistreichen Umgangs sich bleibend zu erfreuen, bot das zehnjährige Mädchen ihrer Mutter alles Ernstes an, die unförmliche Berühmtheit zu heirathen und durch den verzweifelten Schritt für immer an die Familie zu fesseln, wie denn überhaupt in dieser rastlos arbeitenden Natur die Entwicklung des Gemüthslebens gleichen Schritt mit der des Geistes hielt. So liebte sie auch Fräulein Huber leidenschaftlich. Wenn sie bedeutenden Menschen begegnete, steigerte ihre Erregung sich bis zu Thränen und Herzklopfen; die Bücher, die sie las, versetzten sie in eine andere Welt. Bekannt ist die Art und Weise, wie sie den Eindruck geschildert hat, den der große Romandichter der Zeit, Richardson, auf sie machte: „Die Entführung von Clarissa", pflegte sie zu sagen, „sei das große Ereigniß ihrer Jugend gewesen." Ihr erster und immer noch bester Biograph, Madame Necker de Saussure, sagt von ihr, sie sei stets jung und niemals ein Kind gewesen; Frau Rilliet-Huber fügt hinzu, was sie am meisten unterhalten habe, sei immer zugleich das gewesen, was sie weinen machte.

„Hier", schrieb Gräfin d'Houdetot von der Tochter sprechend

an Madame Necker, „erblühen Ihnen die Freuden Ihres Lebens, genießen Sie den Troſt, dieſelben zur Entfaltung zu bringen; mir geht keine ihrer anmuthigen Grazien verloren“ [1]). Leider empfand dieſe darin nicht ſo wie ihre liebenswürdige Freundin; ſie leitete die Erziehung der Tochter mit derſelben peinlichen Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher ſie ihre eigene Fortbildung überwachte und die verſchiedenſten Pflichten ihrer Stellung zu erfüllen ſich beſtrebte; ſie erſchöpfte alle Sorgen und allen Kummer des mütterlichen Berufes, aber an den Entſchädigungen und Freuden desſelben ging ſie faſt unempfindlich vorüber. In ihren geſammelten Schriften ſind während der Jugendzeit von Anne Germaine geſchriebene, langathmige Abhandlungen über den Styl, grammatikaliſche Bemerkungen über den „Emile“, Aufzeichnungen von Converſationen mit Buffon oder Thomas zu finden; ihrer Tochter aber, von der zu hören ſo viel intereſſanter wäre, geſchieht kaum eine andere Erwähnung, als um einmal zu bemerken, wie gefährlich für ein junges Mädchen die Pariſer Atmoſphäre ſei. Sie habe, erzählt Madame Necker, eines Tags eine Aeußerung gethan, die Frivolität des Geſchmacks verrieth; da ſei ihr vom Erzbiſchof von Aix entgegnet worden: „Mein Fräulein, Sie ſind Ihrer nicht würdig“ [2]). Es war, als ob durch die Heftigkeit der Neigung für den Gatten und in der Freundſchaft die kindlichen Anſprüche auf das Mutterherz beeinträchtigt worden ſeien.

Unter gewöhnlichen Verhältniſſen würde eine Erziehung nach der Methode von Madame Necker übrigens doch zum gewünſchten Ziele geführt haben, in dieſem Fall aber begegnete ſie ſich mit einem Element, das aller ihrer Theorien ſpottete, und dieſes Element war angebornes Genie. Madame Necker ging von dem Grundſatz aus, daß Alles erlernt werden könne, daß Studiren die Hauptſache ſei; ſie meinte richtig genug, wer die

---

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 28.
[2]) Madame Necker, Mélanges, I, 324, III, 91.

erste Lebenszeit nicht nützlich ausgefüllt habe, werde seine letzten Jahre niemals zu verwenden wissen[1]); die Tochter aber war zu produktiv angelegt, um ihr ganzes Leben hindurch den Gedanken der Andern ohne die höchste Ermüdung folgen zu können, während sie Ausdauer und Zeitaufwand andererseits wieder durch eine außerordentlich rasche Fassungsgabe ersetzte. Es fehlen die nöthigen Anhaltspunkte, um den positiven Gewinn an Kenntnissen, den Fräulein Necker ihren Bildungsjahren verdankte, ganz genau festzustellen; aus späteren Thatsachen und Aufzeichnungen aber läßt sich soviel sagen, daß sie genügend lateinisch verstand, um mit ihren Söhnen den Tacitus zu lesen; doch wird auch hinzugefügt, daß schon wenige Worte des zuweilen auch mißverstandenen Textes genügten, um sie zu geistreichen Dissertationen zu veranlassen, die oft weit ab von seinem Inhalt führten[2]). Als sie 1792 zum ersten Mal nach England kam, sprach und schrieb sie noch wenig und fehlerhaft englisch, und obwohl sie sich fleißig auf die Reise nach Deutschland vorbereitet hatte, stimmen alle Zeugnisse darin überein, daß sie es bei ihrer Ankunft in Weimar nur sehr mangelhaft verstand; dann aber hat sie es gelernt und auch gekannt. Hundert Jahre früher wußten die Frauen, wenn sie überhaupt gebildet waren, in Frankreich viel mehr; Frau von Sevigné, unter Andern, hatte das Lateinische gründlich erlernt, sprach vortrefflich spanisch und italienisch, und kannte genug Philosophie und Theologie, um Schritt mit der Bildung ihrer Zeit zu halten und über die herrschenden Controversen sich ein Urtheil zu bilden. Es setzte wenigstens ebensoviel positives Wissen und Schärfe des Verstandes voraus, um zur Zeit von Arnauld und Pascal, von Nicole und Bossuet ein selbständiges Urtheil über die Gnadenlehre zu haben — und die berühmte Marquise hatte das ihrige —, als in den Tagen von Fräulein Necker mit mehr oder

[1]) Madame Necker, Mélanges, II, 337.

[2]) Bonstetten, Briefe an Friderike Brun, herausgegeben von F. von Matthisson, I, 181.

weniger Berechtigung über Montesquieu und Rousseau zu diskutiren. Weder damals noch später hat sie selbst übrigens Anspruch darauf erhoben, im eigentlichen Sinn des Wortes eine gelehrte Frau zu sein; allein sie wußte viel, las und unterrichtete sich beständig und trat im Lauf der Zeit an die meisten der Probleme heran, die ihre Generation auf geistigem, künstlerischem und politischem Gebiet beschäftigt haben.

Madame Necker de Saussure unterläßt denn auch nicht, zu bemerken, daß die Ueberlegenheit der Frau von Staël ein großes, natürliches Phänomen vielmehr, als das Resultat äußerer Einwirkungen oder erworbener Kenntnisse war: „Die Erziehung", sagt sie ausdrücklich, „ließ nur geringe Spuren bei ihr zurück" [1]).

Den auf andere Ziele gerichteten Bemühungen ihrer Mutter leistete sie auch durchaus keinen Widerstand, aber ihre Gesundheit gab plötzlich zu ernsten Befürchtungen Anlaß, und der von den bestürzten Eltern angerufenen Entscheidung von Tronchin fiel das Erziehungssystem der Madame Necker endgültig zum Opfer; er schrieb den Aufenthalt in Saint-Ouen, anhaltende Bewegung in freier Luft und Unterbrechung aller geistigen Anstrengung vor.

Damit begann die Entfaltung jener poetischen und imaginativen Fähigkeiten, die bis dahin zurückgedrängt worden waren. Die beiden jungen Mädchen, Anne Germaine und die Freundin, Fräulein Huber, durchstreiften, zuweilen als Nymphen oder Musen gekleidet, den Park und die Gärten von Saint-Ouen, beschäftigten sich mit Musik und Gesang, dichteten, trugen Gedichte Anderer vor und spielten wohl auch selbstgemachte Dramen oder Schauspiele; vor Allem aber wurde der Salon Necker mehr und mehr die hohe Schule des Lernens und Lebens, die den Gedankenaustausch mit anregenden und geistreichen Menschen ermöglichte, den Ideenkreis des jungen Mädchens erweiterte,

---

[1]) Madame Necker de Saussure, Notice sur le caractère et les écrits de Madame de Staël.

ihren Geschmack bildete und früh die Kenntniß der Menschen und der Welt bei ihr entwickelte, ohne welche ihre außerordentlichen Anlagen nie zu voller Entfaltung gediehen wären. Zu dieser Veränderung in der Lebensweise und den Beschäftigungen kam als weiterer und entscheidender Umstand für Fräulein Necker die innige Annäherung an ihren Vater. Seine nicht mehr durch Staatsgeschäfte beanspruchte Aufmerksamkeit konnte sich nun ungestört der Tochter zuwenden; er fand in ihr einen Geist, der bereits dem seinigen Rede stand und überdies seine anziehendsten Eigenschaften aufbot, um den Vater zu gewinnen, von dem sie fühlte, daß er sie so viel besser als die Mutter verstand, obwohl er sie nie lobte und nur selten ermuthigte. Dafür hatten sie manche Charakterzüge und intellektuelle Eigenschaften gemein, vor Allem einen ausgebildeten Sinn für das Komische, der bei Necker in einer kleinen, 1783 veröffentlichten Satyre „über das Glück der Einfältigen", — »le bonheur des sots« — sich ziemlich unerwartet Luft machte, und von der Fräulein von l'Espinasse, die sie im Manuskript las, ihm freilich nicht ohne arge Uebertreibung schrieb, sie sei heiter und philosophisch wie Voltaire's „Candide". Auch das verdankte Fräulein Necker ihrem Vater, daß Offenheit und Natürlichkeit ihr zum Bedürfniß wurden. „Er entlarvte alles angelernte, affektirte Wesen", sagt sie, „und neben ihm habe ich dem Glauben mich hinzugeben gelernt, daß man klar in meinem Herzen sehe." Dafür war er gern zu kleinen Scherzen bereit. An einem Morgen, als Bonstetten Gast der Familie war, versuchte Fräulein Necker am Frühstücktisch vergebens, die Aufmerksamkeit ihres Vaters auf sich zu ziehen, da wurde ihre Mutter, welche solche Spielereien mit strengem Blick zu ahnden pflegte, irgend einer häuslichen Angelegenheit wegen abberufen; im selben Augenblick, wo die Thür sich hinter ihr schloß, flog auch schon die Serviette seiner Tochter dem bis dahin gravitätisch dasitzenden Herrn Necker ins Gesicht. Als ob dieser nur auf das Zeichen gewartet habe, fing er sie auf, band sie um den Kopf und begann mit Germaine um den

Tisch herum zu tanzen, bis die Schritte seiner zurückkehrenden Gattin sich vernehmen ließen, worauf die beiden sich, wie ertappte Schulkinder, wieder steif hinzusetzen beeilten, ohne zu bemerken, daß sie durch die verkehrt aufgesetzte väterliche Perrücke verrathen wurden[1]). Eines aber konnte Madame Necker nicht verhindern, daß ihre Tochter ernste Reden durch komische Einfälle unterbrach und unter den Schutz Necker's flüchtete, wenn ihre übersprudelnde Lebhaftigkeit sie in kleine Verlegenheiten brachte. In dieses neue Verhältniß verstand Madame Necker sich nicht zu finden; vom Augenblick an, wo sie die Erziehung ihrer Tochter nicht mehr ganz nach ihrem Sinn leiten konnte, verminderte sich auch ihr Interesse für sie. Als Madame Necker de Saussure in spätern Jahren einmal die außerordentliche Begabung der Frau von Staël, die sie erst kurz zuvor kennen gelernt hatte, rühmte, erhielt sie von Madame Necker die bezeichnende Antwort: „Das ist nichts, gar nichts im Vergleich zu dem, was ich aus ihr machen wollte“ [2]). In viel höherem Grade als die philosophenfreundliche Madame Geoffrin, die ihre fromme Tochter, die Marquise de la Ferté-Imbault, „das Entenei“ zu nennen pflegte, das sie ausgebrütet habe, wäre Madame Necker zu diesem Vergleich berechtigt gewesen; manche Anlage ihrer Tochter mußte ihre mütterlichen Besorgnisse erwecken. Wenn sie sich in der leidenschaftlichen Empfindungsfähigkeit dieser enthusiastischen Natur nur zu gut wiedererkannte, so war dafür in dieser keine Spur der eisernen Selbstdisciplin und strengen Zurückhaltung, die sie von Jugend an sich auferlegt hatte. Wo sie ängstlich zu überlegen und abzuwägen pflegte, stürzte Fräulein Necker sich unbedenklich voran, unbekümmert um das weibliche Zartgefühl und die gemessene Würde der Erscheinung, welche ihre Mutter nie außer Acht ließ. Zu diesen Gegensätzen ihrer persönlichen Anlagen scheint allerdings bei Madame Necker

[1]) Bonstetten bei Steinlen, Étude biographique et littéraire.

[2]) Madame Necker de Saussure, Notice sur la vie et les écrits de Madame de Staël. Oeuvres, I, XXXIV.

noch ein weiteres Gefühl gekommen zu sein, das bei der Art ihrer Neigung für ihren Mann, nicht anders als mit dem Namen Eifersucht bezeichnet werden kann. Nicht nur von seiner Frau, sondern auch von seiner Tochter wurde er leidenschaftlich geliebt; diese sagte später: „Je mehr ich lebe, um so besser verstehe ich meine Mutter, um so mehr empfindet mein Herz das Bedürfniß, ihr nahe zu sein", und noch kaum dem Kindesalter entwachsen, hatte sie ihr gerecht zu werden gewußt. Als Suard Fräulein Necker einst in Thränen fand und, eine Rüge ihrer Mutter als Ursache vermuthend, sie mit den Worten zu trösten suchte, eine Liebkosung ihres Vaters werde Alles wieder gut machen, trocknete sich die Kleine schnell die Augen und erwiderte, sie wisse wohl, daß dieser mehr auf ihr gegenwärtiges, die Mutter mehr auf ihr künftiges Glück bedacht sei[1]); über den Vater aber that sie die erstaunliche Aeußerung, sie stelle sich ihn vor „jung, liebenswürdig und allein, in einem Alter, wo das Schicksal sie, wären sie Zeitgenossen gewesen, auf immer mit ihm hätte verbinden können, aber" — fügt sie hinzu: „meine Mutter bedurfte eines Mannes, der einzig war; sie fand ihn, verlebte mit ihm ihre Tage, und Gott verschonte sie vor dem Unglück, ihn zu überleben. Friede und Ehrerbietung ihrer Asche; sie war des Glückes mehr werth als ich"[2]).

Zum Vergleich herausfordernd, begegneten sich die Gefühle, die Frau und Kind für Necker empfanden, auch in literarischer Form. Dem Zeitgeschmack entsprechend, schrieb Madame Necker 1787 das bereits hier erwähnte Porträt ihres Gatten; es wurde nicht nur in seiner Gegenwart den Freunden des Hauses vorgelesen, sondern auch später von ihm veröffentlicht, obwohl der gute Geschmack wohl nie vollständiger, als bei dieser Gelegenheit, den Forderungen des Herzens geopfert worden ist. Sainte-Beuve hat daran erinnert, wie Necker in diesem Porträt

[1]) Dumont, Edinburgh Review, 1867, Bd. 126, 487.

[2]) Madame de Staël, Du caractère de Monsieur Necker et de sa vie privée, 1804. Oeuvres, XVII, 6 u. 17.

abwechselnd ein lebendes Bild, eine chemische Substanz, ein Engel, Löwe und Jäger genannt wird. Sie vergleicht ihn mit einer Vestalin, mit Apoll, mit einer majestätischen Brücke, einem albanesischen Hund, einem Vulkan, einer Feuersäule, einer Wolke, einem Spiegel, einem Feuerherd, einer Mine, dem Korallenthier und den guten Genien der Araber[1]). Um so etwas für möglich zu halten, müssen wir Deutsche uns an den Ton der Briefe erinnern, welche um dieselbe Zeit zwischen Männern wie Bonstetten, Matthisson und J. v. Müller, dem Historiker, gewechselt wurden. Weit entfernt, durch die Huldigung ihrer Mutter von einem ähnlichen Versuch sich abhalten zu lassen, verfaßte auch Fräulein Necker ein Porträt ihres Vaters, von dem aber nur ein Bruchstück bei d'Haussonville wiedergegeben ist. Er spricht die Unmöglichkeit aus, dem gewählten Gegenstand auch nur annähernd gerecht zu werden; dem Herzen aber möge man Gerechtigkeit widerfahren lassen, wo der Schwung des Styls nicht auf der Höhe der Aufgabe geblieben sei. Zwischen den beiden, ihm gewidmeten Produktionen weigerte sich Necker vorsichtiger Weise die angerufene Entscheidung zu treffen; seine Tochter aber schrieb in ihr Tagebuch, wenn er auch die schriftstellerische Leistung ihrer Mutter höher stelle, so schmeichle ihm ihre eigene doch noch mehr[2]).

Lange vor dieser Zeit hatte eine unwiderstehliche Macht sie zum Ausdruck der sie bestürmenden Gedanken und Empfindungen veranlaßt. Die erste öffentliche Erwähnung einer literarischen Produktion von Fräulein Necker gibt Grimm's Correspondenz im September 1778. „Während Necker", heißt es in derselben, „sich durch seine administrativen Maßregeln mit Ruhm bedeckt und seine Gattin sich der Gesellschaft entzieht, um der Einrichtung eines neuen Spitals ihre Kräfte zu weihen, unterhält sich ihre zwölfjährige, weit über ihr Alter begabte Tochter damit,

[1]) Madame Necker, Mélanges, II, 372.

[2]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 50.

kleine Komödien im Geschmack der Dramen des Herrn von Saint-Marc zu verfassen; soeben hat sie eine solche in zwei Acten vollendet, die den Titel: »Les Inconvénients de la ville de Paris« führt. Dieselbe ist nicht nur für ihr Alter merkwürdig, sondern sie scheint auch allen derartigen Produktionen, die ihr zum Muster gedient haben, weit überlegen. Eine Mutter hat zwei Töchter, von denen die eine in der Einfachheit und Stille des Landlebens, die andere inmitten des Treibens der Hauptstadt aufgewachsen ist; letztere ist der Liebling der Mutter, deren Eitelkeit durch ihre Anmuth und ihren Liebreiz geschmeichelt ist; das Unglück aber, welches mit dem Verlust eines wichtigen Processes über sie hereinbricht, zeigt dieser Mutter bald, welche ihrer beiden Töchter ihre Achtung und Liebe am meisten verdient. Die Scenen dieses kleinen Dramas sind gut in Verbindung mit einander gebracht, die Charaktere consequent durchgeführt und die Entwicklung der Intrigue ist fesselnd und natürlich[1]. Die Correspondenz vergißt auch nicht hinzuzufügen, daß die Darstellung des Stückes zu Saint-Ouen durch die Verfasserin und ihre jugendliche Gesellschaft den dabei anwesenden Marmontel bis zu Thränen gerührt habe. Bereits ein Jahr früher hatte er zur Feier der Wiedergenesung von Madame Necker eine ebenfalls in der Correspondance abgedruckte Romanze für Anne Germaine gedichtet[2], zu welcher auch Necker noch eine Vierzeile fügte, so daß bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten schon der Name des Kindes genannt wurde. Die ersten poetischen Gestaltungen des jungen Mädchens, die bereits einigen Werth beanspruchen können und besonders als Anzeichen des sich Bahn brechenden Talentes Interesse bieten, sind romantische Liebesgeschichten, die oft in Urwäldern oder in Parks von Cypressen beschattet, mit Grabesurnen in der Ferne sich abspielen. Mit echt jugendlichem Wohl-

[1] Grimm et Diderot, Correspondance littéraire, Année 1778, Septembre.

[2] Ebendaselbst, Année 1777, A [illegible].

gefallen an schroffen Gegensätzen und poetisch verklärten Schicksalen wird das Unglück verschwendet, die Helden des Stücks sterben nie eines natürlichen Todes; auch bei den häufig auftretenden Wilden findet sich der Lieblingstypus der Zeit, »l'homme sensible«. So in „Mirza", in „Sophie", „Adèle und Théodore", „Pauline", „Zulma". Eine andere Erzählung, „Nanine und Sinphal", von Beuschot Frau von Staël zugeschrieben, wurde 1818 von der Familie desavouirt; sie bietet kein anderes Interesse, als den erwähnten Schriften der Zeit nach voranzugehen[1]). In allen diesen Schöpfungen von Fräulein Necker's Phantasie, unter andern auch in einem Drama: „Jane Gray", das ihre Lieblingsheldin verherrlicht[2]), ist das Herzensleben die Hauptsache. Ihnen allen könnten die Worte in Mirza zum Motto gegeben werden: „Ich wollte das Gefühl kennen lernen, welches sich des ganzen Lebens bemächtigt und für sich allein jeden Augenblick desselben bestimmt"[3]). Neben den Forderungen der Liebe stehen jene hergebrachter Sitte und Pflicht an bedenklich untergeordneter Stelle; von den Frauen heißt es, „die Geschichte ihres Herzens sei auch die ihres Lebens"[4]). Als Théodore der Priester gemeldet wird, der seinen Bund mit Adèle segnen soll, gibt er zur Antwort, sie bedürften seiner nicht; ihm genüge der Schwur der Geliebten. „Zweck der Tugend", heißt es ein anderes Mal, „sei das Glück". Pauline bezeichnet Verstellung als das größte und „vielleicht auch einzige Verbrechen" einer illegitimen Neigung[5]). Die Verse von Fräulein Necker lesen sich wie Prosa; dafür leuchtet schon eine feine Beobachtung des Herzens, eine frühe Kenntniß der Motive und Impulse menschlichen Handelns aus diesen jugendlichen Arbeiten, die manches charakteristische Streiflicht auf die Verfasserin werfen. So sagt einmal Sophie:

[1]) Madame de Staël, Oeuvres complètes, II, 218 Morceaux divers.
[2]) Ebendaselbst, XVII.
[3]) Ebendaselbst, II, 230.
[4]) Ebendaselbst, Sophie, Act. I, Scene 1.
[5]) Ebendaselbst, II, 264, 307 und Vorrede zu den Erzählungen, II, 348.

»Ceux qui nous ont aimés peuvent seuls nous chérir«; ihr sind auch die Worte in den Mund gelegt: »On cesse de s'aimer, si quelqu'un ne nous aime.«

Andere Stellen verrathen eine lebendige Aufmerksamkeit für die wichtigsten um sie her besprochenen Zeitfragen. Im Fragment „Zulma" wird das Recht, einen Menschen zum Tode zu verurtheilen, in Zweifel gezogen; in „Jane Gray", Act III, Scene II, wird eine Definition der Freiheit gegeben, die daran erinnert, daß die Verfasserin Montesquieu gelesen hatte. Wenn aber der Wilde Ximio zur Frau, die ihm das Leben gerettet, ihn geliebt hat und dann schmählich von ihm verrathen wurde, sagt, er vermöge Alles, nur nicht ihren Haß zu ertragen, so ist es Fräulein Necker selbst, die durch den Mund von Mirza antwortet: „Warum Haß, Ximio? es gibt Herzen, die nur zu lieben vermögen".

»Absolument incapable de haine«, wird später einmal, als diese die Unerbittlichkeit der Welt zur Genüge erfahren hatte, das Urtheil von Madame Necker de Saussure über ihre Cousine lauten. Alle, die ihr im Leben nahe getreten sind, haben die Richtigkeit desselben bestätigt. Persönliche Beleidigungen, auch solche, die sie in tiefster Seele trafen, pflegte sie so vollständig zu vergeben, daß unbetheiligte Zuschauer zu glauben versucht waren, sie habe dieselben gar nicht empfunden, und wiederholt wird neben den heftigsten Aufwallungen in Momenten der Leidenschaft außerordentliche Sanftmuth in allen Beziehungen des täglichen Lebens gerühmt. Aus der Jugendzeit, die uns hier beschäftigt, ist wohl auch die Vierzeile, die ein Zufall aufbewahrt hat:

»Tu m'appelles ta vie: appelle-moi ton âme;
Je veux un mot de toi qui dure plus d'un jour.
La vie est éphémère, un souffle éteint sa flamme,
Mais l'âme est immortelle aussi bien que l'amour« [1]).

[1]) Revue Suisse, 1856, 336.

Später hat sie wenig mehr, und dann meist nur Uebersetzungen, in gebundener Rede geschrieben.

Es wäre verzeihlich gewesen, wenn ein so früh sich aussprechendes Talent die Eltern von Fräulein Necker dazu verleitet hätte, sie vorschnell dem öffentlichen Urtheil auszusetzen; diesen Mißgriff begingen sie jedoch nicht, keiner der erwähnten Versuche erschien vor 1790, die Novellen erst 1795. Eine zweite Tragödie, „Montmorency", die kurz nach „Jane Gray", also gegen 1787 entstand, ist gar nicht veröffentlicht worden, obwohl sie der ersten weit überlegen war und der darin gezeichnete Charakter Richelieu's die Aufmerksamkeit strenger Beurtheiler erregte. Ueber die Anerkennung von Freunden vergaß jedoch Necker das Uebelwollen und die Angriffe nicht, welchen Solche sich aussetzen, die den betretenen Weg für fernliegendere, höher strebende Pfade verlassen.

Diese alte Erfahrung bestätigte sich auch hier. Die Thränen, mit welchen Marmontel die ersten dramatischen Versuche eines zwölfjährigen Mädchens begleitet hatte, verhinderten ihn nicht, über die Streiche „des liebenswürdigen Tollkopfes" noch in seinen Denkwürdigkeiten zu klagen; Madame de Genlis, die in jenen Tagen als „Erzieher" der Prinzen von Orléans ihre pädagogischen Experimente machte und Frau von Staël zeitlebens mit der Feder verfolgen sollte, rühmte zwar in Briefen an Madame Necker die ungewöhnliche Bildung ihrer Tochter, sprach aber nichtsdestoweniger bei anderen Gelegenheiten über die schlechte Erziehung von Fräulein Necker, die drei Viertel des Tags im Salon zubringe und dort mit Schöngeistern über das Wesen der Liebe discutire. Das erinnert an die Anekdote, die Necker so gern von seiner Tochter erzählte, als diese, noch ein halbes Kind, einst die alte Marschallin von Mouchy fragte, was sie denn eigentlich von der Liebe denke.

Wenn er sie zu mächtig von der Luft zu schreiben und zu produciren erfaßt sah, pflegte Necker sie Madame de Sainte-Ecritoire zu nennen, und er hielt sie eine Zeit lang dann auch

wirklich so erfolgreich von Publikationsgedanken zurück, daß sie, neunzehnjährig, in ihr Tagebuch schrieb: „Mein Vater hat Recht, die Frauen sind nicht dazu bestimmt, die Laufbahn der Männer zu erwählen; warum mit ihnen ringen, warum eine Eifersucht bei ihnen erwecken, so verschieden von derjenigen, welche die Liebe ihnen einflößt! — Eine Frau soll nichts ihr Eigen nennen und ihre Lebensfreude nur in Demjenigen finden, den sie liebt. Ich stelle mir Madame de Montesson über den Mißerfolg ihres Stückes in Thränen zerfließend vor[1]), und wie anders würden diese Thränen wirken, wenn ein sanfteres Gefühl sie hervorlockte. Könnte man deren blaue, gelbe, verschiedenfarbige haben, so ginge es noch an, auch untergeordneter Dinge wegen solche zu vergießen, aber denken zu müssen, daß ganz dieselben der Eigenliebe und der Liebe wegen vergossen werden, das ist entsetzlich“[2]). — Wie so viele Entschlüsse, die im Widerspruch mit dem Charakter der Person stehen, von der sie aus momentaner Nachgibigkeit gegen fremde Einflüsse gefaßt worden sind, war auch dieser bestimmt, nicht durchgeführt zu werden. Das Erstlingswerk, welches die Linie überschreitet, die rein dilettantische Produktionen von ernsteren literarischen Arbeiten scheidet, die Briefe über J. J. Rousseau, waren dem Inhalt, wenn auch nicht der Form nach, schon vollendet, als Fräulein Necker der Oeffentlichkeit entsagt zu haben glaubte. Insofern aber hielt sie ihren Vorsatz, als sie nichts unter ihrem Mädchennamen veröffentlichte; die Literatur kennt sie nur unter dem ihres Gatten.

Den Wendepunkt im Leben der Frau, die Ehe, erschwerten die Verhältnisse in nicht gewöhnlicher Weise für Fräulein Necker. Obwohl die allgemeine Achtung und das bewundernde Vertrauen, die ihrem Vater gezollt wurden, das Privatleben ihrer

[1]) Madame de Montesson, insgeheim dem Herzog von Orléans (Philippe-Egalité) angetraut, hatte ein Stück „Le Comte de Chazelles“ verfaßt, welches am 6. Mai 1785 im Théatre-Français durchfiel.

[2]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 49.

Eltern mit Auszeichnungen umgab, und fremde Fürſten, wie u. A. 1782 der Graf du Nord, ſpäter Kaiſer Paul und deſſen Gemahlin Paris nicht zu verlaſſen pflegten, ohne Necker aufgeſucht zu haben[1]), war die Stellung der Familie dennoch keine ganz normale; die hohe franzöſiſche Ariſtokratie verſchmähte zu keiner Zeit Heirathsverbindungen mit der großen Finanz, aber die Necker waren Proteſtanten, und das begründete ein Hinderniß, welches noch in den achtziger Jahren ihrer Tochter die Schließung einer Ehe, wie ſie ſonſt ihrer Neigung hätte entſprechen können, in Frankreich ganz unmöglich machte. Man muß ſich erinnern, daß der Proteſtantismus, den Richelieu als politiſche Partei vernichtet und Ludwig XIV. als religiöſes Bekenntniß zu vertilgen geſucht hatte, zwar ſeit 1743 wieder das Recht beſaß, außerhalb der Städte unter freiem Himmel ſeine Gottesdienſte zu halten, aber erſt am Vorabend der Revolution ließ ſich die franzöſiſche Regierung herbei, den Proteſtanten durch königliches Edikt vom 29. Januar 1788 den Civilſtand und ihren, bis dahin vor dem Geſetz als Baſtarde betrachteten Kindern eine legale Exiſtenz wiederzugeben. An vollkommene Gleichberechtigung jedoch war noch immer nicht zu denken, und alle kirchlichen Verbote gegen Miſchehen mit Proteſtanten blieben ſelbſtverſtändlich aufrecht erhalten; einen Adel aber, der ſich zur „ſogenannt-reformirten Religion" bekannt hätte, gab es in Frankreich nicht, denn entweder hatten Hinrichtungen und Bürgerkriege ſeine Reihen gelichtet, oder er hatte im Ausland das Recht zu leben geſucht. Unter ſolchen Umſtänden kam es nicht einmal zu dem Verſuch, Fräulein Necker an einen Franzoſen zu verheirathen. Sie war ſiebzehn Jahre alt, als eine Reiſe nach Fontainebleau, wohin Necker dem Hof zu folgen hatte, ihn und ſeine Familie im October 1783 mit einem Ausländer in Berührung brachte, den der Glanz des Namens und der Stellung,

[1]) Baronin Oberkirch, Mémoires, I, 315—316 der engliſchen Ueberſetzung.

persönliche Auszeichnungen und Eigenschaften, sowie sein religiöses Bekenntniß als wünschenswerthen Freier um die Hand des jungen Mädchens erscheinen ließen; es war William Pitt, Lord Chatham's zweiter Sohn. Während jenes Sommers hatte er mit seinen Freunden Elliot und dem damals vierundzwanzigjährigen William Wilberforce, der schon seit vier Jahren Mitglied des Unterhauses war, einige Zeit in Paris, dann in Rheims zugebracht; Zweck der jungen Leute war, sich die französische Sprache anzueignen, und da in letzterer Stadt ein Talleyrand Erzbischof war, kam der junge Maurice de Talleyrand, sein Neffe, damals bekannt unter dem Namen des Abbé de Périgord, gleichfalls zu Besuch dahin, bei welcher Gelegenheit er und William Pitt sich persönlich kennen lernten und sich gegenseitig während etwa sechs Wochen Unterricht in ihrer Muttersprache ertheilten, worauf der junge englische Edelmann sich an den Hof Ludwig's XVI. begab [1]). Es fehlen Nachrichten darüber, ob er während dieses Aufenthalts, gelegentlich dessen er sie kennen lernte, auch ernstlich daran dachte, Fräulein Necker zu heirathen; nur soviel ist gewiß, daß eine solche Verbindung Madame Necker's Herzenswunsch gewesen wäre [2]). Der junge Mann, kaum einundzwanzig Jahre alt und schon berühmt, hatte bereits im britischen Parlament erklärt, keine geringere als die erste Stelle in seinem Lande annehmen zu können, und war nach Verlauf eines Jahres auch wirklich erster Minister.

Nur dachte Madame Necker, indem sie solche Wünsche hegte, ihrer Gewohnheit gemäß dabei mehr an ihren Mann als an ihre Tochter, denn diesem wollte sie vor Allem den mächtigen Rückhalt und die werthvollen Beziehungen einer Verbindung mit Pitt sichern. Ohne daß es jedoch zu weiteren Schritten kam, wurde das Projekt schon durch die unbezwingliche Abneigung von Fräulein Necker für alle Zukunftspläne vereitelt,

[1]) The Greville Memoirs, edited by H. Reeve, II, 345.
[2]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 53 u. ff.

die sie von Frankreich getrennt hätten[1]). Das dem jungen Pitt zugeschriebene Wort, er sei bereits mit seinem Vaterland getraut, ist, wie die meisten derartigen Aeußerungen, wohl niemals gesprochen worden.

Für das junge Mädchen aber blieb der Zwischenfall, nach Bekenntnissen ihres Tagebuchs zu schließen, nicht ohne peinliche Folgen: „Warum", schrieb sie in jenen Tagen, „mußte dieses unselige England die Kälte und Zurückhaltung von Mama für mich herausfordern! Verwünschte Insel, Ursache aller meiner gegenwärtigen Besorgnisse und zukünftigen Gewissensbisse, warum mußten glänzende Anerbietungen mir mit dem Recht, mich über mein Schicksal zu beklagen, dennoch das Glück rauben; sie zwangen mich zu wählen, zu entscheiden, sie stürzten mich in eine solche Ungewißheit, daß jeder meiner Gründe, um so zu handeln, wie ich es thue, durch einen andern, entgegengesetzten abgeschwächt wird. Nicht deswegen bin ich äußerlich standhaft geblieben, weil eine Herzensneigung mich beherrscht, aber allein, eingeschüchtert, aufgeregt. . . . Nein, es ist vorbei, ich kann nicht nach England" [2]). So lautete die etwas verworrene Motivirung, mit welcher das junge Mädchen ihren Entschluß begleitete; die Gelegenheit aber, eines großen Mannes Frau zu werden, kam niemals wieder. In zeitgenössischen Berichten findet sich die Episode noch mehrmals erwähnt; auch Wilberforce spricht in seinen Denkwürdigkeiten[3]) davon, und Graf Fersen nennt in einem Brief an seinen Vater den Namen des englischen Staatsmannes als den eines Rivalen seines damaligen Freundes Staël[4]). Nur Fräulein Necker dachte vom Augenblick an nicht daran zurück, wo die Mutter ihr nicht mehr zürnte, und diesmal hatte sie nicht lange zu warten. Der Winter von 1784 brachte

[1]) Stanhope, Life of Pitt, I, 132.

[2]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 60.

[3]) Wilberforce, Life, Letters and Diary, I, 39.

[4]) Klinkowström, Le Comte de Fersen et la cour de France. Introduction, XXXIV.

Madame Necker mit Vermehrung ihrer physischen Leiden so unzweideutige Beweise der Liebe ihrer Tochter, daß sie ihr den geleisteten Widerstand unter einer charakteristischen Bedingung verzieh; da sie sich dem Tode nahe glaubte, empfahl sie ihr die Sorge um Necker's Glück als höchsten Lebenszweck, nicht nur für sie selbst, sondern auch für den künftigen Gatten und ihre Kinder: „Sage ihnen", schrieb Madame Necker in einer Art von letztwilliger Verfügung, „daß Dein Vater der eigentliche Mittelpunkt ihres Daseins, daß er Alles für sie sein muß. . . . Folge ihm nach, wohin er gehen will; gestatte nicht, daß er ohne die dringendsten Gründe eine Nacht unter einem andern als Deinem eigenen Dach zubringe. Ueberlasse Dich im Uebrigen Deinen glücklichen Anlagen. Nur dann, wenn Du anders zu sein versuchen solltest, würdest Du irre gehen. Entsage der Welt, für welche Dir das rechte Verständniß fehlt; lebe für Gott, für Deinen Vater und für Deine Pflicht". Um diesen Preis versprach Madame Necker Verzeihung des Verhaltens, das ihren Gatten eines seiner würdigen Schwiegersohnes und aller Vortheile beraubt habe, welche dieser ihm geboten haben würde[1]). Eine inzwischen eingetretene Besserung im Befinden ihrer Mutter ersparte Fräulein Necker das Peinliche einer solchen Mittheilung, die erst später in ihre Hände gerieth, und die Familie begab sich vorläufig im Frühjahr 1784 der Leidenden wegen nach Beaulieu bei Lausanne. Von dort schrieb Madame Necker an Thomas, weder Ruhe, noch Heimathluft, noch Alpenmilch ließen ihr das Leben anders als wie einen fortgesetzten Kampf gegen das eigene Selbst erscheinen, in dem alle Siege schmerzlich errungen seien[2]). Von früheren Bekannten war Bonstetten, seit 1776 mit Fräulein von Watteville verheirathet, Bailli in Nyon. Er hatte inzwischen einen brüderlichen Bund mit Johannes von Müller geschlossen, Italien bereist, in Rom

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 55—58.
[2]) Madame Necker, Mélanges, III, 202. An Thomas, Juni 1784.

die Gräfin von Albany bewundert, war nach seiner Rückkehr Mitglied des Hohen Rathes von Bern geworden, dann Landvogt, zuerst im kleinen bergischen Gessenay und hierauf an den Ufern des Léman, wo er mit seiner Familie und dem neu gewonnenen Freund und deutschen Dichter Matthisson ein idyllisches Dasein führte, in das die Ankunft der Familie Necker jetzt willkommene Abwechselung brachte[1]). Als nun auch Thomas Madame Necker in den Schweizer Bergen aufzusuchen kam, fand er sie bereits in der neuen Besitzung, die Necker für sich und die Seinen zur bleibenden Heimstätte gewählt hatte, im Schloß zu Coppet installirt[2]), das — ein charakteristisches Merkmal der Zeit — so gebaut war und noch ist, daß seine Gartenanlagen das Panorama des Genfer See's, eines der schönsten von Europa, beharrlich dem Auge des Beschauers verhüllen.

Die ganz in der Nähe von Genf, im Waadtland gelegene Herrschaft war schon durch ihre Vergangenheit der Rolle nicht unwürdig, die ihr in der literarischen und politischen Geschichte der nächsten drei Jahrzehnte vorbehalten war.

Graf Peter von Savoyen, als er die Waadt für sein Geschlecht in Besitz nahm, hatte das Schloß 1257 erbaut; ein anderer Fürst seines Hauses machte Coppet zur Baronie, ein Titel, der noch auf Necker überging und im Heirathskontrakt seiner Tochter erwähnt ist, denn man war in der Waadt nicht weniger aristokratisch, als man in dem kaum meilenweit entfernten Genf republikanisch zu sein sich rühmte. Vom sechzehnten Jahrhundert an wechselte Coppet oft seine Besitzer, wurde verbrannt, hergestellt, niedergerissen und wieder aufgebaut, bis es im siebenzehnten Jahrhundert in den Besitz des sächsischen Geschlechtes der Dohna gelangte, deren einer, Graf Friedrich zu Dohna, damals Gouverneur des dem Hause Nassau gehörigen

---

[1]) A. Steinlen, Ch. V. de Bonstetten, Étude biographique et littéraire, 83 u. ff.

[2]) Madame Necker, Mélanges, III, 205. An Thomas, Dezember 1784.

Fürstenthums Orange, hoch angesehen bei der Genfer Regierung war; als Sekretär und Erzieher seiner Kinder verweilte Bayle 1673—1674 achtzehn Monate in Coppet, dem er übrigens keine Stelle in seinen schriftlichen Aufzeichnungen gewährt. Aus den Händen eines seiner Schüler, des Grafen Alexander zu Dohna, ging der Besitz 1713 in die des Freiherrn Sigismund von Erlach über, der es wieder nur kurz behielt. Nach häufigem Wechsel kam es an den Bankier Thelusson, und dieser verkaufte es an Necker, der somit seinen neuen Landesherren, den Excellenzen des hohen Rathes zu Bern, im Kaufbrief sich verpflichtete, ihnen ein guter und treuer Vasall zu sein und ohne ihre besondere Erlaubniß die Baronie von Coppet an Niemand anders als an eine zum reformirten Glauben sich bekennende Persönlichkeit zu veräußern. Die Aufrechthaltung der letzteren, durch die Intoleranz der Berner Rathsherren veranlaßten Clausel hatte es seiner Zeit Voltaire, seines katholischen Bekenntnisses wegen, nicht möglich gemacht, Hausbesitzer in Lausanne zu werden. So wurde Necker, um den Preis von 500,000 Livres und durch die Entrichtung eines Drittels dieser Summe an die Regierung von Bern, feudaler Schloßherr von Coppet, nachdem er eine Weile daran gedacht hatte, Nachfolger von Voltaire im Besitz von Ferney zu werden. Von Coppet lassen wir seinen Urenkel, Vicomte d'Haussonville, eine Beschreibung geben, die zur Geschichte der Familie Necker wie der Rahmen zum Bild gehört: „Damals wie heute", schreibt er, „war das Schloß ein großes Gebäude, ohne besonderes Gepräge, es besteht aus einem Mittelbau und zwei Flügeln, die den Hofraum umschließen. Um in denselben zu gelangen, muß ein überwölbter Thorweg passirt werden; ein eisernes Gitter, das früher mit einer Zugbrücke im Zusammenhang gewesen sein muß, trennt den Hof vom Park; an den beiden Enden schließt dieses Gitter mit zwei Thürmen ab, von denen einer neu, der andere, das Archiv bergende aber, wie schon die Tiefe seiner Mauern beweist, sehr alt ist. An einem Pfeiler desselben be-

findet sich noch der eiserne Ring, an welchem man die Gefangenen festzubinden pflegte. Von den Fenstern der langen Gallerie zu ebener Erde, welche Necker zu seiner Bibliothek wählte und die später zu Theatervorstellungen benützt wurde, ist dem Blick nichts sichtbar, als die Gipfel der Platanen, deren Laub im Sommer die Häuser des nahen Dorfes verbirgt; vom Altan des ersten Stockes aber zeigt sich dem Beschauer ein Landschaftsbild, das er nicht wieder vergißt, und dessen Zauber ihn nach Coppet zurückführt, wie nach dem volksthümlichen Glauben die Wasser der Fontana Trevi den Wanderer, der einst von ihnen gekostet hat, wieder nach Rom verlocken. Zur Rechten liegt Genf, das um die Mittagsstunde halb im Sonnenglanz verschwindet, der sich in der Zinkbekleidung seiner Thürme spiegelt, gegen Abend jedoch seine weißen Häuserreihen vom gerötheten Horizont abhebt. Gegenüber zeigt Savoyen die massigen Formen seiner mit Wald und Wiesen abwechselnden Bergkette, zu deren Füßen das Schloß Beauregard, dessen ernste Architektur zur Geschichte des „Mannes aus vergangenen Tagen" zu passen scheint, die sein Urenkel uns erzählte, und die einen so sprechenden Gegensatz zum Leben von Coppet bildet[1]); zur Linken endlich liegt der See, der schöne See, die glatte Fläche seines Spiegels bis Lausanne erstreckend. Derjenige aber, der, das Haus vermeidend, sich dem Park zugewendet hätte, könnte sich hundert Meilen vom See und von den Bergen entfernt wähnen. Zwei lange, kerzengerade Alleen, die letzte Spur einer französischen Anlage, würden ihn darüber belehren, daß dieser Park aus der Zeit stammt, in der man, nicht etwa um die Natur zu bewundern, sondern vor Allem deswegen spazieren zu gehen pflegte, um sich im Schatten durch Gespräch zu unterhalten. Dann wird es ihm verständlich sein, warum hohe Bäume, dieselben, welche Frau von Staël „die Freunde und stummen Zeugen ihres Schicksals" nannte, nach allen Seiten hin die

[1]) Marquis Costa de Beauregard, Un homme d'autrefois.

Aussicht begrenzen und kaum hier und da, durch eine oder die andere kleine Lücke einen Blick auf die blauen Fernen des Jura gestatten. Was Coppet vor hundert Jahren war, ist es noch heute, kein Stein daran ist verändert. Prächtige Wohnstätten sind seitdem auf den Hügeln erbaut worden, die den See umgrenzen, und liebliche Gärten führen zu seinen Ufern, aber wenn der entzückte Blick sich von ihnen weg nach dem stillen, etwas düstern innern Hofraum von Coppet wendet, und besonders wenn der Besucher seine Schwelle überschreitet und manches Gemach des Hauses unverändert und wie zum Empfang seiner einstigen Gäste bereit wiederfindet, so wird er ihm und den mit ihm verbundenen Erinnerungen gern den eigenthümlichen Reiz schwermüthiger Größe zugestehen, welcher der Antheil des Vergangenen ist" [1]).

Unter seinen neuen Besitzern wurde Coppet vor Allem eine geistige Werkstatt, in der viel mehr gearbeitet als die herrliche Natur genossen und von des Lebens Mühen ausgeruht werden sollte. Madame Necker lebte vornehmlich den Erinnerungen, die das nur eine Stunde entfernte Crassier für sie mit den Tagen der Kindheit verband; sie setzte ihren Eltern in der Dorfkirche von Coppet ein Denkmal, sorgte dort nicht minder als zu Paris und Saint-Ouen für die Armen und Kranken und übte weise Beschränkung im Gebrauch ihrer Zeit und in der Verwendung ihres Vermögens. Da sie kein Geld für ihre persönlichen Zwecke von ihrem Mann annehmen wollte, ließ dieser ihr einmal von einem Freunde vorspiegeln, ein ursprünglich ihr gehörendes kleines Kapital sei von 8000 auf 30,000 Livres angewachsen, die dann zu guten Zwecken verwendet wurden. Wenn sie des Nachts nicht schlafen konnte, ließ sie sich gern vorlesen oder schrieb ihre Eindrücke nieder [2]); ihr bester Trost war der, die alten Freunde um sich zu versammeln. Die Aus-

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, I, 282. 235.

[2]) Baronne de Gérando, née de Rathsamhausen, lettres: Madame de Gérando sur Madame Necker, 1802.

führung des Plans von Thomas, in der Nähe von Coppet sich bleibend niederzulassen, verhinderte zu ihrem Schmerz sein früher Tod; aber Moultou lebte mit den Seinen wie ehedem allgemein verehrt und thätig zu Genf, und Gibbon wurde fleißig in Lausanne besucht. Um seine Freunde in England darüber zu beruhigen, daß sein Schweizer Aufenthalt ihn nicht von der Welt trenne, erzählte er einem derselben, wie er am gleichen Tag den Besuch des berühmten Arztes Tissot, des französischen Schriftstellers Mercier, des Abbé Raynal, des Prinzen Heinrich von Preußen, des Abbé de Bourbon, natürlichen Sohnes Ludwig's XV., und eines natürlichen Sohnes der Kaiserin Katharina, den er nicht nennt, der aber der junge Graf Bobrinski war, erhalten habe[1]); dazu sei die Familie Necker, dann Servan und wohl ein Dutzend merkwürdiger Grafen und Barone auf seiner Terrasse mit den übrigen Gästen zusammen getroffen[2]). Viktor von Bonstetten kam häufig von Bern oder Nyon herüber, um sich bei Necker von der ihm verhaßten Langeweile seiner rathsherrlichen Collegen zu erholen und Ermunterung für literarische Arbeiten zu erhalten, die sich abwechselnd mit Tod, Unsterblichkeit, Idyllen nach Geßner's Weise und mit der Frage freier Ausfuhr der heimathlichen Butter beschäftigten und am Ende friedlich in einem einzigen Bande zusammen wohnten[3]). Durch ihn wurde auch Johannes von Müller, der Historiker, der während des Winters 1785 die Berner Jugend durch Vorlesungen über Geschichte des Alterthums begeistern sollte, bei Gelegenheit eines Aufenthalts unter dem Dache seines Freundes, in Coppet vorgestellt[4]).

Ganz von dem Stillleben dort befriedigt war nur Ma-

---

[1]) J. Groth, Briefe der Kaiserin Katharina II. an Grimm (1774—1796) I, S. 332. 405. Briefe vom April 1785 und Februar 1787.

[2]) Gibbon an Lord Sheffield, Oktober 1784.

[3]) K. Morell, C. V. von Bonstetten. Ein schweizerisches Zeit- und Lebensbild. S. 137.

[4]) A. Steinlen, Ch. V. de Bonstetten, 141.

dame Necker, sie hatte vom Becher weltlicher Ehren und Freuden gekostet und ihn bitter gefunden; die Tage, als sie darnach verlangt hatte, waren vorüber, und nun erschien ihr Berühmtheit vor den Menschen „wie ein erschreckendes Gespenst".

Noch unter dem ersten Ministerium ihres Mannes schrieb sie an Thomas, sie habe unter einer musterhaften Verwaltung das goldene Zeitalter zu erleben gehofft, aber nur das eiserne gefunden; alles beschränke sich im besten Fall darauf, so wenig Schaden als möglich zu stiften [1]). Und sie fügt ein Wort hinzu, ebenso richtig als wahr, denn es bezeichnet die Klippe, an welcher gerade die Besten, wenn sie sich mit öffentlichen Angelegenheiten befassen, zu scheitern pflegen: „Wie verkehrt urtheilt man doch", so lautet es, „wenn man sein Leben mit ausgezeichneten Menschen verbracht hat" [2]). Ob sie Deutsch kannte, ist zweifelhaft, doch wahrscheinlich; gewiß aber entsprach ihrer Stimmung am besten diejenige, welche ihr großer Zeitgenosse und Landsmann aus Bern, der Dichter Haller, in Versen ausspricht, die zur Zeit von Madame Necker's Jugend in Aller Munde waren:

„Zu schlecht ist, was vergeht, Du willst das Herz allein,
Und ewig wie Du selbst, muß auch Dein Opfer sein!"

„Der Mensch ist nichts, Gott ist Alles", wird auch sie in Tagen bekennen, die noch weit davon entfernt waren, jene des Alters zu sein: „bei ihm allein finden wir Schutz gegen uns selbst" [3]).

Ihr fernerer Antheil an den Geschicken ihres Mannes blieb der einer vollständigen, selbstvergessenen Hingebung, die sie sich mit der Lebensregel vorgezeichnet hatte, „das beste Mittel, nicht vergessen zu werden, sei niemals an sich zu denken" [4]); sein zweites Ministerium und die damit verbundenen Schwierig-

[1]) Madame Necker, Mélanges, III, an Thomas, 1779.
[2]) Ebendaselbst, I, 83.
[3]) Ebendaselbst, III, 347.
[4]) Ebendaselbst, II, 298.

keiten und Verantwortungen griffen nicht nur weit über ihre physischen Kräfte, sondern auch über ihre Fähigkeit hinaus, den Ansprüchen der völlig veränderten Lage geistig zu genügen. In Coppet aber war auch sie fleißig mit der Feder, und was sie an längeren Aufzeichnungen hinterlassen hat, ist vornehmlich dort in den achtziger Jahren entstanden.

Necker dagegen nahm zu schriftstellerischer Thätigkeit seine Zuflucht nur deswegen, um Wünsche und Erinnerungen fern zu halten, deren Macht nicht nur die Huldigungen, deren Gegenstand er blieb, sondern mehr noch die Mißgriffe und Fehler seiner Nachfolger im Amt bestärken mußten. Zu jener Zeit war es, daß seine Schrift „über die Wichtigkeit religiöser Meinungen" entstand, welcher die Akademie im selben Augenblick den Preis zuerkannte, als der König ihren Verfasser an die Spitze der Geschäfte zurückberief. Die Briefe sind veröffentlicht worden, in welchen seine Tochter den Eindruck der mit ihm darüber gewechselten Gespräche festhielt: „Wir sind zusammen spazieren gegangen, mein Vater und ich", schreibt sie ihrer Freundin, Fräulein Huber, „die Sonne neigte sich dem Untergang; die Natur war so schön .... Wir sprachen von seiner Arbeit; ich dachte, ihr Titel solle: ‚über das Dasein Gottes' lauten, doch nein, er wird ‚von der Wichtigkeit religiöser Meinungen' heißen. Er findet, daß dieser seinen früheren Beschäftigungen am besten entspricht". (Wobei zu erinnern, daß Necker einmal Gott den ‚ewigen Administrator' nennt.) „Man muß von den Menschen, nachdem man sie von der Gegenwart unterhalten hat, erst die Erlaubniß erwirken, ihnen von der Ewigkeit zu sprechen, denn sie würden Alles, was ja nur von Seele und Unsterblichkeit handelt, eitel und unnütz nennen; aber welch' ein schöner Gedanke liegt diesem Buch meines Vaters zu Grunde, wie edel stelle ich mir sein Unternehmen vor, wie wirksam seine Waffen gegen diejenigen, die es wagen würden, ihren Sarkasmus so hoch hinaufzurichten. Wie erhaben ist es, zeigen zu können, welche Wahrheiten es sind, die den Staatsmann vermögen, von den

großen Interessen sich loszusagen, die ihn so sehr bewegten, und welche Tröstungen, unendlich wie die Gedanken der Menschen, sich in der Einsamkeit ihm boten. . . ."

„Ich glaube, daß, wenn man alle unsere Freunde rathen ließe, mit welchem Werk sich mein Vater beschäftigt, nicht einer das Richtige fände, selbst Monsieur de Guibert wüßte es nicht zu sagen; der Gedanke aber müßte ihm großartig erscheinen, daß ein Mann von Genie sich zur Aufgabe setzt, zu stützen, was so Viele um ihn her zu erschüttern versuchten, daß er, den der Wunsch nach Menschenglück durchdringt, auch über das Grab hinaus noch dafür thätig sein will. Solche und ähnliche Betrachtungen werden ihn für den Gegenstand einnehmen, um welchen es sich hier handelt, aber er ist zu ehrgeizig, zu lebensfroh, er fühlt zu lebhaft die Fähigkeit in sich, eine Welt in Bewegung zu setzen, um sich von ihr loszusagen und zu der Höhe zu erheben, wo der Genius Ruhe findet; und doch ist Ruhe nur dort".

Das Buch von Necker, welches seine Tochter zu so warmer Bewunderung hinriß, schloß sich den Tendenzen fast aller religiös gebliebenen Menschen seiner Zeit an; es verlegte den Schwerpunkt in eine fromme Sittenlehre, den Nachdruck auf Vernunft und Menschlichkeit, empfahl das Gute als gleichbedeutend mit dem Glück und übereinstimmend mit dem Vortheil des Geschlechtes, aber es wußte wenig von einem festen Glauben und tiefgewurzelten Ueberzeugungen, als einzig nachhaltiger Quelle der Pflicht, zu sagen und predigte die Religion der Humanität, wie etwa Gellert in Deutschland kurz vorher die religiöse Aufklärung in poetischer Form gepredigt hatte. Die schwache Seite dieser Apologie der Tugend und eines Evangeliums vorwiegend praktischer Lebensweisheit fühlte die gegnerische Kritik denn auch bald heraus, zuerst die von Rivarol, dessen Name bei jenem Anlaß zuerst an die Oeffentlichkeit trat, und der Necker's Argumentation als die des Utilitariers brandmarkte, der Tugend als die beste Finanzspekulation empfiehlt und zwar „im ministe-

riellen Styl", für welchen Necker das Erfinderrecht beanspruchen dürfe. Der Titel allein, meint er unbarmherzig genug, beweise, wie verfehlt der Inhalt des Buches sei, denn weder Religion noch Moral könne man als bloße Meinungen bezeichnen; nicht darum handle es sich, ob sie nützlich, sondern darum, ob sie wahr seien; was man selbst nicht glaube, dürfe man Andern nicht lehren. Dem Deismus von Necker hält er das Verdikt von Pascal entgegen: „Dieser", schließt er, „würde Ihre, dem Gebiet der Natur entnommenen Beispiele weit von sich gewiesen haben, denn Gott war ihm weniger wahrscheinlich als Jesus Christus, und besser als den Deisten begriff er den Atheisten". Nach dem Schiffbruch der Religion, zu welchem nichts so sehr als eine ängstlich schwächliche Vertheidigung derselben beitrage, bleibe nichts als die Moral unter dem Schutz der Philosophie [1]). Der geistreiche Voltairianer hatte nicht so Unrecht; als Necker, endgültig von der Politik abgewendet, am Abend seines Lebens im »Cours de morale religieuse« noch einmal religions-philosophische Probleme behandelte, geschah es auf Grund positiv-christlicher Ueberzeugungen, die zu seinem früheren Standpunkt nicht als Gegensatz, sondern als Fortschritt sich verhalten.

Damals, in Coppet, war er noch ganz vom Wunsch beherrscht, seine öffentliche Thätigkeit wieder aufzunehmen, und es bedurfte nur des Erscheinens früherer Bekannten oder Amtsgenossen, um diesen Wunsch bis zu peinlicher Lebhaftigkeit zu steigern. Eines solchen Zwischenfalles erwähnt Fräulein Necker bei Gelegenheit des Besuchs von de Lessart, dem spätern Minister Ludwig's XVI., der im Ruf eines geschickten Finanzmannes stand und als solcher Necker's erste Verwaltung energisch unterstützt hatte, und des Sohnes vom Marschall de Castries, der 1789 unter die freisinnigen Deputirten zählte. „Die Anwesenheit ehrgeiziger Menschen", schrieb sie nach dem Abschied

[1]) Rivarol, Deux lettres a Monsieur Necker. Oeuvres complètes, II. Caro, Rivarol et la société française. Journal des Savants, Sept.—Nov. 1883. Grimm et Diderot, Correspondance littéraire, XIV, 107.

der Gäste in ihr Tagebuch, „vermag mein Vater nicht zu ertragen; über dem Eingang zu unserem Hause sollten die Worte stehen: ‚Hier werden nur Zurückkehrende beherbergt'. Muß ich es mir bekennen? Ach ja, ich fürchte es, mein Vater liebt es nicht, an den Verlust gemahnt zu werden, den er noch immer beklagt; wie könnte das auch anders bei ihm sein, der so gut weiß, was er zu leisten vermag... Eine herrliche Laufbahn, bei welcher die öffentliche Meinung ihn ermuthigen würde, Erfolge, die seinem Herzen schmeicheln müßten, weil sie die Wohlfahrt eines Volkes zum Zweck, Gegenwart, Zukunft, Frankreich, Europa zum Schauplatz der Thätigkeit hätten! Wohl dachte ich, daß sein Werk ihm Ersatz dafür bieten könne, ich sagte ihm, daß, nachdem er die Menschen belehrt und ihnen gezeigt habe, was er zu leisten vermöge, das Brachliegen seiner Kräfte ihm weder Kummer noch Gewissensbisse verursachen sollte; aber die Entwickelung seiner Ideen, die gewonnene genaue Kenntniß der Hülfsquellen Frankreichs und des Elends der Nation hatten ihn erst recht die Qualen des Tantalus empfinden lassen. Er sieht das herrlichste Gebäude stürzen, ohne daß seine Hand es aufzuhalten vermag. Dieses Gefühl will er sich selbst nicht bekennen, und ich folge seinem Beispiel; seine frühere Stellung erscheint uns wie eine untreue Geliebte, wir reden nur Schlimmes von ihr; aber wenn sie wiederkehrte, würden wir bald anders sprechen . . . ."

„In Coppet war mein Vater am glücklichsten; dort athmet man Unabhängigkeit. Angesichts jener dem Himmel zustrebenden Berge erscheinen alle ehrgeizigen Wünsche so gering; dort sind die Menschen glücklich. Zwischen ihnen und Frankreich erhebt sich ein ungeheurer Wall. Das Vaterland, das man in der Kindheit verlassen hat, ruft das Glück und den Frieden jener Tage ins Andenken zurück, man hat es früh mit einem andern vertauscht; man kehrt an der Schwelle des Alters wieder, und was dazwischen liegt, erscheint wie ein ferner Traum. In der Jugend verlangt man von der Zukunft, der Gegenwart

möglichst unähnlich zu sein; im reifen Alter fürchtet man Alles, was man nicht kennt. In der Schweiz rufen die Menschen meinem Vater keinen Begriff der Macht oder Größe in die Erinnerung zurück, denn diese sind ihnen selbst dem Namen nach unbekannt geblieben, während die Gesellschaft in Frankreich nichts anderes schätzt als sie. Der Ruhm ist in der Entfernung sichtbar, in der Nähe aber wirkt nur die Macht; der Glanz eines bedeutenden Wirkens, der schriftstellerischen Thätigkeit, verlangt andere Perspektiven. In der Gesellschaft leidet das, was wir sind, unter der Erinnerung dessen, was wir waren; ein Minister außer Amt gleicht einer Frau, die schön gewesen ist und wünschen muß, fortan mit Solchen zu leben, die sie nicht in ihrer Jugend gekannt haben".

Das Lob der Einsamkeit von Coppet kehrt noch öfters und mit allen möglichen Varianten wieder; immer aber heißt es zum Schluß, wenn von Necker die Rede ist, doch wieder in einer oder der andern Form: „Wie schön wäre es, wenn man ihn von hier abrufen würde, um Frankreich wieder zu regieren". Für Frau von Staël nicht nur, sondern schon für Fräulein Necker war dieses reizende Idyll der Schweizer Berge, auf dem noch, frisch wie Morgenthau, der Zauber der Neuen Héloise ausgegossen lag, ein Verbannungsort, aus dem sie sich hinweg unter die Menschen und in das Weltgetümmel zurücksehnte. „Mich ergriff eine tödtliche Angst, mein Vater möchte sein Leben in Coppet zubringen", schreibt sie das erste Mal, wo sich diese Abneigung für das Leben auf dem Lande bei ihr ausspricht, „möge er es mir verzeihen, aber mein Vorrath von Erinnerungen ist noch nicht für den Rest meiner Tage ausreichend; weder Illusionen noch Vergnügungen sind es, denen ich nachstrebe, aber mein Herz, das ihn anbetet, würde doch zittern, sollte die Thür sich auf immer hinter uns drei Menschen schließen. Vielleicht genügt eine kurze Spanne Zeit, um mir die Einsamkeit erträglich zu machen. Sollte ihn ein grausames Schicksal vereinsamen, ich würde mich ganz und augenblicklich für ihn opfern,

jeden andern Wunsch aus meiner Seele verbannen und einen Moment des Glücks für ihn mit lebenslangen Entbehrungen erkaufen" [1]).

Was aber sonst ging in jenen Tagen in der Seele des jungen Mädchens vor? Außer ihren Erstlingsarbeiten sind spärliche Tagebuchfragmente das Einzige, was vor ihrer Verheirathung darüber Aufschluß gibt, und in diesen herrscht meistens eine melancholische Stimmung vor. „Es fällt mir schwer, des Morgens, nach dem Erwachen, mein Tagewerk wieder aufzunehmen", heißt es an einem, in jene Zeiten fallenden 21. Juli; „das ist kein gutes Zeichen, wenn man das Bild und Gleichniß des Todes dem Leben vorzieht. Oft bebe ich vor dem Schlaf zurück; wenn Körper und Seele zugleich unempfindlich werden, scheinen sie ein gleiches Loos zu theilen. Aber nein, nein! das Bewußtsein und mit ihm die moralische Existenzbedingung bestehen fort ....". Ein anderes Mal beginnt ihre Aufzeichnung folgendermaßen: „Welches schreckliche Schauspiel zeigt sich beim Erwachen meinem Blick! Von meinem Bett aus sehe ich im Hof, vor der Behausung der Todten, den Sarg derselben mit einem weißen Tuch bedeckt stehen; sie selbst ist es, in eigener Gestalt, mit den wohlbekannten Zügen. Was ist denn geschehen, und wie können die Ihrigen sich entschließen, sie der Erde zu übergeben? — Ich sehe noch die gute Frau in ihren bäuerlichen Gewändern, lebensfroh, kräftig, heiter, ohne Zagen vor der Zukunft, mit fünfzig Jahren seit nur acht Monaten einem jüngern Manne angetraut, der sie liebte, und für den sie die gleiche Neigung empfand; diese Wiederkehr des Frühlings zur Herbstzeit des Lebens schien sie zu beglücken, weicher für die Unglücklichen, besser für Alle zu stimmen; das Glück verklärte sie mehr als der Schmerz es zu thun vermocht hätte. Da kam eine ansteckende Krankheit, die Pocken, und streckte sie nieder; es erschüttert alle Sinne, den Tod da Einkehr halten zu sehen,

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 178.

wo man das Leben walten sah. Ueber ihrer Wohnstube ist eine Uhr; während ich sie im Todeskampf wußte, sagte ich mir bei jedem Stundenschlag: ‚das ist der letzte; nun tritt eine Seele vor ihren Schöpfer hin und wird inne werden, was den größten Geistern unbekannt ist'. Welches Bild der Zerstörung und des Schreckens ist doch der Tod, der Tod im allgemeinen; der ihrige nicht, denn ein liebender Blick, eine tröstliche Hoffnung ist Alles, was er zurückruft; aber der Tod geliebter Menschen! O Gott, wenn schon die Gedanken davor zurückbeben, was muß das Herz dabei empfinden? Man müßte es erleben, die Boten der Vernichtung unsere geliebten Todten berühren zu sehen? Man müßte sie unter Trauergesängen heraustragen lassen, ohne sie durch einen Schrei der Verzweiflung wieder ins Dasein rufen zu können! Jeder Glockenton verkündete ihren Gang zum Grabe, und ihr entsetzliches Schweigen würde sagen, das Alles vorüber ist? Nein, solche Schreckniſſe sind, wenn empfunden, nicht zu überleben. Höchstes Gut der Vorsehung, Möglichkeit des Sterbens, du beruhigst allein. Wohin würde ich vor solchen Qualen fliehen, wenn ich unsterblich wäre? Der Gedanke meiner eigenen Auflösung versöhnt mich allein mit jener der Menschen, die mir theuer sind. Nur, wenn der Augenblick der Trennung gekommen ist, dann verleihe mir ein gnädiges Geschick, zuerst zu scheiden; auch nur ein Moment des Ueberlebens würde entsetzliche Schmerzen in sich schließen. Mein Dasein ist mit der Existenz von Wesen verknüpft, deren Lebensfrist aller Wahrscheinlichkeit nach schneller abläuft als die meine. O mein Gott, ich beschwöre Dich, erhöre die aufrichtigste Bitte, die je meiner Seele sich entrang; erspare mir den Jammer, den ich nicht zu nennen wage; verzeihe, wenn ich, um zu Dir zu gelangen, Hand an Dein Werk legte!"

Diese Ergüsse einer überreizten Phantasie tragen das Datum des 28. Juli; am folgenden Tage haben die erhaltenen Eindrücke sich noch nicht abgeschwächt, und mitten in der Sommerpracht kehren dieselben düstern Visionen wieder: „Gestern Abend",

ſchreibt das junge Mädchen weiter, „hatten wir ein entſetzliches Gewitter. Die Natur wirkt mächtig auf mich ein; alle Mittel menſchlicher Kunſt ſind unvermögend, ähnliche Eindrücke zu erzielen. Wir ſind der Zweck der Natur; das ſagt uns die Macht, die ſie über uns hat. Ich war allein, ich hörte nur das Geräuſch des Gewitters, ſonſt herrſchte Stille, und tiefe Melancholie beſchlich mich; ich hörte den Regen in Strömen herabkommen, Blitz und Donner mahnten mich an die Allmacht Gottes und an meine eigene Gefahr. Ein Gefühl des Vertrauens lenkte mich nach Oben, und um mich noch mehr zu beruhigen, erwog ich alle Gründe, die mir den Verluſt des Lebens gleichgültig erſcheinen laſſen konnten. Verhängnißvolle Erwägungen, wenn der Tod ſie nicht abſchließt! Ich war ergeben, allein da mein Muth aus Empfindungen geſchöpft iſt, war ich doch zugleich in Thränen aufgelöſt; es ſchien mir, während ich ſo in Träumen mich verlor, als ob die Anſteckung mich ergriffen habe. Durch die Pocken zu Grunde gehen, flößte mir Entſetzen ein; das ſchloß die Nähe der Geliebten, den Reiz des Todes, das Glück der letzten, feierlichen, ſüßen Abſchiedsworte aus. O das Bewußtſein, ſie, die man liebt, zum letzten Mal zu ſehen, drängt alle Empfindungen des Lebens in ein höchſtes Gefühl zuſammen. Welches Unglück, wenn die Krankheit den Sinn umnachtete, unſer ganzes Weſen veränderte! Wenn wir plötzlich da kalt wären, wo wir anzubeten pflegten, und Liebe zur Gleichgültigkeit würde? Ich weiß, daß es ſchwach und unrecht iſt, vom Delirium der Sterbenden einen Eindruck davonzutragen, aber der Schmerz iſt von der Erinnerung an das letzte Lebewohl unzertrennlich .... Und dann fürchte ich dieſe heilloſe Krankheit, weil ſie entſtellt; die Züge würden den Gedanken nicht mehr wiedergeben, die Augen diejenigen nicht mehr ſehen, die ſie am meiſten geliebt haben, der Blick nicht mehr ſprechen, wenn die Lippen ſich geſchloſſen, die Freundeshand nicht mehr die letzten Schläge des Herzens wahrnehmen können, das ſo heiß liebte und wieder geliebt wurde. Und wie entſetzlich, mit

dem Bewußtsein zu sterben, daß das tödtliche Gift auf Andere übergegangen ist; man will beweint, aber überlebt werden. Wir sterben nicht, wenn wir diejenigen, die wir lieben, hier zurücklassen; wir entgehen der Vernichtung, aber selbst die Schrecken des eigenen Todes mäßigen die Vorstellung vom Tode Derer nicht, die wir lieben" [1]).

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn Diejenige, deren Einbildungskraft und Gemüth sich in solchen Bildern erschöpften, der eigenen Jugend gedenkend, in die Worte ausbricht: »ce temps si faussement vanté, ce temps de passions et de larmes!« Dem geheimnißvollen Werden des Talents, wenn die Natur, um mit Herder zu reden, einen Akkord anschlägt, gehen solche Stürme voraus, Visionen, die weder ganz verstanden, noch ganz erkannt werden können, bis sie, in geweihter Stunde, zu Idealbildern sich gestalten, die fortan „Werther", oder „Posa", oder „René", oder „Delphine" und „Corinna" heißen. Ob im Herzen des jungen Mädchens noch ein anderes Gefühl erwacht war, darüber findet sich nur eine, viele Jahre später einem Deutschen gegenüber von ihr gemachte Andeutung, welche das Loos Solcher, die nicht frei über sich verfügen können, beklagte und als „ihre erste und einzige Liebe einen Mann, der, da sie noch Mädchen war, umsonst um sie geworben habe" [2]), nannte. Er sollte in ihrem Leben wieder auftauchen; es war der Graf Louis de Narbonne, dessen bereits 1782 geschlossene Verbindung mit einer Andern die angedeutete Episode in Fräulein Necker's sechzehntes Jahr verwiese.

Einen Theil des Winters von 1785 verbrachte die Familie wegen der Gesundheit der Madame Necker in Montpellier, wo die berühmte medicinische Fakultät Kranke aus allen Ländern anzog. Die einzige Erinnerung an diesen Aufenthalt findet sich

---

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 65—70, Auszüge aus dem Tagebuch von Fräulein Necker.

[2]) Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Justus Erich Bollmann, I, 1—33.

[illegible] Schweden [illegible], welche die Familie Necker [illegible] schildert[1]. [illegible] Fräulein Necker [illegible] correspondirte [illegible] in Paris [illegible] und einheimische Gäste. [illegible] Sir John Sinclair erinnerte sich dankbar des [illegible] Mädchen durch den Vortrag [illegible] während die nicht leicht zur [illegible] von Sabran, deren Andenken die Veröffentlichung einer der anziehendsten Correspondenzen des [illegible] jüngst wieder aufgefrischt hat, nicht weniger anerkennend erzählt, wie sie dieser übersprudelnden Laune nicht zu widerstehen vermocht habe[3].

Die Rückkehr nach Paris brachte nun auch Pläne zur Reife, die seit geraumer Zeit mit der Persönlichkeit von Fräulein Necker in Verbindung standen.

Seit den Tagen Ludwig's XIV. und der nordischen Allianz erfreuten sich die Schweden in der französischen Hauptstadt einer Popularität, zu welcher die Politik nur den Anstoß gegeben hatte. Zwar schätzte man immer noch in ihnen die Verbündeten von Richelieu und der französischen Krone, die ihrerseits die schwedischen Subsidien als einen mehr oder minder ständigen Posten in ihrem Budget fortführten, aber unabhängig davon waren die Schweden in Paris als feine, angenehme Weltleute und ritterliche Soldaten gern gesehene Gäste. Die diplomatischen Vorgänger des Grafen Creutz hatten das Ansehen ihrer Stellung durch persönliche Eigenschaften und diplomatische Gewandtheit zu erhöhen gewußt; in gutem Andenken stand besonders Graf

[1]) Gaullieur, Études sur l'Histoire de la Suisse française, 300. Mr. de Salgas à Madame de Charrière.

[2]) Sir John Sinclair, Correspondance, I, 153—154.

[3]) E. de Magnieu et H. Prat, Correspondance de la Comtesse de Sabran, 254.

Sparre, Gesandter am Hofe Ludwig's XV. während der ersten Hälfte seiner langen Regierung und nicht minder wegen seiner männlichen Schönheit als wegen seines Geistes bewundert. Bei Gelegenheit einer großen Tafel, zu welcher alle Gesandten geladen waren, hatte ihn der König mit den Worten interpellirt: „Herr von Sparre, Sie bekennen sich nicht zum selben Glauben wie ich, das ist mir leid, denn im Himmel werde ich Sie nicht wiederfinden", worauf der Angeredete schnell gefaßt erwiderte: „Um Vergebung, Sire; mein königlicher Herr hat mir befohlen, Ihro Majestät überall hin zu begleiten" [1]).

In Schweden pflegte man die Philosophie von Descartes, die französische Literatur, Kunst und Industrie und blickte nach Paris wie nach einem andern Mekka. Eine Störung erlitt das gute Verhältniß zwischen beiden Ländern erst dann, als die aristokratische Partei seit 1720 in Stockholm die politische Macht an sich riß und jene der Krone unter einem schwachen Monarchen deutschen Ursprungs beeinträchtigte, der zu sagen pflegte, er ziehe es vor, Tambour in Deutschland als König in Schweden zu sein. Die Demüthigungen, die er widerstandslos hinnahm, weckten dafür in seiner Gemahlin, Luise Ulrike, der Schwester des großen Friedrich, den um so festeren Entschluß, in ihrem Sohn, Kronprinz Gustav, der als König Gustav III. sein sollte, einen Rächer für alle von den übermüthigen schwedischen Edelleuten erduldete Unbill zu finden: „Erinnere Dich wohl", schrieb sie an den Kronprinzen, als er 1770 über Deutschland den Weg nach Paris einschlug, „erinnere Dich wohl, daß wir die größten Bettler in Europa sind, und daß es in meinem Heimathland keinen kleinen Fürsten gibt, welcher nicht schönere Möbel, schöneres Silbergeschirr, anständigere Bedienung hätte; bei uns ist all' das geringe Vermögen, welches vorhanden ist, in den Händen der Geistlichen und der Bauern. Der Adel, welcher in allen Ländern der Welt vor der Noth

[1]) Geffroy, Gustave III et la Cour de France, II, 83.

gesichert sein muß, ist hier zu Grunde gerichtet und dazu unvernünftig genug, sein einziges Hülfsmittel zu verkennen; vielmehr erkauft er für 2—3000 Thaler in Parteiengeldern sich seinen Untergang und opfert in jedem Reichstag seine Privilegien und seine Stimmen an die Meistbietenden auf. Das ist ein schauderhaftes Gemälde. Mache selbst die Vergleichung! Du wirst sagen: Mama ist übler Laune; aber wer würde es nicht in diesem Lande sein, in welchem man vor Ueberdruß stirbt, in welchem nur von Politik geschwatzt wird und nach allem Schwatzen kein Beschluß erfolgt" [1]).

Der vierundzwanzigjährige junge Mann, an welchen diese bitteren Worte sich richteten, war nach französischer Art, aber im Sinn der herrschenden Partei gebildet worden; nach vollendeter Erziehung urtheilte man von ihm, sein Herz sei eben so leer als sein Kopf [2]), und machte ihn dann durch eine erzwungene Heirath unglücklich. Zeitlebens in Unfrieden mit Mutter und Gattin, sittenlos, oberflächlich, aber klug, berechnend, kühn und vor Allem entschlossen, der Sicherheit des Throns und Selbstständigkeit des Reichs jedes, auch das Opfer des Lebens zu bringen, das war seinen wesentlichen Charakterzügen nach der junge Prinz, der in der Absicht nach Paris kam, durch den Einfluß von Choiseul die gestörten Beziehungen zu Frankreich wiederherzustellen; als er in der Hauptstadt eintraf, war dieser Freund gestürzt, und Alles schien für den jungen Fürsten in Frage. Da starb sein Vater unerwartet, im Februar 1771, und Gustav war König. Er verließ Paris nicht, ohne mit dem neuen Ministerium Ludwig's XV. ein Uebereinkommen getroffen zu haben, welches dahin lautete, daß Frankreich die sistirten Subsidien an Schweden vom Augenblick an wieder leisten werde, wo ihm die Wiederherstellung der Macht der Krone gegen eine übermächtige, der französischen Allianz abgeneigt gewordene

[1]) Geijer, Gustav's III. nachgelassene Papiere, II, 5.

[2]) Geffroy, Gustave III et la Cour de France, I, 97. Léouzon Le Duc, Gustave III, roi de Suède. Paris 1861.

Ariſtokratie gelungen ſei; dieſe Bedingung wurde am 19. Auguſt 1772 erfüllt. Guſtav III. vollführte ſeinen Staatsſtreich, ohne daß ein Tropfen Blut vergoſſen wurde, und begegnete ſeinen Ständen mit dem Entwurf von drei Conſtitutionen in der Taſche, von denen diejenige, die ihm als die paſſendſte erſchien, vor Ablauf einer Viertelſtunde beſchworen war. Von einem neueren Hiſtoriker iſt ihr das Lob geſpendet worden, ſie habe die Schweden vor dem Schickſal der Polen bewahrt [1]).

Der junge König regierte fortan in Stockholm, um in Ferney bewundert zu werden als einer der aufgeklärten Monarchen, „allmächtig für das Gute und nur zum Schlimmen die Hände ſich bindend"; er gewährte Preß- und Cultusfreiheit, unterſtützte die Phyſiokraten, ließ auf Bitten ſeiner franzöſiſchen Freundinnen Dalekarlien mit Kartoffeln bepflanzen und ſeine Hauptſtadt von Pariſer Künſtlern verſchönern [2]); auch ſah es der König gern, wenn junge ſchwediſche Edelleute, unter der Bedingung des Wiedereintritts in ſeine Dienſte, in franzöſiſchen Regimentern Aufnahme fanden. In militäriſcher Beziehung der glänzendſte unter dieſen war Graf Stedingk, ein Altersgenoſſe Guſtav's III., der, wie dieſer 1746 geboren, ihn bis 1837 überleben ſollte; er kämpfte mit ſeinen Freunden Lauzun, Coigny, Talleyrand-Périgord, Vaudreuil, Noailles, Vauban, Ségur, La Fayette den amerikaniſchen Unabhängigkeitskrieg mit und zeichnete ſich bei dem Sturm auf die Feſtung Granada ſo ſehr aus, daß er ſeine Waffenthat in den Pariſern Theatern verherrlicht und ſich ſelbſt als den Helden des Tages fand, als er in Folge einer Verwundung 1780 nach Frankreich zurückkehrte. Es blieb nicht unbemerkt, daß auch Fräulein Necker dieſe Epiſode in einem Gelegenheitsgedicht feierte. Er verließ die Dienſte Ludwig's XVI. und ſein Regiment Royal-Suèdois, um 1787 am Feldzug in Finnland ſich zu betheiligen, aus welchem er als

[1]) Albert Sorel, L'Europe et la Révolution française, I, 65.
[2]) Geffroy, Gustave III et la Cour de France, I, 5.

Feldmarſchall heimkehrte, und nach deſſen Beendigung er als ſchwediſcher Geſandter bei Kaiſerin Katharina nach Petersburg kam, wo er unter ihren Nachfolgern in gleicher Eigenſchaft blieb, und wo auch Graf Joſeph de Maiſtre ihn kennen und ſchätzen lernte[1]). Im Jahr 1774 kam ein jüngerer Landsmann Stedingk's, der neunzehnjährige Graf Johann Axel Ferſen, Sohn des Senators Graf Friedrich Axel, eines der vornehmſten und einflußreichſten Männer von Schweden, und einer Mutter franzöſiſcher Abkunft, aus dem proteſtantiſchen, nach Schweden geflüchteten Hauſe De la Gardie, zum erſten Mal in die franzöſiſche Hauptſtadt; er blieb nur kurze Zeit, wurde jedoch in Verſailles dem König, Madame du Barry und dem ganzen Hofe vorgeſtellt und erhielt von da an den Beinamen des „ſchönen Ferſen". Graf Creutz ſchrieb an ſeinen König, die Haltung des jungen Mannes ſei eine vortreffliche; mit den gewinnendſten Zügen und vielem Verſtand zeichne ihn ein ſeltner Adel der Geſinnung aus[2]). Ludwig XV. verlieh dem Grafen Ferſen ein Offizierspatent im Regiment Royal-Bavière; dieſer kehrte aber erſt 1778 nach Paris zurück und erfreute ſich von da an der ſpäter ſo mißdeuteten Gunſt der Königin Marie Antoinette. Man wollte unter andern bemerkt haben, daß einmal, während ſie am Klavier die Strophe aus der Oper „Dido" ſang:

»Ah que je fus bien inspirée
Quand je vous reçus dans ma cour«,

ihre Blicke mit kaum unterdrückter Bewegung ſich dabei auf Ferſen gerichtet hatten. Wie dieſer die ſchwierige Probe beſtand, berichtete abermals Creutz in einem Brief an den König, dem die ſpäteren Ereigniſſe den Werth eines wichtigen Zeugniſſes zu Gunſten dieſer beiden, den Revolutionen ſo tragiſch ver-

[1]) Graf Biörnstierna, Mémoires du Feldmaréchal Comte Stedingk, 2 Vol. Paris 1844.

[2]) Geffroy, Gustave III et la Cour de France, I, 359. Reumont, Kleine hiſtoriſche Schriften. König Guſtav von Schweden in Aachen, 1780—1791, 319 u. ff.

pfändeten Opfer verliehen haben. Creutz ſchreibt am 10. April 1779: „Der junge Graf Ferſen iſt, ich muß es Ihrer Majeſtät geſtehen, von der Königin ſo gern geſehen worden, daß verſchiedene Perſonen Anſtoß daran nahmen. Ich ſelbſt kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß ſie Neigung für ihn empfand, denn ich habe zu unzweideutige Anzeichen davon geſehen, um es zu bezweifeln. Sein Benehmen unter dieſen Umſtänden verdient Bewunderung, ſo beſcheiden und zurückhaltend hat er ſich benommen, und ſein Entſchluß, nach Amerika zu gehen, entfernte jede Gefahr; aber um einer ſolchen Verlockung zu entgehen, bedurfte er einer weit über ſeine Jahre reichenden Willenskraft. Während der letzten Tage verwandte die Königin die Augen nicht von ihm, und dieſe waren mit Thränen gefüllt. Ich beſchwöre Eure Majeſtät, der Königin und des Senators Ferſen wegen, mir das ſtrengſte Geheimniß zu bewahren. Als die Nachricht ſeiner bevorſtehenden Abreiſe ſich verbreitete, ſagte die Herzogin von Fitz-James zu ihm: ‚Wie, ſo geben Sie Ihre Eroberung auf?‘ ‚Wenn ich eine ſolche gemacht hätte‘, erwiderte er, ‚würde ich ſie nicht aufgeben; ich ſcheide als freier Mann und leider von Niemandem beklagt.‘ Eure Majeſtät werden zugeben, daß eine ſolche Antwort von ſeltener Klugheit und Selbſtbeherrſchung eingeflößt war“ [1]).

Die Erſcheinung des jungen Mannes entſprach der Schilderung ſeines alten Freundes; ſie hatte etwas Edles und Vornehmes; die ſchönen, ſanften, aber melancholiſchen Züge paßten für den Helden eines Romans, „aber keines franzöſiſchen“, wie ein Zeitgenoſſe meint, „denn von dieſem hatte er weder die Kühnheit noch die Zuverſicht“ [2]). Als Dumouriez 1792 in Belgien mit ihm zuſammentraf, habe, erzählt Ferſen ſelbſt, der General, der ihn nur flüchtig grüßte, ſich mit dem Bemerken entſchuldigt,

[1]) Geffroy, Gustave III et la Cour de France, I, 361.
[2]) Duc de Lévis, Souvenirs.

an seinen schönen Zügen hätte er ihn wiedererkennen sollen[1]). Viele Jahre später pflegte Herder den Grafen Fersen als einen der schönsten Männer anzuführen, die er je gesehen; nur meinte er, daß seine Schönheit zu wenig belebt gewesen sei[2]). In Amerika kämpfte Fersen mit Auszeichnung und wurde zum Obersten ernannt, reiste nach seiner Rückkehr mit König Gustav und traf erst 1784 wieder in Paris ein, wo Ludwig XVI. ihm die Obersten-Charge des Regiments Royal Suèdois verlieh. In der dortigen Gesellschaft hatte sich inzwischen ein anderer Schwede, der Baron Erich Magnus von Staël-Holstein eingebürgert, der seit 1776 als Gesandtschaftssekretär dem Grafen Creutz beigegeben war. Der junge Mann, 1749 geboren, entstammte einem alten, schwedischen Geschlecht und war für das Heer bestimmt gewesen, in welchem er bis zum Zeitpunkt seines Uebertritts in die diplomatische Laufbahn diente. Auch Staël hatte daran gedacht, am amerikanischen Krieg, aber auf englischer Seite, sich zu betheiligen[3]); er war ein angenehmer Gesellschafter, klug, strebsam und auf seinen Vortheil bedacht, aber nicht glänzend wie Stedingk oder gewinnend wie Fersen. Dafür verstand er es vortrefflich, sich bei den älteren Pariser Damen, den Freundinnen seines Monarchen, in Gunst zu setzen. König Gustav pflegte seit dem Aufenthalt in Frankreich mit mehreren derselben zu correspondiren und sich von ihnen über die Tagesneuigkeiten und politischen Zwischenfälle berichten zu lassen; die anziehendste unter diesen Damen, die schöne, schwärmerische und geistreiche Gräfin d'Egmont, eine der ersten, der Rousseau die Confessions vorlas, suchte Gustav noch auf ihrem Sterbebett für politische Ideale von Freiheit und Menschenglück zu begeistern. Von dieser poetischen und originellen Erscheinung sehr verschieden war die

[1]) Klinkowström, Le Comte de Fersen et la Cour de France, II, 69, Fersen, Journal, Avril 1792.

[2]) Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen.

[3]) Léouzon Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, Introduction, V.

alte Gräfin de la Marck, deren Exiſtenz bis in die letzten Zeiten Ludwig's XIV. zurückreichte, und die von Paliſſot als die pedantiſche Cydaliſe und Verfaſſerin eines Quartbandes über

». . . . . de l'esprit, du bon sens,
Des passions, des lois et des gouvernements,
De la vertu, des mœurs, du climat, des usages,
Des peuples policés et des peuples sauvages,
Du désordre apparent, de l'ordre universel
Du bonheur idéal et du bonheur réel«

perſiflirt wurde. Einflußreicher und praktiſcher als Madame de la Marck, aber gleichfalls für ein politiſches Ideal entflammt, das ſie in der britiſchen Conſtitution gefunden zu haben glaubte, war Madame de Boufflers, die Freundin von Hume, Jean-Jacques und Guſtav III., den ſie gaſtlich bei ſich in Auteuil empfing; faſt die einzige unter den Frauen ihrer Nationalität und Zeit, die das Ausland aus eigener Anſchauung und gut kennen gelernt hatte. Langjährige Beziehungen zum Prinzen von Conti, der im Tempel reſidirte, trugen ihr den Beinamen »idole du temple« ein; ſie galt für ebenſo wohlwollend als geiſtig überlegen und nahm es nicht übel, wenn Voltaire's geſunde Vernunft, über „alle dieſe Damen, welche die franzöſiſche Conſtitution ſuchten", in den Spottverſen herfiel:

»Mais, Monsieur, des Capets les lois fondamentales,
Et le grenier à sel, et les lois féodales,
Et le gouvernement du Chancelier Duprat« [1]).

Es gelang dem jungen Staël, die Gräfin Boufflers ſo ſehr für ſich einzunehmen, daß Creutz dem König ſchrieb, ſie liebe ihn wie einen Sohn; er fügte ſcherzend hinzu „alle hübſchen Frauen, wie Madame de la Marck und die Marſchallin von Luxembourg (beide über ſechzig Jahre alt), hätten ihm, Creutz, den Untergang geſchworen, wenn er ſich Staël's nicht annehme". Welcher Art die Protektion war, deren letzterer bedurfte, bezeichnete die weitere

[1]) Voltaire's Satyre, Les Cabales, 1772.

Boufflers und ihres Schützlings scheinen endlich geneigtes Gehör gefunden zu haben. Gustav III. gab seiner Freundin die Versicherung, im Fall eines Wechsels seiner diplomatischen Vertretung in Paris werde er einen bevollmächtigten Minister dort ernennen und diesen Posten keinem andern als dem Baron Staël verleihen, der im Juli 1782 hocherfreut für diesen Beweis königlicher Gnade dankte. Im folgenden Jahr trat die vorhergesehene Veränderung ein, indem Creutz, zum Kanzler und Minister des Aeußern ernannt, nach Schweden zurückkehrte; zugleich aber erfuhr Staël eine neue, bittere Enttäuschung, da der König, seines Versprechens uneingedenk, entschlossen schien, seinen persönlichen Freund und Vertrauten, den Baron Taube, für Paris zu ernennen. „Meine Lage ist schrecklich", schrieb der verzweifelte Staël, „nichts kann mich vom Verderben retten, wenn es Euer Majestät nicht gefällt, den Beschluß zu ändern, der mein Unglück besiegelt. Sollte er nicht zurückgenommen werden, so bleibt mir nichts übrig, als mich in den verborgensten Winkel der Erde zurückzuziehen, von wo ferner meine Bitten und Klagen nicht gehört werden sollen, und wo ich das Schicksal werde zu Rede stellen können, warum es mich als den einzigen Unterthan Eurer Majestät geboren werden ließ, den es zum Unglück bestimmte."

Die Dinge standen nicht ganz so schlimm, wie dieser Brief sie darstellt, denn zu Gunsten Staël's war noch eine Vermittlung thätig, die endlich doch den Ausschlag gab, die der Königin nämlich. Als Dauphine hatte sie es dem Schwedenkönig 1771 übel vermerkt, daß er, um seine Absichten zu erreichen, es nicht verschmäht hatte, bei Madame du Barry zu erscheinen und ihrem Schoßhündchen ein kostbares Halsband zu überreichen; seitdem aber waren die Beziehungen zwischen ihr und Gustav III. sehr freundschaftlich geworden, und Marie Antoinette sah die schwedischen Edelleute alle gern an ihrem Hof. Sie war es, die den Wunsch zu erkennen gab, eine Verbindung zwischen Graf Stedingk und Fräulein Necker ins Werk zu setzen; dabei

blieb es jedoch, weil Stedingk, seine Freiheit vorziehend, nicht auf denselben einging[1]). Aber auch der Baron Staël stand in ihrer Gunst, und bereits 1781, in einem Billet an König Gustav, sprach sie die Hoffnung aus, ihn bleibend in Paris zu behalten. Jetzt, im März 1783, wurde sie auf die Sache zurückzukommen vermocht[2]), und Creutz schrieb an seinen Souverän, lediglich in dessen eigenem Interesse wage er, ihn zu erinnern, daß eine ernste Mißstimmung des französischen Hofs zu befürchten sei, wenn die der Königin bereits einmal in Aussicht gestellte Ernennung von Staël nun doch nicht erfolge. Gustav war indessen nach Italien gereist und konnte, weil die eigenen Einkünfte seiner Prachtliebe nicht genügten, französische Subsidien weniger als je zuvor entbehren. So wenig die Ernennung Staël's seinen eigenen Absichten entsprechen mochte, gestand er sie jetzt doch der Königin zu, und bevor das Jahr 1783 zu Ende ging, war Staël Geschäftsträger, dann bevollmächtigter Minister und endlich nach dem damals üblichen Brauch Gesandter auf sechs Jahre und stand so hoch in der Gnade von Versailles, daß Creutz äußerte, er selbst habe während seiner langen Amtsführung gleiche Gunstbezeugungen weder von Ludwig XVI. noch von der Königin erfahren[3]). Aus Florenz schrieb Gustav seinem neuen Gesandten: „Wenn Sie Fräulein Necker heirathen, werden Sie der reichste Edelmann Ihres Landes sein und wie Cäsar sprechen können: ‚besser der erste dort, als in Rom der zweite!'" Und etwas später: „Suchen Sie die Verhandlungen zum glücklichen Abschluß zu bringen, dann werde ich selbst zur Unterzeichnung Ihres Ehekontraktes nach Paris kommen"[4]). Mit andern Worten, der König hatte das Seinige gethan und erwartete um so un-

[1]) Geffroy, Gustave III et la Cour de France, I, 355.

[2]) Geffroy, I, 373, 376, 573. Léouzon Le Duc, Correspondance du Baron de Staël, Introduction, VIII.

[3]) Léouzon Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, Introduction.

[4]) Geffroy, Gustave III et la Cour de France, I, 379 u. II, 412.

geduldiger, daß nun auch die Gegenbedingungen erfüllt würden; Staël aber war nicht am Ende seiner Prüfungen angelangt. Als sein Souverän im Mai 1784 wirklich in Paris eintraf, lag kein Ehekontrakt zur Unterzeichnung bereit; die Familie Necker war in der Schweiz und schien, der langen Verzögerungen müde, auf das Erreichte nicht mehr denselben Werth zu legen. Der Aufenthalt des Königs aber kostete seinem Gesandten die runde Summe von 200,000 Livres. In diesem peinlichen Augenblick trat Gräfin Boufflers noch einmal vermittelnd ein, um die Situation für ihren Freund Staël zu retten; sie wandte sich wiederholt nach Coppet und ruhte nicht, bis sie von dort die endgültigen Bedingungen erhielt, unter welchen die Familie Necker auf das Heirathsprojekt mit Staël zurückkommen zu wollen erklärte. Diese Bedingungen, vom 21. Mai 1784 datirt, waren:

1. Zusicherung der schwedischen Gesandtschaft in Paris für Staël auf Lebenszeit.

2. Eine Pension von 20,000 Livres, falls unvorhergesehene Ereignisse ihn dieser Stellung berauben sollten.

3. Der Grafentitel, besonders deshalb, damit die künftige Baronin von Staël nicht mit einer berüchtigten Dame desselben Namens verwechselt werde.

4. Das feierliche Versprechen von Seiten Staël's, seine Gemahlin nur auf kürzere Zeit, und nie ohne ihre Einwilligung, nach Schweden zu führen.

5. Die Verleihung des Nordsterns an den Gesandten.

6. Eine bestimmte Meinungsäußerung der Königin Marie Antoinette zu Gunsten dieser Heirath.

Während die Bedingungen, deren Erfüllung von König Gustav abhing, an ihre Adresse gelangt, ihrer Erledigung harrten, beschwor das widrige Schicksal neue Gefahren für Staël. Es meldete sich im Lauf des Jahres 1785 kein geringerer Freier als ein deutscher Fürst, Georg August von Mecklenburg, Bruder des regierenden Herzogs, ein Mann von vierzig Jahren, dessen

Werbung übrigens einen nicht weniger geſchäftlichen Charakter als Necker's Bedingungen für das Projekt Staël trugen. Er erklärte „als Nachgeborner und ſeit zwanzig Jahren einfacher Major in kaiſerlichen Dienſten, eine beträchtliche Schuldenmaſſe angehäuft zu haben". Zu ſeinen Gunſten konnte er anführen, daß der Bund mit ihm Fräulein Necker mit dem König von England verſchwägern würde. Necker antwortete, wegen Verheirathung ſeiner Tochter bereits Verhandlungen eingeleitet zu haben, deren Ergebniß abzuwarten ihm Loyalität und Zartgefühl zum Gebot machten, und vom deutſchen Fürſten war nicht weiter die Rede[1]). Indeſſen, da keine Heirath mit Staël zu Stande zu kommen ſchien, dachte Ferſen doch vorübergehend daran, als Bewerber um Fräulein Necker's Hand aufzutreten; er lebte ſeit des Königs Rückkehr nach Schweden wieder in Paris, als Oberſt ſeines franzöſiſchen Regiments und nach wie vor Liebling der Geſellſchaft und des Hofes. Guſtav III. war in Malmö, als das Gerücht von dieſem neuen Projekt bis zu ihm drang. Wie gern er auch jetzt noch die Erfüllung desſelben geſehen hätte, ſagt ein Brief von ihm an Ferſen, vom Juni 1785: „Wenn ich den Zeitungen glauben ſoll", ſchrieb er, „ſo ſtehen Sie auf dem Punkt, eine große Heirath zu machen, die dem armen Staël nicht gelingen zu wollen ſcheint. Das ſollte mich nicht wundern. Es beſtehen hundert Gründe für Herrn Necker, Ihnen, lieber als irgend Jemanden ſonſt, ſeine Tochter zu geben, und unter dieſen iſt das große, Ihnen in Ausſicht ſtehende Vermögen wohl nicht der letzte in den Augen eines Bankherrn; doch muß ich die Sache noch bezweifeln, weil Ihre geringe Neigung für den Eheſtand und Ihre Vorliebe für Engländerinnen mir bekannt ſind" [2]). Wir kennen den Grund dieſer Anſpielung. Vor ſeiner Abreiſe nach Amerika war eine Heirath zwiſchen Ferſen und einem ſehr reichen Mädchen, Fräulein

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 75—76.

[2]) Léouzon Le Duc, Correspondance du Baron de Staël. Introduction, XIV.

von Beijöl, beſprochen worden, deſſen Vater in England ſich hatte naturaliſiren laſſen[1]). Aber der König behielt Recht; Ferſen freite nie. „Sie werden bereits geſehen haben", ſchrieb er ſeinem Vater, „warum der Gedanke, den ich in Bezug auf Fräulein Necker hegte, nie hätte zur Ausführung kommen können, auch für den Fall nicht, daß Sie demſelben Ihre Zuſtimmung gegeben hätten, und zwar wegen meines Freundes Staël, dem er vollſtändig und viel beſſer als mir entſpricht. Nur Ihnen, lieber Vater, zu Gefallen, hatte ich daran gedacht und bin nicht im geringſten ärgerlich, daß es nicht gelang"[2]). Dem König ſelbſt blieb jetzt nichts mehr übrig als nachzugeben.

Im Verſailler Frieden hatte auch er ſeine Bedingung geſtellt und als Gegengabe für Staël's Geſandtſchaftspoſten die längſt von Schweden gewünſchte Antilleninſel Tabago verlangt; er erhielt ſtatt deſſen, durch die Verſailler Convention vom 1. Juli 1784, die bis dahin franzöſiſch geweſene Inſel Saint-Barthélemy und gewährte nun endlich ſeinem Geſandten, was Necker für dieſen begehrte, mit Ausnahme jedoch des Grafentitels und der Garantie ſeines Poſtens auf Lebenszeit. Letzterer ſollte ihm, verſprach der König, nach Ablauf von ſechs Jahren noch auf weitere ſechs Jahre geſichert ſein. Wer konnte damals ahnen, daß dieſe Friſt viel länger als die franzöſiſche Monarchie ſelbſt währen würde[3]). Hocherfreut ſchrieb jetzt Madame de Boufflers ihrem königlichen Freund, ſie bekenne, daß die Sache ſie nicht nur lange beſchäftigt, ſondern auch oft ermüdet habe. „Die erſten Vorſchläge", ſagt ſie, „habe ich vor fünf Jahren gemacht und ſeit drei Jahren nicht aufgehört, ſie ſchriftlich und mündlich zu wiederholen; ſo hoffe ich denn, daß die reiche Heirath ſich

[1]) Klinkowström, Le Comte de Fersen et la Cour de France, Introduction.

[2]) Klinkowström, Le Comte de Fersen et la Cour de France. Introduction, XXXIX.

[3]) Geffroy, Gustave III et la Cour de France, I, 377 u. II, 41. Léouzon Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël. D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 70—75.

nicht ohne Vortheil für Schweden erweiſen werde“ [1]). Am 16. October 1785 ſchrieb Ferſen abermals an ſeinen Vater, endlich ſei die Sache entſchieden und er ſelbſt entzückt über das „glänzende Geſchäft“, das Staël dabei mache. In dieſem Brief erwähnt er, daß Fräulein Necker letzterem vor Pitt den Vorzug gegeben habe, und ſchließt: „Ich habe ſie vor einigen Tagen geſehen, ſie iſt nicht ſchön, im Gegentheil; aber ſie hat viel Verſtand, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, iſt ſehr wohl erzogen und voll Talent. Am 10. oder 15. nächſten Monats ſoll die Hochzeit ſein“. Soweit Ferſen. Die Politik that ſpäter, was die Liebe nicht zu thun vermocht hatte, und entzweite den ritterlichen Verehrer der Königin von Frankreich mit ſeinem Jugendfreund und deſſen Gattin.

Die Heirath erlitt durch eine Krankheit, die Fräulein Necker während des Herbſtes befiel, eine neue Verzögerung, und die letzte Schwierigkeit dieſer wie eine Staatsaktion behandelten Angelegenheit bildete die vom immer pünktlichen Necker verlangte Herbeiſchaffung von Staël's Taufſchein: „Ich wußte, mein Lieber“, ſchrieb Guſtav, als er davon hörte, „daß man liebenswürdig, von angenehmem Aeußern und Geſandter ſein müſſe, um Fräulein Necker's Gatte zu werden; das aber wußte ich nicht, daß es noch dazu nothwendig ſei, ein guter Chriſt, und zwar mit Brief und Siegel zu ſein. Hätten Sie ein Wort davon geſagt, ſo würde ich Ihnen ein Zeugniß darüber ausgeſtellt haben, das nicht minder gültig als jenes ihres Pfarrers geweſen wäre, da ich Papſt in meiner Kirche bin. Dafür wußten Sie nicht, daß es nie zu einer Heirath zwiſchen Fräulein Necker und Ihnen gekommen wäre, wenn Sie beide zehn oder zwanzig Jahre früher das Licht der Welt erblickt hätten, denn damals gab es in ganz Schweden keinen Taufſchein; die Sitte iſt erſt vor kurzem eingeführt worden“ [2]).

---

[1]) Geffroy, Gustave III et la Cour de France, I, 378.

[2]) Ebendaſelbſt, I, 381 und Appendix II, 412.

Eine Verbindung, die so vollständig den herrschenden Anschauungen und Lebensgewohnheiten entsprach, hätte, so sollte man glauben, das Paris jener Tage derselben geneigt stimmen sollen; das war aber nach einer Aeußerung der durch zahlreiche Correspondenzen unterrichteten Kaiserin Katharina nicht der Fall, vielmehr „alle Welt der Meinung, daß Fräulein Necker sehr schlecht verheirathet worden sei“ [1]).

Marmontel nennt sich als den ersten, dem der Gedanke an das Staël'sche Heirathsprojekt aufgeleuchtet sei, und Necker bestimmte seiner Tochter die für jene Zeiten außergewöhnlich hoch gegriffene Summe von 650,000 Livres zur Mitgift [2]).

Graf Guibert, der Freund des Hauses, unter der ältern Generation ein besonders warmer Verehrer von Fräulein Necker, entwirft von ihr, nach dem Geschmack der Zeit unter dem mythischen Namen „Zulmé“ ein Bild, dessen glänzende Farben er einem griechischen Dichter entlehnt zu haben vorgab und in welchem er unter anderen Dingen von ihr sagt: „Zulmé ist erst zwanzig Jahre alt, aber schon eine der gefeiertsten Priesterinnen Apoll's, deren Weihrauch ihm angenehm ist und deren Stimme er am liebsten vernimmt. . . . . Ihre großen, schwarzen Augen leuchten mit der Flamme des Genies, ihre ebenholzfarbigen Locken fallen in reicher Fülle über ihre Schultern; ihre Züge sind mehr ausgeprägt als zart; es lebt ein Etwas in ihnen, das über die gewöhnlichen Schicksale ihres Geschlechtes hinausstrebt . . . .“ Sainte-Beuve berichtet von einem Jugendbild von ihr, das die Beschreibung rechtfertige und sie in voller Blüthe, mit wallendem Haar, vertrauend hellem Blick, hoher Stirn, halbgeöffneten, wie zum Sprechen bereiten Lippen darstelle. Der Gesammteindruck der Züge rede von Verstand und Güte, die gerötheten Wangen verriethen rasches, lebendiges Gefühl; Hals und Arme seien entblößt, das Gewand

[1]) Grimm et Catharine II, Correspondance. Recueil de la Société impériale de Russie, XXIII, 370.

[2]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 74.

leicht gerafft, nur mit einem Bande in losen Falten gehalten. Wir kennen das Bild, nach welchem seine Feder zeichnet; es ist das von Rehberg, Ende der achtziger Jahre gemalte. „So", schließt der große französische Kritiker, „mochte man sich die Sophie des ‚Emile' denken, so erschien die Braut, die Baron Staël zum Altar führte" [1]).

An einem Samstag, 14. Januar 1786, einige Tage nach Unterzeichnung des Ehekontraktes durch den König und die Königin von Frankreich, fand in der, dem lutherisch-reformirten Bekenntniß geweihten Kapelle der schwedischen Gesandtschaft die Trauung des jungen Paares mit allem seinem Rang und seiner gesellschaftlichen Stellung entsprechenden Gepränge statt.

---

[1]) Sainte-Beuve, Portraits de Femmes, Madame de Staël.

M. de Staël Holstein

Verlagsanst. Bruckmann, München phot.

Weltkenntniß und die rechten Umgangsformen; sie ist so sehr von ihrer eigenen Ueberlegenheit durchdrungen, daß es schwer sein wird, sie auf das, was ihr mangelt, aufmerksam zu machen. Sie ist eigenwillig und herrschsüchtig; sie besitzt eine Sicherheit des Auftretens, wie sie mir noch in keiner gesellschaftlichen Stellung und niemals bei einer Frau ihres Alters vorgekommen ist. Sie urtheilt unbedenklich über Alles, und obwohl sie sehr viel Verstand hat, begegnet es ihr doch vierundzwanzigmal, verkehrte Dinge zu sagen, bis sie einmal das Rechte trifft. Der Gesandte wagt es nicht, sie darauf aufmerksam zu machen, um nicht gleich anfangs ihr Vertrauen zu verscherzen; ich dagegen rathe ihm, Festigkeit zu zeigen, weil die ersten Anfänge in diesen Dingen sehr oft über das ganze künftige Zusammenleben entscheiden. Die Freunde ihres Vaters erheben sie übrigens in die Wolken; seine Feinde überhäufen sie mit Spott; die Neutralen lassen zwar ihrem Verstand volle Gerechtigkeit widerfahren, werfen ihr aber vor, viel zu viel zu sprechen und mehr Geist als Vernunft und Takt zu besitzen. Wäre sie durch das viele Weihrauchspenden nicht so verzogen, ich würde es versuchen, ihr einige Rathschläge zu geben . . . ." [1]).

Man bedenke: das war ganz im Anfang das Urtheil sogenannter Freunde; was sollten erst die Gegner, wie Rivarol oder Frau von Genlis, einzuwenden haben. Das Wohlwollen der Menschen ist Frau von Staël nie freiwillig entgegengekommen; sie hat es ihnen abringen und stets und überall zuerst Vorurtheile und nicht selten Abneigung derselben überwinden müssen.

Nach damaliger Sitte blieb das neuvermählte Paar noch einige Wochen unter dem elterlichen Dach, bevor es die in der Rue du Bac gelegene schwedische Gesandtschaft bezog. Die Familie bewohnte, seit Necker's Rücktritt, von 1781 bis 1788, ein Hôtel in der Rue Bergère, da er das Hôtel Leblanc nach

[1]) Geffroy, Gustave III et la Cour de France. II, 384.

seiner Ernennung etwas vorschnell auf längere Zeit vermiethet hatte. Der Brief, in dem die junge Frau vom Vaterhaus Abschied nimmt, ist erhalten und an Madame Necker gerichtet: „Diesen Abend", schreibt sie ihr, „werde ich nicht wieder kommen; heute ist der letzte Tag, den ich so wie bisher alle Tage meines Lebens zubringe. Wie schwer fällt mir diese Veränderung. Daß es eine andere Art zu leben gibt, vermag ich, die nur diese eine gekannt hat, gar nicht zu fassen, und die unbekannte Zukunft erschwert mir den Abschied. Ach, ich weiß es, vielleicht, Mama, habe ich gegen Sie gefehlt. In diesem Augenblick übersehe ich alle meine Handlungen, wie in der Stunde meines Todes, und ich fürchte, Sie werden die Trennung von mir nicht so beklagen, wie meine Seele es verlangt; aber erweisen Sie mir die Gunst zu glauben, daß, wenn die Gespenster der Einbildungskraft meine Blicke oft gebannt haben, dieselben sich nicht minder oft zwischen Sie und mich drängten und mich Ihnen unkenntlich machten. Die Tiefe meiner Liebe zu Ihnen sagt mir jedoch in diesem Augenblick, daß sie zu bestehen nie aufgehört hat; sie ist ein Theil meines Lebens, und jetzt, da ich von Ihnen scheide, fühle ich mich im tiefsten Innern erschüttert. Der Engel, der unser Haus bisher vor Uebel bewahrte, wird mir nicht mehr zur Seite stehen. Auch Nachrichten über Ihre Gesundheit werde ich fortan nicht mehr beständig einholen können, und in dieser und anderer Beziehung stehen mir fortwährend Entbehrungen bevor. Ich will Ihnen, Mama, nicht sagen, welche Kraft meine Liebe für Sie mir verleiht. Sie sind so rein und schuldlos, daß alle Gefühle, die sich Ihnen zuwenden, zuerst an den Himmel gerichtet werden sollten; ich bitte Gott, mich Ihrer würdig zu machen. Das Glück mag folgen; es wird zuweilen, es wird vielleicht auch niemals erreichbar sein. Mit diesem Leben geht auch das zu Ende, und Sie glauben so fest an ein anderes, daß mein Herz es nicht bezweifelt.

„Freiwillig würde ich mit diesem Brief nie fertig werden,

weil die Empfindungen, die er ausdrückt, unerschöpflich sind. Empfangen Sie, Mama, liebste Mama, den Ausdruck meiner tiefen Ehrfurcht und unbegrenzten Zärtlichkeit.

Donnerstag morgens, noch bei Ihnen" [1]).

So innerlich gelockert und äußerlich mißachtet die ehelichen Bande auch in den gesellschaftlichen Regionen zu sein pflegten, in welchen das erste Zusammensein des Ehepaars Staël sich abspielte, so ist doch die Frage, was denn die neue Existenz der jungen Frau an innerem Glück gebracht habe, auch zu jener Zeit gestellt worden. Zur Beantwortung derselben hat Frau von Staël selbst nur auf negative Weise beigetragen, und zwar indem sie nie aufgehört hat, das Glück in der Ehe als das höchste, obwohl unerreichte Ziel ihrer Wünsche darzustellen. Eine erste Aeußerung in dieser Beziehung fällt in die Zeit kurz nach ihrer Verheirathung; ihr letztes Wort darüber ist das berühmte Kapitel am Schluß des Buchs über Deutschland, in welchem sie das Höchste geleistet hat, was sie überhaupt an Vollendung des Ausdrucks und seelenvoller Beredsamkeit zu geben hatte. Anspielungen auf das Verhältniß zu ihrem Gatten will man in der Stelle gefunden haben, wo Corinna, von ihren Freiern sprechend, eines hochgestellten deutschen Edelmannes erwähnt, der anfangs ihre Achtung gewonnen habe, bei näherer Bekanntschaft jedoch von zu untergeordneter geistiger Bedeutung, um sie dauernd zu fesseln, sich erwies. Näher liegend sind einige Bemerkungen der kurz nach ihrer Verheirathung, 1788, veröffentlichten Briefe über Jean-Jacques: „Vielleicht hat Rousseau die übrigen socialen Institutionen angreifen wollen, die Ehe aber hat er nicht angegriffen. Wie hoch achtet er die Bande, zu welchen die Natur uns bestimmt. Wie könnte er uns besser zu verstehen geben, daß er unser Heil von ihnen erwartet, als indem er zeigt, daß sie selbst dem Herzen, welches ein anderes Glück gekannt hat, genügen. Wer dürfte entgegnen,

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 78.

daß solche Opfer unmöglich sind, wenn die leidenschaftlichste der Frauen, wenn Julie ihrer fähig ist!" Doch fühlt sie wohl die eben durch Rousseau heraufbeschworene Gefahr, wenn sie, von seinem System über weibliche Erziehung sprechend, meint: „Rousseau will die Frau, ebenso wie den Mann, nach den Naturgesetzen und nur den Unterschieden entsprechend heranbilden, welche die Natur selbst zwischen ihnen gemacht hat. Ich weiß nicht, ob er Recht hat, sie darin zu unterstützen und die Frauen, so zu sagen, in ihrer Schwäche zu bestärken. — Große Selbstbeherrschung ist ihnen unentbehrlich; ihre Leidenschaften und ihre Bestimmung widersprechen sich in einem Lande, wo die herrschenden Sitten ihnen so oft das Gebot, nie zu lieben, auferlegen".

Und auf die Untreue übergehend, welche der Dichter die Gattin des Emile gegen diesen begehen läßt, bricht Frau von Staël in die Worte aus: „Ach, Rousseau, das heißt die Frauen schlecht beurtheilen; ihr Herz mag sie täuschen, aber ihr Herz vermag sie auch zu schützen. Keine, auch die schwächste der Frauen nicht, würde sich freiwillig aus dem irdischen Paradiese vertreiben lassen und die Ketten einer auf Liebe begründeten Ehe gelöst haben" [1]).

So Frau von Staël in diesen Briefen, die, wie richtig bemerkt wurde, „geschrieben worden sind, bevor sie der Sturm ergriff" [2]); als er hereinbrach, fand er sie selbstverständlich schutzlos. Wohin gerieth diese poetische Verklärung der Liebe in der Ehe, die weder ein objektives Pflichtgebot noch von persönlichen Ansprüchen auf Glück unabhängige, ethische Motive anerkannte, sobald sie aufhörte, nach ihren, aus Rousseau geschöpften Anschauungen „die Pflicht in der Neigung zu finden"

---

[1]) Madame de Staël, Oeuvres complètes, Lettres sur J. J. Rousseau. Lettre II: Héloïse.

[2]) Madame Necker de Saussure, Notice sur Madame de Staël. Lettres sur Rousseau.

und „aus natürlichem Impuls tugendhaft zu sein?“ Es geschah, was unter solchen Bedingungen geschehen mußte; thatsächlich, wenn auch nicht formell, fand sich die Staël'sche Ehe schon nach wenigen Jahren gelöst. Die innere Wahrhaftigkeit ihrer gesunden Natur bewahrte Frau von Staël, wenn auch nicht vor dem Schiffbruch selbst, so doch vor ungerechtfertigten Klagen über ihr Schicksal; sie gestand sich ein, daß, in Bezug auf eheliches Glück, der Werth ihres Einsatzes sie zu keinem Treffer berechtigte. Ihr Gatte dagegen beging augenscheinlich den keineswegs seltenen Mißgriff, zu erwarten, daß, nachdem er für alle irdischen Vortheile Sorge getragen hatte, das Herz seiner Frau ihm dazu gegeben werden würde. Als die Enttäuschung in dieser Beziehung kam, mußte er sie um so härter empfinden, als alle seine Freunde bezeugen, daß diese Frau ihm nicht nur eine vorübergehende Neigung, sondern Gefühle aufrichtiger Liebe eingeflößt hatte. Einer dieser Freunde, Reuterholm, schreibt noch 1793 an den Kanzler des Herzogs-Regenten von Schweden: „Obwohl seine liebenswürdige Gattin ihm nichts weniger als freundlich gesinnt ist, hat Staël nie aufgehört, ihr aufs zärtlichste ergeben zu bleiben, was jedenfalls seinem Herzen Ehre macht“ [1]). Eine wenigstens indirekte Bestätigung davon findet sich in der Correspondenz Staël's mit Reuterholm, die auch in anderer Beziehung nicht ohne Interesse ist.

Ein charakteristischer Zug des sich zum Ende neigenden achtzehnten Jahrhunderts ist seine Vorliebe für alles Dunkle und Geheimnißvolle, die bei den Einen zu schwärmerisch-sentimentaler Auffassung der Religion, bei den Andern zu Geheimbünden und abergläubischen Uebungen aller Art führte, wie sie unter Voraussetzung gründlich religiöser Bildung der fromme Glaube eines Kindes von sich gewiesen hätte. Das so lange beleidigte, von den materialistischen Doktrinen geschmähte und

[1]) Léouzon Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, Introduction, XII.

verleugnete Bedürfniß nach dem Ueberirdischen und Ewigen rächte sich im Kultus von Geheimlehren, durch Aufstellung neuer Propheten, Geisterbeschwörungen und Visionen aller Art. An diesem Treiben betheiligten sich ernste, selbst bedeutende Männer, aber noch viel mehr forderte es die Einmischung geschickter Betrüger förmlich heraus. Die mystischen Erweckungen jener Tage theilten mit der herrschenden Lieblingsdoktrin der Philosophie den charakteristischen Zug, daß auch sie lieber mit Empfindungen spielten, als an bestimmte Gesetze des Handelns sich banden. Es bestand kein innerer Widerspruch zwischen der sensualistischen Philosophie und dieser Art von Mystik, die mit Mesmer und Puységur im thierischen Magnetismus das universale Heilmittel für physische Leiden und die natürliche Erklärung des Wunders gefunden glaubte, zugleich aber durch Somnambulismus und Hellsehen wieder Hereinziehung des Uebernatürlichen erstrebte und selbst zur Sekte wurde.

Um dieselbe Zeit, als Mesmer Paris verließ, 1781, hielt der Sicilianer Balsamo Cagliostro dort seinen Einzug; er gab sich später, während seiner römischen Haft, als einen der Sendboten der deutschen Illuminaten aus[1]), deren Stifter, der Bayer Weishaupt, durch Vermittlung von Adepten, wie u. a. Knigge, die politischen Geheimbünde der französischen Freimaurerei seiner eigenen Lehre zu unterwerfen versuchte, die ihrem letzten Ausdruck nach nichts anderes war, als der bis in seine logischen Consequenzen verfolgte Begriff von Besitz und Gesellschaft nach Rousseau. Im Urtheil von Manchen, von Louis Blanc unter Andern, war Weishaupt einer der bedeutendsten unter allen Verschwörern, die je gelebt; aber sein Plan schlug fehl. Die französische Maurerei zog das bestimmtere und überdies einheimische Programm des jungen Mirabeau, unausgesetzten Kampf gegen den Despotismus und Eroberung der bürgerlichen und religiösen Freiheit, den in weiter Ferne liegen-

[1]) Henri Martin, Histoire de France, XVI, 531 der IV. Ausgabe.

den Idealen Weishaupt's vor, die später zum Theil bei Fauchet und Babeuf wieder auflebten[1]). Cagliostro's Erfolge spielten auf einem andern Felde; sein berüchtigter Name knüpft sich an die Halsbandgeschichte und den Cardinal Louis de Rohan, das vornehmste und strafwürdigste Opfer derselben, während als der enthusiastische Anhänger von Mesmer sich La Fayette zu erkennen gibt[2]). Ganz anderen Regionen des Denkens und Empfindens, als diesen sensualistischen oder politischen, war die religiöse Mystik der Zeit entlehnt, so wie Martinez Pasqualis, Saint-Martin, Swedenborg, Lavater sie vertraten; durch den edlen, frommen Saint-Martin führt sie auf Jakob Böhme zurück und ist insofern nicht weniger deutschen Ursprungs, als die Entdeckungen von Mesmer und die Pläne von Weishaupt. In spätern Jahren sollte die durch einige Romantiker wieder aufgenommene und in ihrem Sinn weiter fortgebildete Richtung nicht ohne Einfluß auf Frau von Staël bleiben. Als der jüngere Lacretelle sie 1802 in Coppet besuchte, kam sie auf solche Dinge zu sprechen und sagte ihm in Bezug auf diese ihre früheren Eindrücke aus den achtziger Jahren: „Wissen Sie, daß ich auf dem Punkt war, Martinistin zu werden, und daß nur die Scheu, es möchte eine Schraube bei mir loskommen, mich davon zurückhielt? Saint-Martin hatte einige Proselyten in Frankreich gemacht; ich bin überzeugt, daß sich ohne die Revolution ihre Zahl sehr vermehrt haben würde, so sehr hatte der Materialismus die Seelen abgestoßen. In einem abgeschlossenen Kreis, richtiger gesagt in einer kleinen Kirche, hatte er bereits wunderbare Erfolge erzielt; die Herzogin von Bourbon führte den Vorsitz in derselben; wichtiger für Saint-Martin war der Anschluß beredsamer Männer, wie Bergasse und d'Eprémenil.

---

[1]) Mirabeau, Mémoires, II, Livre VI und Lettre sur Cagliostro et Lavater, 1786.

[2]) La Fayette, Mémoires, II, 93 und seine Correspondenz mit G. Washington.

Bernardin de Saint-Pierre würde durch den Zauber seines Styls nicht wenig zum Erfolg dieser Erweckungen beigetragen haben, und wer weiß, ob ich nicht selbst mit der jugendlichen Begeisterung, die mir die Briefe über Jean-Jacques Rousseau diktirte, Anhängerin einer Doktrin geworden wäre, die so verführerisch für das Herz war; aber ein Charlatan, Cagliostro, drang in die junge Kirche ein und schädigte ihren Ruf. Das Uebernatürliche ist wie das Meer, das sich von einem Ufer zurückzieht, nur um ein anderes zu bespülen" [1]).

Dafür gewannen diese religiös-mystischen Tendenzen damals, wenn nicht Frau von Staël, so doch ihren Mann, dem sie in der verführerischen Gestalt nationaler Gedankenrichtungen entgegentraten. Wie überhaupt der Norden, war Schweden solchen Tendenzen stets zugänglich gewesen. „Eure Majestät wissen ja, daß Schweden das Land der Geister, Erscheinungen und Wunder ist", schrieb Joseph de Maistre, der in St. Petersburg viel mit dem Grafen Stedingk und dessen Landsleuten verkehrte, an seinen Souverän [2]). Ohne weiter zurückzugehen als auf das achtzehnte Jahrhundert, bietet unter andern der große Linaeus ein in dieser Beziehung merkwürdiges Beispiel [3]). Beinahe gleichzeitig mit den ersten hochbedeutsamen Schriften des Theosophen Saint-Martin, die selbst Männer von der Sinnesart des Grafen J. de Maistre ihrer tiefen Auffassung des Christenthums wegen fesselten, erschien 1783 zu Paris die erste Uebersetzung von Swedenborg's „Wunder des Himmels und der Hölle". Gustav III. selbst war auch darin der echte Sohn seiner Zeit, daß er, statt aus diesen Quellen eines ernsten Gottesbewußtseins, lieber in den getrübten Fluthen abergläubischer

---

[1]) Lacretelle, Testament politique et littéraire, II, 69—70.

[2]) A. Blanc, Mémoires et Correspondance politique du Comte J. de Maistre, 329.

[3]) Geffroy, Auszüge aus der zu Upsala im Manuskript vorhandenen Schrift Nemesis divina und Gustave III et la Cour de France, I, 61, II, 253 u. ff.

Nebenströmungen Trost und Erleuchtung suchte; er befragte Abenteuerinnen um die Zukunft, glaubte an allerlei Spuk und Vorbedeutungen, an die Mysterien der Loge und beschäftigte sich während seines römischen Aufenthalts ernstlich mit dem Gedanken an den Wiederaufbau des Tempels von Jerusalem. Selbst die menschliche Theilnahme, welche er während seiner Anwesenheit in Italien dem Prätendenten Karl Eduard Stuart entgegenbrachte, war mit der Absicht verbunden, von diesem, als vom rechtmäßigen König von Schottland, mit der Nachfolge des von ihm bekleideten Großmeisteramtes des Maurerbundes belehnt zu werden. Die Sage, die den schottischen König auch als legitimen Nachfolger der Tempelritter bezeichnete, hat Zacharias Werner später in den „Söhnen des Thals" poetisch verwerthet[1]).

Während Gustav III. sich in solchen Gedanken und Träumereien verlor, beschwor Karl, Herzog von Södermanland, sein Bruder, die Geister des Abgrunds, um von ihnen zu erfahren, durch welche Schicksalsfügungen er Bruder und Neffen auf dem schwedischen Thron ersetzen werde; gefährliche Experimente, bei welchen die Beschwörung schon mehr und mehr den Anstrich einer Verschwörung gewann. Sein Vertrauter dabei war sein intimster Freund, eben jener Baron Reuterholm, der diese Neigungen seines fürstlichen Gönners so geschickt für sich auszubeuten wußte, daß er ihn bald vollständig in seine Gewalt brachte. Reuterholm, ein eifriger Freimaurer, war der Freund von Baron Staël, der seine Vorliebe für alles mystische Sektenwesen so vollständig theilte, daß unter dem Personal seiner Gesandtschaft ein gewisser Halldin die besondere Aufgabe hatte, alle diese Riten und Beschwörungen vorzunehmen[2]). Ein Brief von Staël an Reuterholm, nach dem längeren Aufenthalt desselben zu Paris, Avignon und Rom 1789—1790, im Interesse des Illuminaten- und Freimaurerthums, gewährt nähere Einsicht in

[1]) Reumont, Die Gräfin von Albany, I, 239—240.

[2]) Geffroy, Gustave III et la Cour de France, II, 247 u. ff.

die merkwürdige Geistesstimmung, die sich seiner bemächtigt hatte: „Oh, mein theurer Freund", schreibt er an Reuterholm, „seit Ihrer Abreise habe ich bittere Stunden verlebt. Wenn ich mein Kreuz, so wie ich es sollte, zu tragen wüßte, wäre mein Schicksal erträglicher; aber der alte Adam ist in mir zu lebendig, als daß ich mich aufrichtigen Sinnes der unendlich mächtigen und barmherzigen Führung der göttlichen Vorsehung überlassen könnte. Wenn ich alles Bösen gedenke, das ich gethan, und alles Guten, das ich unterließ, so fühle ich, wie ich tausendmal mehr geprüft zu werden verdiente. Beten Sie für mich, mein Freund, damit mein schwacher Glaube bestärkt werde. Mein Herz ist schwer, und die Thränen ersticken mich. Beten Sie, ach, beten Sie, damit meine Prüfung mich belehre und ich die Wege wandle, zu welchen die göttliche Barmherzigkeit mich beruft. Welche Gnade, wenn ich den Glauben zu erringen vermöchte, der in die Arme des Tröfters führt! Gott möge Sie erhalten und segnen! . . . . Was ich jetzt leide, habe ich verdient; in meinem Herzen bin ich bestraft, und unerachtet aller meiner Verirrungen wage ich immer noch zu glauben, daß mein Herz gut ist. Beten Sie für meine Frau; mögen ihr die Qualen, die ich gelitten habe und noch leide, ewig unbekannt bleiben" [1]).

So geht es fort, viele Seiten lang, und es läßt sich nicht unschwer errathen, welcher Art die Prüfungen waren, die Baron Staël den Wunsch nach höheren Tröstungen nahe legten.

Gedrückt und entmuthigt, wie nach solchen Briefen zu urtheilen, seine persönliche Stimmung auch zuweilen sein mochte, hinderte sie doch nicht, daß das äußere Leben vorläufig einen glänzenden, wenigstens seinem Ehrgeiz entsprechenden Verlauf für ihn nahm. Auf der schwedischen Gesandtschaft folgten sich Feste, Bälle und Diners. Die Correspondenzen der Zeit erwähnen wiederholt des Gesandten als eines leiden-

[1]) Geffroy, Gustave III et la Cour de France, II, 271 und vollständiger bei Léouzon Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein. Introduction, XXI—XXIII.

schaftlichen Spielers [1]). Bei Gelegenheit eines Balles, den er zu Versailles gab, hatte man vergessen, Fürsorge für die Lakaien zu treffen, die von Hunger und Kälte geplagt und des Wartens müde, ihre Unzufriedenheit so lärmend zu erkennen gaben, daß es große Mühe kostete, sie zu beschwichtigen [2]). Der Luxus der Tafel des Baron Staël galt für so groß, daß die Königin der jungen Frau durch Herrn Necker freundschaftliche Vorstellungen zukommen ließ, damit das Budget nicht überschritten werde. In Bezug darauf schrieb Baronin Staël ihrem Mann von Saint-Ouen aus nach Paris: „Ich bitte Dich, lieber Freund, Madame de Simiane für das Diner von Donnerstag einzuladen; eine einzelne Person macht keinen Unterschied, und was *man* auch sagen möge, wir werden uns nicht zu Grunde richten. Dieses „man" ist übrigens nicht gering zu achten: Es ist ganz einfach die Königin, die durch Monsieur de Castries meinem Vater ihre Besorgniß ausdrücken ließ, wir möchten uns wehe thun, er solle uns etwas überwachen. Mein Vater hat die Gelegenheit benützt, mir seinerseits eine kleine Predigt zu halten, denn er war etwas betroffen und noch mehr von der Güte der Königin gerührt. Er wird Dir gewiß davon sprechen, wenn auch nicht so eindringlich, als er es mir gegenüber that, denn ich denke wie er über die Schwierigkeit, von Personen dieses Ranges zu äußern, daß man sie wirklich und aufrichtig lieb hat, weil das gar so oft nur vorgeschützt wird. Was aber die Königin betrifft, so habe ich bereits früher bemerkt, wie er es versteht, Verstand, edle Sinnesart und Herzensgüte bei ihr zu loben und alle gegen sie gerichteten Angriffe zurückzuweisen; jedoch verstimmt es ihn leicht, wenn gesagt wird, daß sie ihm ein besonderes Interesse bewahrt habe. Das Talent der Frauen besteht recht eigentlich in einer feinen Beobachtungsgabe, und so errathe auch ich alle Regungen Derer, die ich liebe. Du gehst

[1]) Lescure, Correspondance secrète, inédite, 1777—1792. Goncourt, Histoire de la Société française pendant la Révolution, 24.

[2]) Lescure, Correspondance inédite, II, 221.

morgen nach Versailles; empfehle mich dem Grafen Vergenne das wird ihn freuen. (Er war bekanntlich Necker's Gegner Du wirst die Güte haben, das Diner zu bestellen; sechzeh Entrées scheinen mir genügend. Du siehst, die Lehren der Kö nigin zeigen bereits ihre Wirkung. Leb' wohl, lieber Freund" [1]

Es ist gesagt worden, daß die Veröffentlichung de Jugendarbeiten der Frau von Staël in diesen ersten Jahre ihrer Ehe stattfand; auch sonst versuchte sich ihre Feder, vorer nur in Spielereien, die zuweilen ihren Weg in Grimm's Co respondenz fanden. Damals war es Mode, Synonima z schreiben, und Frau von Staël lieferte feine kleine Unterschei dungen zwischen »Trait« und »Saillie«, »Véracité« und »Fran chise«, bis der Graf von Thiars durch eine witzige Begriffs bestimmung von Ânesse und Bourrique der Sache, bevor s zu langweilig wurde, wieder ein Ende machte. Eine klein Geschichte „Die Wahnsinnige des Waldes von Sénart" i ebenfalls von Frau von Staël, und als sie einst die Feder au der Hand fallen ließ, gab sie ihr Marmontel mit den Worte zurück:

»Cette plume est une de celles
Qu'à vos pieds déposa l'amour,
Quand ce Dieu, fixé sans retour
Vous laissa lui couper les ailes« [2]).

Die letzte Erwähnung von Frau von Staël geschieht Grimm's Correspondenz 1789. Abbé Barthélemy, bis dahin n durch gelehrte Arbeiten bekannt, hatte kurz zuvor, in seine zweiundsiebzigsten Jahr, durch Veröffentlichung der „Reisen d jungen Anacharsis" einen durchschlagenden Erfolg erzielt, d auch Frau von Staël, und zwar in einem Gedicht feierte, dess Schlußzeilen lauteten:

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madar
[2]) Grimm et Diderot, Correspondance
70, 83. 104.

»De cette Athènes qu'on révère,
Vous seul avez su apporter
La lyre d'or du vieil Homère;
Prêtez-moi la pour vous chanter.«

Die eigentliche literarische Beschäftigung jener Jahre aber waren ihre an Gustav III. gerichteten Briefe, die unter dem Namen: »Bulletin des Nouvelles« dem König über so Manches berichteten, was ihn von Pariser Neuigkeiten interessiren konnte. Ihr Interesse für die Biographie der Frau von Staël besteht vornehmlich darin, daß man durch dieselben erfährt, welche Vorkommnisse ihre Aufmerksamkeit erweckten. Das erste dieser Bulletins, die sie den königlichen Correspondenten, wenn gelesen, ins Feuer zu werfen bat[1]), ist vom 11. März 1786 und die Antwort auf einen einleitenden, eigenhändigen Brief des Königs, dessen persönliche Bekanntschaft sie niemals machen sollte. Der Versuch, ihm auf feine, also fast unmerkliche Weise zu schmeicheln, gelang ihr damals und später nicht, denn sie begann mit der Versicherung, er lehre sie Ludwig XIV. begreifen, und wie Alles, was unter diesem König geschehen, ihm als persönliches Verdienst angerechnet worden sei; auch Gustav könne, wenn er wolle, sich durch Briefe Unterthanen gewinnen, ohne deshalb zu Verträgen seine Zuflucht zu nehmen. Wenn auch solche Huldigungen übertrieben waren, gelang es ihr dafür verhältnißmäßig schnell, da wo von Thatsachen und Ereignissen die Rede war, den rechten Ton und ein objektives, durch die Stellung Desjenigen, zu welchem sie sprach, kaum beeinflußtes Urtheil zu finden.

Der erste wichtigere Vorgang, den Frau von Staël schildert, ist die Aufnahme ihres Freundes, des Grafen Guibert, in die Akademie, an Stelle des kürzlich verstorbenen Thomas. Sie sagt von Guibert, er besitze die energische, hinreißende Bered-

[1]) Briefe von Frau von Staël, im Besitz der Universitätsbibliothek Upsala. An König Gustav, ohne Datum, 1787.

samkeit, welche die Massen entflamme; eine eingeflochtene Bemerkung über weise Administratoren habe eine begeisterte Ovation für Necker veranlaßt. Daß es Guibert gelungen war, auch eine Huldigung für sie, und zwar noch als Fräulein Necker, einzuflechten, verschweigt Frau von Staël[1]). Sie erwähnt, daß der Redner vom König kalt empfangen worden sei, und die Kritik des Hofes ihm Pathos vorgeworfen habe, „der stehende Vorwurf aller kalten Menschen für enthusiastische Naturen, weil ihnen Alles übertrieben erscheint, was sie selbst zu empfinden nicht fähig sind". Es folgt eine Anekdote über Abbé Maury, der die vorgeschriebene Gedächtnißrede auf den kürzlich verstorbenen Herzog von Orléans gehalten hatte: „Maury besuchte dieser Tage die Gräfin Flahault, die sich beklagte, ihn so lange nicht gesehen zu haben. ‚Leider', antwortete der Abbé, ‚mußte ich meinem vom Schlag getroffenen Freunde, dem Abbé de Boismont mich widmen; gestern lohnte er auf das Edelste meine geringen Dienste, indem er mir seine Pfründe übergab'. ‚Oh, um so besser,' erwiderte Madame de Flahault, ‚also werden wir uns jetzt, wo Sie frei sind, viel öfter sehen können!' — Er ist nicht ohne Talent", urtheilt Frau von Staël mit prophetischem Scharfsinn über den zukünftigen Wortführer der Rechten, „im Gegentheil, er hat Alles, mit Ausnahme von Herz und Seele."

Indessen war Cagliostro in Folge von Betrügereien mit seiner Frau in die Bastille gesteckt worden, worüber es heißt: „Er erweckt das allgemeine Mitleid. In diesem Land haben die Opfer der Autorität stets das Publikum für sich, weswegen man auch einen Augenblick versucht hat, es für den Cardinal zu erwärmen". Der Cardinal ist Prinz Louis de Rohan, Held des Halsbandprozesses, mit dessen verderblichen Schlingen die Verleumdung die Königin umgarnte. „Der auf ihn fallende Verdacht", fährt Frau von Staël fort, „ist seiner Natur nach zu niedriger Art, um ein

[1]) Baronne d'Oberkirch, Mémoires, II, 133. 1787.

lebhaftes Gefühl für oder gegen ihn erwecken zu können. . . . Wir werden keinen Nuntius mehr in Frankreich haben, bis der Proceß des Cardinals beendigt ist. Man hat ihn in Rom suspendirt, weswegen die Witzbolde sagen, was man auch in Paris über ihn verhängen möge, in Rom werde es nie an Höflichkeitsbezeigungen für ihn fehlen, da er Jedermann dort zwinge, ihm den Hut abzunehmen. Ich glaube, es wäre nicht schwer, die ganze französische Geschichte in Wortspielen zu schreiben; über jedes Ereigniß derselben sind solche gemacht worden.

„Frau von Genlis hat kürzlich 200,000 Livres Rente von der Marschallin d'Estrées geerbt; sie ist uns Rechenschaft über Verwendung dieser Summe schuldig, da das Publikum über alle ihre Privatangelegenheiten unterrichtet zu sein pflegt.

„Soeben ist eine Denkschrift des Präsidenten Dupaty vom Parlament von Bordeaux zu Gunsten dreier unschuldig durch das Rad Hingerichteten erschienen, die alle ehrlichen Leute hinreißt. Tausend Opfer auf dem Schlachtfeld werden nicht so sehr, als ein ungerecht Verurtheilter beklagt. Die französische Criminaljustiz führt den Richter oft irre, und es wäre zu wünschen, daß die öffentliche Stimme eine Aenderung derselben herbeiführte. Die Gespräche in der Gesellschaft haben aufgehört, nichtssagend zu sein, da sie zur Bildung dieser öffentlichen Meinung dienen; Worte sind zu Thaten geworden, und alle gefühlvollen Herzen preisen die Denkschrift, welche der Menschlichkeit ihren Ursprung verdankt und als geistreich gerühmt wird, weil sie seelenvoll ist. Zwar fühlen die Richter sich verletzt, weil man sie einer Ungerechtigkeit anklagt; aber die Unglücklichen, ich hoffe es zuversichtlich, werden gerettet werden, und mehr verlangt der ehrliche Mann nicht, der ihre Sache zur seinigen gemacht hat."

Als Dupaty seinen Zweck erreicht und die Freisprechung von zwei Angeklagten durchgesetzt hatte, die sonst das Schicksal ihrer drei geräderten Leidensgefährten zu erdulden gehabt hätten,

verſäumte Frau von Staël nicht, hinzuzufügen: „Nun ſollte auch Dupaty's Schwager, Fréteau, der ihn zuerſt auf die Sache aufmerkſam gemacht hatte und dafür verbannt worden war, zurückberufen werden. Es wäre eines Königs würdig, eine ihm zugefügte perſönliche Beleidigung über der Thatſache zu vergeſſen, daß zweien ſeiner Unterthanen das Leben gerettet worden iſt“ [1]).

Solche Bemerkungen führen bereits ins Herz der Politik, deren Sorgen mehr und mehr ſich der Theilnahme dieſer einſt ſo heiter lebensfrohen Geſellſchaft aufdrängten. Aber noch war ihr eine kurze Friſt gegönnt, und es entſpricht der Jugend der Correſpondentin des Königs, auf ſich ſelbſt und ihr erſtes Auftreten bei Hof und in der Welt zurückzukommen: „Die Königin“, erzählt ſie, „wie nicht minder der König empfingen mich gnädig; ſie ſagte mir, lange ſchon habe ſie gewünſcht, meine Bekanntſchaft zu machen; die Tafel war prächtiger, als ſie je zuvor zu Ehren einer Geſandtin abgehalten wurde. Acht Tage ſpäter ſpeiſte ich mit der Geſandtin Spaniens bei Herrn von Vergennes; er reichte uns beiden die Hand, um ſo die Frage des Vortritts zu erledigen. Dieſe Höflichkeitsformen bemerke ich, ſeitdem ſie nicht mehr mir perſönlich gelten.

„Die Bälle der Königin waren während dieſes Winters beſonders glänzend. Der Saal glich einem Feenpalaſt; er ſtellte die Gärten von Trianon dar, und die Waſſer hörten nicht auf zu ſpielen. Die Darſtellung ländlicher Feſte und des Treibens in freier Natur zur Sommerzeit miſcht ſich in die Vergnügungen und den Glanz des Hoflebens. Nebenan, in einem andern Saal, betreibt man die weniger idylliſche Zerſtreuung leidenſchaftlichen Spiels. Ein junger Herr von Caſtellane flüchtete aus dem elterlichen Haus, weil er Alles verloren hat, was er beſaß. Dennoch gibt die Königin das Beiſpiel der

[1]) Geffroy, Gustave III et la Cour de France. Quatrième bulletin des Nouvelles, de Madame de Staël, I, 410.

Mäßigung, und es geschieht nicht ihr zu Gefallen, wenn die Leute sich zu Grunde richten; aber den Spielern wird jede andere Beschäftigung langweilig, weil sie an große Aufregung und Gefahr sich gewöhnt haben. . . . . Wir besitzen auch ein neues Gedicht des Herrn von Florian, ‚Numa Pompilius'. Seine Gesetzgeber und Krieger sind Schäfer in Toga und Harnisch, aber der Styl ist gefällig, und, wie Madame Du Deffand zu sagen pflegte, es bringt Niemandem Schaden, so etwas geschrieben zu haben".

Diesem ersten Bulletin von Frau von Staël folgte bald ein zweites vom August des gleichen Jahres 1786. Es berührt eine Sache, die vieles und peinliches Aufsehen erregt hatte, die Einsperrung eines gewissen Grafen von Sanois ins Narrenhaus zu Charenton, in Folge einer durch seine Frau und Tochter erwirkten lettre de cachet. Die Sache war bekannt geworden, und Lacretelle der Aeltere hatte die Vertheidigung des Unglücklichen übernommen und zugleich die Institution angegriffen, die solchen Mißbräuchen Vorschub leistete [1]). „Der Fall gehört zu denjenigen, die alle Leser der Denkschrift von Lacretelle nachdenklich machen sollten," schreibt Frau von Staël. „Auf den einfachen Vorschlag seiner Familie verschwindet ein Mensch für immer und wird aller Verkehrsmittel mit seinen Freunden und seinen Richtern beraubt. Solche Einrichtungen machen uns doch etwas zu sehr von der Rechtschaffenheit unserer Umgebung abhängig, und es werden Klagen gegen Herrn von Breteuil laut, weil er die von Malesherbes getroffene Maßregel nicht aufrecht erhalten hat, nach welcher eine solche lettre de cachet nur dann ertheilt werden konnte, wenn eine eigens dazu berufene Commission von angesehenen Justizbeamten den Fall geprüft hatte; aber die Institutionen der Minister vergehen mit ihnen, und selbst die Könige regieren nicht immer. . . . Es war mir sehr peinlich, mich vor Kurzem in derselben Gesellschaft mit der

[1]) Lacretelle, Discours sur les peines infamantes, 1786.

Tochter des Herrn von Sanois und seinem Schwiegersohn zu befinden; sie bereiten eine Rechtfertigungsschrift vor und behaupten, über die schlechte Behandlung, die ihm in Charenton zu Theil geworden sei, habe man dem Publikum sehr übertriebene Schilderungen gemacht. Das wird sie nicht entschuldigen, aber man muß bekennen, daß es der Fehler der Franzosen ist, sich nie mit der Wahrheit begnügen zu können; sie müssen Allem etwas hinzufügen, und statt dadurch den beabsichtigten Eindruck zu erhöhen, begegnet es ihnen nur zu oft, ihn zu schwächen und durch das Erfundene den Glauben auch an das Wahre mit zu erschüttern. Seitdem die Denkschrift erschienen ist, tauchen täglich neue Geschichten über willkürlich gefangen Gehaltene auf. Die Hälfte derselben ist ohne Zweifel erdichtet, aber genügt das zur Beruhigung der Menschlichkeit?"

Nach den lettres de cachet kommen die Sitten des Klerus an die Reihe: „Der Marschall von Duras", erzählt Frau von Staël, „dem als ersten Kammerherrn die Comédie française untergeordnet ist, empfing vor einigen Tagen den Besuch einer jungen Debutantin: ‚Nun, mein Fräulein', redete er sie an, ‚in welcher Rolle wollen Sie zuerst auftreten?' — ‚Das ist mir ganz gleich; ich deklamire Alles, das Komische, das Tragische, ganz wie man will.' — ‚Und wer hat Sie in der Deklamation unterrichtet?' — ‚Ach, das war ein Abbé, der Interesse an mir nahm. Er hat sich eine ganz außerordentliche Mühe mit mir gegeben, aber doch ist nicht er es gewesen, der mir am nützlichsten war.' — ‚Und wer, mein Fräulein, war das?' — ‚Ein General-Vikar, von dem ich sagen darf, daß er mich wirklich geliebt und mein Talent außerordentlich gefördert hat.' — ‚Nun, mein Compliment, mein Fräulein: Das nenne ich einen Erfolg. Darf ich fragen, ob das Alles ist?' — ‚Nein, Herr Marschall, derjenige, der sich am meisten für mich interessirt und mir Stunden gibt, ist ein Bischof, der mich auch, wenn Sie es wünschen sollten, empfehlen wird.' — Die Eigennamen, die zur Geschichte gehören, sind der Abbé Delille, der Abbé d'Espagnac und der Coadjutor von

Orléans, Jarente. — Ich glaube das ist, was man eine französische Geschichte nennt.

„Die Agiotage des Abbé d'Espagnac und die Vermögen, welche seine Freunde, u. a. der Herzog von Orléans, dabei gewannen, haben das Publikum sehr beschäftigt. Es scheint, daß der König seine Unzufriedenheit darüber zu erkennen gegeben hat, ein solches Geschäft von einem Priester betrieben zu sehen. Der Abbé ist von seinem Kapitel abgekanzelt worden; hätte er zu schweigen verstanden, so würde sein Ruhm zwar geringer, sein Vermögen aber um so größer geworden sein. Alles in Allem genommen, ist das Geld dieser Art von Berühmtheit noch vorzuziehen. Der Finanzminister, unter dessen Verwaltung es möglich ist, sich auf eine solche Art ein beträchtliches Vermögen zu schaffen, gehört ohne Zweifel zur Zahl Derjenigen, die sich nicht über Das zu ärgern pflegen, was sie selbst bemerken, sondern was sie von Andern zu sehen gezwungen werden."

Dieser Finanzminister war Calonne, von dem Frau von Staël an einer andern Stelle folgende Anekdote zu berichten nicht versäumt: „Bei Tisch kam vor nicht langer Zeit in seiner Gegenwart die Rede auf die Finanzminister Ludwig's XVI. Ein Freund des Ministers erwähnte der ungeheuren Vermögen, die durch seine damaligen Vorgänger im Amt gemacht worden seien, und erinnerte an Mazarin, an Richelieu, indem er es beklagte, daß die Anhäufung derartiger Reichthümer nicht mehr möglich sei: ‚Verzeihen Sie', unterbrach ihn Calonne, ‚das Handwerk ist noch nicht verdorben'. Es wäre besser", meint Frau von Staël, „solche Dinge, wenn überhaupt, so doch nicht bei Tisch zu sagen. Der Cardinal von Rohan", heißt es weiter, „verbringt traurige Tage in seiner Abtei der Auvergne. Der Minister de Créqui, auf die Prätensionen des Hauses anspielend, sagt: ‚Sie fallen in den adeligen Stand zurück, denn sie entehren sich'. Die schöne Gräfin von Brionne, die den Cardinal vertheidigt, sollte Theilnahme erwecken, aber sie trägt ihren Schmerz so theatralisch zur Schau, daß er, obwohl wahr

genug, wie ein Bühneneffekt wirkt." Zu Gunsten der schwergekränkten Königin hat Frau von Staël kein Wort bereit, obwohl die neunmonatliche Dauer des Halsbandprozesses das große, das Publikum fast ausschließlich beschäftigende Ereigniß des Jahres war; dagegen erfahren wir durch Depeschen des Baron Staël, wie man im Haus Necker über die Sache dachte. „Es scheint sicher", schreibt er, „daß die Herren von Vergennes und Calonne gegen die Königin Partei genommen haben und die gegen sie bestehende Aufregung eher zu vermehren als zu beschwichtigen bedacht sind. Es ist sehr zu beklagen, daß die Königin nicht über einen zuverlässigen Rathgeber verfügt, da sie mit den liebenswürdigsten Eigenschaften auch die zur Durchführung einer guten Sache nöthige Willenskraft besäße; allein sie müßte dabei angeleitet und unterstützt werden. Ihre Umgebung scheint keine besonderen Rücksichten gegen sie zu beobachten, denn im gegenwärtigen Augenblick z. B. sind die Polignacs und die Vaudreuils aufs Eifrigste für den Cardinal, und auch der Graf von Artois hat ihm warme Sympathie bewiesen. Im Allgemeinen kann ich nicht finden, daß man der Königin die Gefühle entgegen bringt, die sie einflößen sollte. Ihr Wunsch zu gefallen hat weniger Erfolg gehabt, als dies in ähnlicher Lage selbst bei einer einfachen Privatperson der Fall zu sein pflegt. Das ist vielleicht ein Beweis, daß trotz der Leichtfertigkeit dieses Landes die Nation hervorragende Verdienste von ihren Souveränen begehrt und sich nur nach dem Maß ihrer Leistungen ihnen anhänglich erweist" [1]).

Eine weitere Andeutung über die zunehmende Haltlosigkeit des Bestehenden gibt Frau von Staël dem wohlinformirten Schwedenkönig in folgendem Bericht: „Vor einigen Tagen", schreibt sie, „nahm ich in Auteuil an einem Wohlthätigkeitsfeste Theil. Die Frau eines dortigen Krämers hatte nämlich durch Zufall

[1]) Léouzon-Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, 29, Depesche No. 30, 10. Juni 1786.

auf der Straße den Brief eines Gefangenen von Bicêtre gefunden, der ihre tiefste Theilnahme erweckte. Seit drei Jahren hat sie Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um seine Befreiung zu erwirken, der menschenfreundliche Minister, Herzog von Castries, hat endlich die Sache durchgesetzt. Die Krämersfrau erhielt nun voriges Jahr den für Thaten der Menschenliebe von der Akademie ausgesetzten Preis. Vor acht Tagen speiste sie bei Madame de Luxembourg mit Madame de Boufflers und dem Manne, den sie befreit hat, nachdem er einen leichtsinnigen Streich mit fünfunddreißigjähriger Haft büßen mußte. Ich kann nicht genugsam ausdrücken, wie sehr mich dieser Mann interessirte. Er spielte uns etwas auf einem Instrument, das er in der Bastille aus Fliederrohr sich anfertigte; bei seiner Schilderung der in dieser fürchterlichen Einsamkeit noch möglichen Beschäftigungen und der Auskunftsmittel, die er ersann, um sich aus derselben zu befreien, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten. Was gespannte Aufmerksamkeit zu entdecken und zu lassen vermag, erscheint uns, die das Weltgetümmel zerstreut, geradezu unglaublich.

„Ich habe zwei Akte einer Tragödie gelesen, die noch Niemand kennt, und die den stärksten Eindruck auf mich gemacht hat; es ist „Strafford und Karl I." vom Grafen Lally, Sohn des Hingerichteten, dessen Lebenszweck darin besteht, das Andenken des Vaters zu rächen. Die Analogie zwischen der Geschichte Strafford's und jener seines Vaters, zwischen dem Charakter Ludwig's XV. und jenem Karl's I., trägt zur Erhöhung des Eindrucks bei. Mir ist nie ein Mensch vorgekommen, der vollständiger von einem Gedanken und einem Gefühl ergriffen gewesen wäre; des Vaters Ehre wiederherzustellen, das geschehene Unrecht gut zu machen und der Unschuld zum Sieg zu verhelfen, ist der Gedanke, der ihn ausschließlich beherrscht, und in seinem, in jedem Alter, kann eine solche Festigkeit der Gesinnung nicht genug gelobt werden.

„Der berühmte Bildhauer Houdon hat aus Amerika eine

Büste Washington's zurückgebracht. Es sind die kältesten Züge, die ich je in meinem Leben gesehen habe, und es ist unterhaltend, sie mit jenen von Cagliostro zu vergleichen. Man wäre zu glauben versucht, daß Washington für nichts sich warm zu interessiren vermag und besonders der Ruhm ihn gleichgültig läßt. Er gleicht jenen Aerzten, die nichts von der Heilkunst halten." . . . „Figaro ist an der zweiundneunzigsten Vorstellung angelangt. Beaumarchais sagte neulich, man werde erst, wenn es hundertundfünfzig Mal gegeben worden sei, das Werk zu beurtheilen wissen. . . . Wir bedauern, nur Witze und Wortspiele berichten zu können, aber in diesem Lande gibt es nichts zu thun, und deshalb hat man es in der Redekunst weiter als irgendwo sonst gebracht." Auch der Bericht über den Aufenthalt der Erzherzogin Christine, Schwester der Königin, und ihres Gatten, Herzog Albert von Sachsen, schließt mit den Worten: „Die Pariser Gesellschaft wird jeden Tag uninteressanter. Man wünscht gar nicht mehr, in derselben zu glänzen, und wenn das Spiel nicht wäre, würde man sein Leben ohne irgend eine Aufregung verbringen."

Das nächste Bulletin ist noch vom selben Jahr, November 1786 datirt, und beschäftigt sich mit Einzelheiten über den Hof, wie sie König Gustav zu kennen wünschte; die Reise nach Fontainebleau, die das Königspaar jedes Jahr im Herbst zu unternehmen pflegte, gab diesmal Stoff dazu: „Tafeln und Soupers", erzählt die junge Gesandtin, „sind die einzigen Begebenheiten des Tags. Dreimal in der Woche soupirt man bei Madame de Polignac, dreimal bei Madame de Lamballes und einmal im intimen Kreis der Königin, die gewöhnlich um elf Uhr Abends zu erscheinen pflegt und eine Partie Billard spielt, was sehr in der Mode ist. Um Mitternacht zerstreut sich dieser Kreis, und man beschließt den Abend anderswo. Hazardspiele sind absolut verboten, aber die andern Spiele gehen um so höher. Das einzige Vergnügen einer Hausfrau scheint darin zu bestehen, ihre Gäste so schnell als möglich an einem Trictrac-

oder Quinze-Tisch festzuketten. Dabei war eine solche Menschenmenge in Fontainebleau, daß man nur mit den zwei oder drei Personen sich unterhalten konnte, die am selben Tisch spielten. Im Uebrigen bestand das Vergnügen darin, sich halb erdrücken lassen zu müssen. Besonders bei der Königin war das Gedränge ganz ungeheuer. Es ist nicht möglich, der Höflichkeit einen größeren Reiz der Anmuth und Güte zu verleihen, als es durch sie geschieht. Ohne die Andern vergessen zu lassen, daß sie Königin ist, scheint sie selbst nie daran zu denken. Das Studium des Gesichtsausdrucks und Gebahrens Derjenigen, die ein Wort von ihr erwarteten, lohnt die Mühe. Die Einen suchten die Aufmerksamkeit dadurch auf sich zu ziehen, daß sie in lautes Lachen über Bemerkungen ihrer Tischnachbarn ausbrachen, die unter andern Verhältnissen kaum ein Lächeln erregen würden; Andere bemühten sich, zerstreut auszusehen und so den sie ausschließlich beschäftigenden Gedanken zu verbergen; sie wandten beharrlich den Kopf nach einer andern Seite, konnten es aber doch nicht verhindern, daß ihre Augen der Königin auf Schritt und Tritt folgten. Wieder Andere, wenn sie von ihr über das Wetter befragt wurden, glaubten eine solche Gelegenheit, sich zu erkennen zu geben, nicht unbenützt vorüber gehen lassen zu sollen und antworteten lang und breit darüber. Es gab jedoch auch Solche, die Ehrfurcht ohne Servilität und den Wunsch zu gefallen ohne unziemliche Berechnung bezeugten. . . . Der König von Frankreich erscheint in der Gesellschaft nicht. Man sieht ihn nur Morgens und Abends, bei den durch Etiquette geregelten Ceremonien, und am Sonntag in feierlicher Aufwartung. Er begibt sich nie zum Spiel der Königin. Er jagt oder liest. Geschieht weder das Eine noch das Andere, so heißt es komischer Weise: ‚Heute thut Seine Majestät nichts'. Was dann sagen will, daß er mit seinen Ministern arbeitet. Während der diesjährigen Reise hat er Leuten zweifelhaften Rufes unzweideutige Beweise seiner Unzufriedenheit gegeben und dadurch den Eindruck erhöht, daß sowohl der König als die Königin auf Grundsätzen

von Ehre und strengem Anstand bei den zu ihrer Umgebung gehörenden Persönlichkeiten bestehen. Es war sehr davon die Rede, daß Baron Breteuil in Fontainebleau den Entwurf eines Edikts zu Gunsten der Legalisirung der Heirathen zwischen Protestanten und ihres Civilstands überhaupt vorlegen werde. Ohne Zweifel ist das seine Absicht. Man begeht zwar eine entehrende Handlung, wenn man im Religionsbekenntniß eines der Contrahenten heutzutage einen Scheidungsgrund sucht, aber trotzdem besteht ein solches Gesetz fort und nur die Sitte verhindert das Ungeheuerliche seiner Anwendung. . ."

Bei Erwähnung eines in Fontainebleau durchgefallenen Theaterstücks und des Verbots, in Gegenwart des Königs ein Stück auszuzischen, wird hervorgehoben, wie man sich durch übertriebenes Applaudiren der ärgsten Stellen geholfen, was nicht minder grausam gewirkt habe, worauf die charakteristische Aeußerung folgt: „In Paris pflegt man aus republikanischer Gesinnung gewöhnlich gutzuheißen, was in Fontainebleau verurtheilt worden ist. Diesmal aber stimmten Hof und Stadt überein." Der Chevalier von Boufflers gab zu Ende jenes Jahrs ein anerkennenswerthes Beispiel der Hingebung, indem er sich zum zweiten Mal nach dem Senegal begab, um dort Zuckerplantagen unter der Negerbevölkerung zu errichten und so die freiwillige Kultur des Produktes einzuführen, dessen erzwungene Hervorbringung die Ursache aller Qualen der armen Schwarzen war. „Welche Ehre für das Jahrhundert", bemerkt Frau von Staël, „wäre die Abschaffung der Sklaverei! Wenn ein Mensch das erreichte, würde er mehr Gutes, als je ein anderer gewirkt haben! Aber es ist entsetzlich, gestehen zu müssen, daß die Neger, sich selbst überlassen, faul und arbeitsscheu werden, und dies der zu Gunsten ihrer Abhängigkeit geltend gemachte Entschuldigungsgrund ist. Einzelheiten, die der Chevalier de Boufflers mir erzählte, sind herzzerreißend. So z. B. sind die Europäer darauf bedacht, alte Männer und Weiber einzufangen, denn die Neger sind musterhafte Beobachter der Kindes-

Pflicht; sobald sie von der Gefangennahme ihrer Eltern hören, melden sie sich an ihrer Statt. So gelingt es oft den barbarischen, europäischen Kaufleuten, zwei starke junge Männer für einen Greis einzutauschen und aus den Tugenden derselben Neger Nutzen zu ziehen, deren Naturanlage sie mit Recht als ganz von ihrer eigenen verschieden darstellen." Als Frau von Staël dies niederschrieb, bereitete sich in England unter Führung ihrer nachmaligen Freunde Wilberforce und Romilly der große humanitäre Feldzug gegen den Sklavenhandel vor. Romilly erzählt, wie er im April 1789, kurz vor der Diskussion im Unterhaus, Namens seiner Gesinnungsgenossen an Necker schrieb, um Frankreichs Unterstützung zu begehren. Die höchst schmeichelhafte Antwort des Ministers sei aber in Bezug auf die gestellte Bitte selbst so entmuthigend gewesen, daß man vorgezogen habe, keinen Gebrauch davon zu machen, und so fehlt dessen Name in den Reihen dieser Befreier der menschlichen Race. In seinem Buch über Administration der Finanzen hatte Necker als die größte Schwierigkeit bei Abschaffung der Sklaverei die Versuchung bezeichnet, den von einer Nation aufgegebenen Handel, weil dann um so einträglicher, durch eine andere wieder aufgenommen zu sehen. Wilberforce bezog sich auf eben die Stelle, um das Vertrauen auszusprechen, daß Frankreich wenigstens nicht das Land sein werde, sich in dieser Weise auf Kosten Englands zu bereichern [1]). In dieser Sache nahm Frau von Staël später den Faden, der aus ihres Vaters Hand geglitten war, wieder auf, indem sie 1814, im Interesse der Aufhebung der Sklaverei an die alliirten Souveräne appellirte.

Der nächste Gegenstand, der 1787 das Bulletin beschäftigt, ist die nochmalige Erwähnung des Auftretens von Dupaty, dessen Entlassung und Ungnade gefürchtet wurden. Die Sache galt, wegen der Aufregung, die sie verursachte, als einer der

[1]) Romilly, Memoirs of the Life of Sir Samuel, 1840, I, 343 und 345, April 1789.

Vorboten der revolutionären Aera; sie veranlaßt Frau von Staël zur Bemerkung: „Wirklich grausam ist in diesem Lande die Unzuverlässigkeit der öffentlichen Meinung. Sie unterstützt in einem Kampf von vierundzwanzig Stunden und verläßt bei anhaltendem Widerstand. Die große Kunst des Gegners hat darin zu bestehen, einen vom Publikum Unterstützten lange genug anzugreifen. Man kann dasselbe an Alles gewöhnen. Der Eine gilt ihm für unglücklich, der Andere für verächtlich; auch letzteres ist ein Handwerk in der Welt. Wenn man es lange genug getrieben hat, ist nicht weiter davon die Rede, und die Sache wird als erledigt betrachtet."

Das vierte und letzte Bulletin, welches Frau von Staël für König Gustav schrieb, trägt schon die Spuren wachsender Erregung der Gemüther und die Jahreszahl 1787.

„Die öffentlichen Dinge", schreibt sie, „nehmen Paris seit sechs Monaten so vollständig in Anspruch, daß die Privatangelegenheiten nicht nur kein Interesse mehr erwecken, sondern ins Stocken gerathen sind, weil man die Nutzlosigkeit aller individuellen Versuche, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, erkennt. Ich bin geneigt, meinen Freunden und Bekannten ihre unthätige Apathie übel zu nehmen, weil sie mich der Mittel beraubt, Eurer Majestät über sie zu berichten."

Das politische Ereigniß des Tags war die Verbannung des Herzogs von Orléans, der in öffentlicher Sitzung des Pariser Parlamentes vom 19. November 1787, dem König auf dessen Verlangen eines Steuerzuschusses von 440 Millionen entgegnet hatte, nur die Generalstaaten hätten das Recht, diese, wie überhaupt alle Steuern zu bewilligen. Zwischen Frau von Staël und dem Herzog bestanden nur jene gesellschaftlichen Beziehungen, die ihre gegenseitige Stellung bedingte. Sie nahm ihn nicht ernst und als seine Instruktionen für die Wahlen von 1789 unter andern Vorschlägen auch die Ehescheidung verlangten, dankte ihm Frau von Staël auf einem Ball bei dem Herzog von Dorset scherzend „im Namen der Damen". „Oh",

erwiderte der Herzog, „ich denke stets an das, was ihnen Freude bereiten kann“ [1]). In ihren Berichten über ihn klingt leise Verachtung durch; so sagt sie bei diesem Anlaß: „Der Herzog langweilt sich so sehr in seinem Exil, daß er an den König geschrieben hat, er möge ihm doch den Aufenthalt in Raincy, seinem Schloß in der Nähe von Paris gestatten. Durch dieses Gesuch, das ihm abgeschlagen wurde, hat sich der Herzog sehr geschadet. Wenn man das Verdienst des Muthes behalten will, darf man sich nicht schuldig bekennen, und das ist eben, was man thut, indem man eine Milderung der Strafe nachsucht. Man bemerkte dem Erzbischof von Toulouse, er werde dem Herzog von Orléans dadurch, daß er ihn verbanne, die Gelegenheit geben, sich vor der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren. ‚Oh, ich kenne ihn‘, erwiderte dieser, ‚er wird die Gelegenheit versäumen‘. Uebrigens besteht kein Grund für die Regierung, ein Exil zu verschärfen, das vom Publikum nicht gutgeheißen wird. . . . .

„Es entspricht den Gewohnheiten des Herzogs von Orléans, die Stellen, über die er verfügt, mit Leuten zu besetzen, welche für dieselben nicht passen. So hat er kürzlich einen Kapitän zur See zum Kanzler seines Hauses ernannt. Der Betreffende, Monsieur de la Touche, glaubte, man wolle sich über ihn lustig machen und begab sich in Marineuniform zum Herzog: ‚Monseigneur‘, redete er ihn an, ‚ich stelle mich in Uniform Ihnen vor, damit, im Fall es vergessen worden ist, daran erinnert sei, daß ich Matrose und nicht im Stande bin, eine Addition fertig zu stellen, also für das mir übertragene Amt ganz und gar nicht passe‘. ‚Das ist gerade, was ich suche‘, war des Herzogs Antwort. De la Touche, nachdem er seine Unfähigkeit konstatirt hat, weigert sich nicht länger, 100,000 Livres Rente in Empfang zu nehmen, da der Herzog darauf besteht. Dieser ist so heiteren Sinnes, daß ich manchmal anzunehmen

[1]) Lord Auckland, Memoirs and Correspondance, II, 305.

versucht bin, bei ihm entscheide nur der Wunsch, zu thun was ihm und Andern am meisten zu lachen gibt. Ueber sich selbst sich lustig machen, gilt ihm als der höchste Spaß. . . ."

Eine Bemerkung über die religiösen Streitigkeiten sei hier deshalb angeführt, weil sie wiederholt beweist, wie sehr Frau von Staël die als Protestantin sie direkt mitberührende Ungerechtigkeit der französischen Gesetzgebung empfand: „Madame de Noailles", schreibt sie, „ist unter allen katholischen Frommen die verrückteste und die am meisten abergläubische. Ohne Unterlaß in Briefwechsel mit dem Papst und eine Stütze des Glaubens, predigt sie Intoleranz wie ein Kirchenvater. Nicht sobald hatte sie vernommen, daß der König dem Parlament das Projekt eines Ediktes zu Gunsten des Civilstands der Protestanten habe vorlegen lassen, als sie von einer solchen Verzweiflung und sittlichen Entrüstung befallen wurde, daß sie ganz gewiß im Fall der Annahme des Edikts der Heftigkeit ihrer Empfindungen zum Opfer fallen wird. In einem eigenen Werk, das Eurer Majestät durch den nächsten Kurier zugesandt werden soll, hat sie alle historischen Begebenheiten, bei welchen die Protestanten im Unrecht waren, zusammenstellen lassen, um Furcht über die Folgen der Toleranz zu erwecken. Erkennt man einmal dieses Ziel als gegeben an, so ist das Buch nicht schlecht, und könnte man vergessen, daß es widersinnig ist, so fände man es ziemlich gut gemacht. Was mich aber wahrhaft in Erstaunen setzt, ist die Thatsache, daß es auf Manche Eindruck macht. Man läßt sich so leicht dazu verleiten, das Jahrhundert für aufgeklärt zu halten, weil die nächste Umgebung, in der man sich bewegt, vorurtheilsfrei ist. Und doch lebt vielleicht noch halb Frankreich im Schatten des Aberglaubens. Diejenigen, die nicht lesen und sich nicht unterrichten, machen überhaupt keine Fortschritte, und das Volk ändert wohl seine Gesinnungen, aber es mäßigt sie nie. Ich übersende die von der Maréchale veranlaßte Denkschrift, die sie bei allen Mitgliedern des Parlaments zugleich mit folgendem Begleitschreiben abgegeben hat: ‚Die Marschallin von

Noailles hat sich bei Herrn N. N. gemeldet, um die dem Parlament anvertrauten Interessen der Religion und der Gesetze ihm zu empfehlen'. Ich füge auch die vortreffliche Arbeit des ebenso gelehrten als vernünftigen Malesherbes hinzu. Er gehört mit zu den erleuchtetsten Männern Frankreichs und wäre ein vortrefflicher Minister ohne Portefeuille. Aber er gesteht selbst zu, daß seinen Fähigkeiten keine auf gleicher Höhe stehende Energie des Charakters entspricht. Was er vorschlägt, sollte ein Anderer ausführen dürfen" [1]).

Es ist nicht ohne Interesse, diese Bemerkungen von Frau von Staël mit den gleichzeitigen Eindrücken des Genfer Protestanten Mallet du Pan über denselben Gegenstand zu vergleichen. Er schreibt: „Das Edikt zu Gunsten der Protestanten erfährt immer neuen Aufschub. Es ist eigenthümlich, das Publikum bezüglich einer solchen Frage in seinen Ansichten getheilt zu finden, mitanzusehen wie alle antiquirten Befürchtungen und Einfältigkeiten wieder aufleben, und eine Sache dieser Art behandelt wird, als ob man gerade den Schöpfungstag hinter sich hätte. Ein Beweis, daß es mit der Aufklärung noch gute Wege hat. Die Marschallin von Noailles verkauft und vertheilt ein Libell des Abbé Beauregard, das sie bei ihm bestellt hat. Die Mönche in den Klöstern setzen das Allerheiligste aus, um vom Himmel zu erflehen, daß der Geist des Königs erleuchtet und das Unglück der Toleranz abgewendet werde. Malesherbes hat ein dickes Buch zu Gunsten der Protestanten geschrieben, als ob über einen solchen Gegenstand noch etwas zu sagen übrig bliebe. Die große Mehrzahl der Einwohner von Paris ist gegen das Toleranz-Edikt. Von allen Seiten hört man Aeußerungen darüber wie zur Zeit der Liga. Die Leute und die Regierung sind von gleicher Muthlosigkeit in dieser Beziehung, sodaß es schon

---

[1]) Geffroy, Gustave III et la Cour de France, I, 388—412, II, Appendix, 430—437 u. 439—444, Bulletin des Nouvelles, de Madame de Staël.

für eine gewaltige Concession gilt, den Calvinisten Taufe und Ehe gesetzlich zuzugestehen. . . . . Durch das Edikt sollen die Protestanten im Königreich zugelassen und geduldet, nicht aber eigentlich tolerirt werden" [1]).

Das Jahr 1788 fand den Schwedenkönig nicht mehr in seiner Hauptstadt, sondern an der finnischen Grenze, den Krieg gegen Rußland betreibend, der ihm vor Allem als Mittel dienen sollte, von unleidlich gewordenen Zuständen in Familie und Reich sich zu befreien. Während das im Norden geschah, vollzog sich in Frankreich das Vorspiel zum Drama, das in seinem Verlauf harmlosen literarischen und gesellschaftlichen Berichten keine Frist mehr gönnte. Von diesem Zeitpunkt an beschränkte sich denn auch der schriftliche Verkehr der jungen Gesandtin mit ihrem Souverän auf einige wenige Briefe, denen es bald nicht mehr gelingen sollte, die immer häufiger werdenden Mißverständnisse zwischen diesem und ihrem Gatten aufzuklären und die Unzufriedenheit des Königs zu beschwichtigen. Denn die Beziehungen zwischen ihm und seinem Vertreter in Paris waren, obwohl verbindlich in der Form, doch von Anfang an niemals ganz aufrichtiger und vertraulicher Natur gewesen. Der Fürst betrachtete alle Prärogativen königlicher Würde als gleich unantastbar, während sein Gesandter am Hof von Versailles längst den Doktrinen über Beschränkung der königlichen Machtvollkommenheiten gewonnen war. Der Bruch wurde unvermeidlich, sobald diese Doktrinen durch die Ereignisse zur Geltung gebracht wurden.

Das erste Anzeichen veränderter Gesinnung war die Verzögerung der im Ehekontrakt dem Baron Staël versprochenen Ordensverleihung, an die seine Frau 1788 vergeblich erinnerte [2]), nachdem ihr der Monarch einen persönlichen Beweis der Gnade

---

[1]) Mallet du Pan, Analecta sur l'Histoire du Temps. Unedirte Familien-Notizen, 1787.

[2]) Briefe von Frau von Staël, im Besitz der Universitätsbibliothek Upsala. Frau von Staël an Nils von Rosenstein, 28. Januar 1788.

durch Gewährung ihrer Bitte ertheilt hatte, ihrem, im Juni 1787 gebornen ersten Kinde, einer Tochter, seinen Namen zu geben. Es starb fast unmittelbar nach der Geburt und ist in keiner der Biographien von Frau von Staël erwähnt, obwohl Saint-Lambert es nothwendig fand, Madame Necker darüber zu trösten, daß sie nun Großmutter geworden sei, und diese dem Enkelkinde Gottesfurcht als beste Gabe wünschte[1]).

Von dieser Zeit an wurde der Salon Necker in der Rue Bergère oder zu Saint-Ouen, mehr und mehr der Salon von Frau von Staël, die öfter dort für ihre leidende Mutter als bei sich im schwedischen Gesandtschaftshôtel der Rue du Bac, oder, wenn die Anwesenheit des Hofs es nöthig machte, zu Versailles, zu empfangen pflegte.

Die älteren Freunde, Diderot, d'Alembert, Lord Stormont, Galiani, Creutz, Thomas, waren todt oder hatten Paris verlassen. Buffon sollte 1788 folgen und nach Grimm's, von arger Uebertreibung nicht freizusprechenden Worten, „die Schranken der größten Zeit abschließen, die Frankreich gekannt hat". Von den Freunden und Gästen früherer Tage leiteten Marmontel, Grimm, Suard, Morellet, Saint-Lambert, Chastellux, Guibert, die Herzogin von Lauzun, Madame d'Houdetot, in die neue Zeit hinüber, die schon eine ganz andere Generation in den Vordergrund stellte. Es tauchten, neben den schon bekannten, die Namen der Zukunft auf. Die „Reise des jungen Anacharsis" erschien wie bereits gesagt 1788; ein Jahr früher hatte Volney seine „Reise nach Syrien und Egypten" veröffentlicht. Die „Studien" von Bernardin de Saint-Pierre sind von 1784; das Erscheinen des viel früher gedichteten Idylls „Paul und Virginie" fällt in das Jahr 1787. Der Oeffentlichkeit noch

[1]) Geffroy, Gustave III et la Cour de France, Appendix, II, 447. Madame de Staël à Gustave III, Juin 1787. Madame de Créquy, Lettres inédites à Sénac de Meilhan, 25 Juillet 1787. Baron de Gérando, Lettres inédites de Madame de Staël etc., 55. Mme. de Staël à Gérando, 1803.

unbekannt. Griechs durch Geburt und Genie, reifte der größte lyrische Dichter des sonst so prosaischen französischen achtzehnten Jahrhunderts, André Chénier, heran, dessen Größe sich nie zu vollem Glanz entfalten sollte, „weil die Dichtung durch die Revolution, der Dichter durch die Terroristen getödtet wurde“ [1]), weil, nach den Worten eines andern Poeten, Duris, „der Augenblick, wo tagtäglich Tragödien in der Straße aufgeführt wurden, nicht geeignet dazu war Tragödien zu erdichten“.

In der Geschichte des Theaters bleibt der 27. April 1784 denkwürdig. Es ist der Tag der ersten Aufführung des „Figaro“ und des unvergleichlichen Triumphes von Beaumarchais, welcher an jenem Abend die regierenden Klassen Frankreichs dazu brachte, selbst ihr eigenes Todesurtheil zu beklatschen. Der Hof, der Adel, die hohe Magistratur, die Prinzen vom Geblüt an ihrer Spitze die Königin, lauschten dem unsterblichen Dialog: »J'étais né pour être courtisan — On dit que c'est un metier si difficile — Recevoir, prendre et demander, c'est le secret en trois mots.« — »La place demandait un administrateur, ce fut un danseur qui l'obtint . . . .« Und jenem Monolog: »Non, Monsieur le Comte, vous ne l'aurez pas — — — vous ne l'aurez pas. Parce que vous êtes un grand seigneur, vous vous croyez un grand genie! Noblesse, fortune, un rang, des places, tout cela rend si fier! Qu'avez-vous fait pour tant de biens? vous vous êtes donné la peine de naître, et rien de plus.« Was Emilia Galotti, was Luise Millerin um den Preis des Lebens überwanden, das lachte Figaro zu Grunde. Eine Einzige, sonst zu jedem Spaß bereit, lachte diesmal nicht mit. „Niemals wie bei dieser berühmten Hochzeit, bin ich in schlechterer Gesellschaft gewesen“, schrieb Kaiserin Katharina [2])

[1]) Nisard, Histoire de la Littérature française. IV. 158.

[2]) Grimm et Catherine II. Correspondance. Recueil de la Société impériale de l'Histoire de Russie, 1878. XXIII. 334.

kopfschüttelnd über die Art der Unterhaltung, der man in Paris huldigte.

Nächst Beaumarchais, dem Dramendichter, sind als die drei bedeutendsten Schriftsteller dieser Jahre unmittelbar vor der Revolution Mirabeau und Rivarol genannt, und es ist von ihnen gesagt worden, Beaumarchais habe das Manifest der Revolution gegeben, Mirabeau sie gemacht, Rivarol sie bekämpft[1]).

Letzterer, von einer kleinen Schar guter Freunde und böser Zungen umgeben, handhabte vorläufig in der Gesellschaft die gefürchteten Waffen des Spottes und der Satyre, die er bald, wie gegen Necker, so auch gegen Frau von Staël richten sollte, bis die Ereignisse ihm sein wahres Kriegswerkzeug, das politische Pamphlet, zuwiesen. Derjenige aber, in dessen Geist der Aufruhr zur hellen Flamme auffloderte, Mirabeau selbst war, obgleich seine politischen Ideen schon in zahlreichen Schriften sich ausgesprochen fanden, in Paris persönlich noch wenig gekannt. Nur die Ungeheuerlichkeit seines Rufes und seiner Familiengeschichte, seine Prozesse, seine Haft in Vincennes, die Skandale mit dem Vater, der vermittelst königlicher Lettres de cachet alle Seinigen unter Schloß und Riegel bringen ließ, mit der Mutter, die eines schönen Tags gegen den Sohn, weil dieser von Versöhnung mit ihrem Gatten sprach, eine Pistole abfeuerte, beschäftigten schon damals die Gemüther.

Dafür spielte seit einigen Jahren ein jüngerer Mann, der 1754 geborne Charles Maurice de Talleyrand, Abbé de Périgord, eine um so glänzendere Rolle in der Pariser Gesellschaft. Talleyrand, den das Gebrechen eines mißgestalteten Fußes auf Befehl von Eltern, mit welchen er nie unter einem Dach geschlafen zu haben behauptete, der Kirche zugewiesen hatte, bekleidete damals in der französischen Hauptstadt die wichtige

[1]) Chênedollé bei Sainte-Beuve, Châteaubriand et son groupe littéraire, II, 177.

Stelle eines Generalagenten des Klerus, dachte aber bereits an andere und größere Dinge.

Schon im Herbst 1784 verlangte die schöne Madame de Brionne, aus dem Hause Lothringen, die Vermittlung des damals in Rom anwesenden Schwedenkönigs bei Pius VI. für den kaum dreißigjährigen Abbé, für welchen ein Cardinalshut begehrt werden sollte. Ob es wirklich geschah, ist nicht gesagt. Dieser Hut gehört jedenfalls zu den sehr wenigen Dingen, die Talleyrand im Lauf seines Lebens nicht erhielt. Das Jahr 1789 fand ihn bereits als Bischof von Autun an der Spitze einer Gruppe von eleganten, vornehmen und raffinirten Lebemännern, wie Narbonne, Jaucourt, Lauzun und so manchen Anderen, die sich rühmten, die Kunst raffinirten Lebensgenusses, geistigen Feingeschmacks und vollendeter Umgangsformen bis zum Höhepunkt des Erreichbaren geführt zu haben. Aber nicht nur die Persönlichkeiten, auch die gesellschaftlichen Zustände selbst hatten sich seit den letzten zwanzig Jahren erheblich verändert. Jene socialen Mittelpunkte, die verhältnißmäßig wenigen Salons, die damals allein den Eintritt in die vornehme Welt ermöglichten, bestanden zum großen Theil nicht mehr, und ihr Einfluß wurde nicht wieder ersetzt. Die Existenz hatte sich schon mehr zersplittert, die Häuser, wo man Berühmtheiten des Tags begegnete, waren viel zahlreicher; die Literatur begann durch die Politik verdrängt zu werden. Wie nach englischer Mode dem Thee der Kaffee, so, pflegte man zu sagen, seien auch die alten Gewohnheiten französischen Lebens anderen Sitten gewichen. Man begann die neueingeführten Pferderennen zu besuchen, spielte Whist, seit dem amerikanischen Krieg auch Boston, wurde einfacher in der Kleidung, ersetzte die schweren, gestickten Damaste, Gold- und Silberbrokate, durch Mousselin und schlichtes Tuch, Puder, Federn und Spitzen durch einfache Bänder und natürliche Haarfrisuren. Der Degen wurde von den Männern nicht mehr angelegt. Dafür trug man Kleider à la J. J. Rousseau, Röcke à la Franklin und als Kopfputz das Bild des

geliebten Gegenstandes, sei es Gatte, Kind, Freund, Katze oder Hund. Der längere Aufenthalt auf dem Lande kam in die Mode. Wie Marie Antoinette von Versailles nach Trianon, so zogen der Adel und die reiche Finanz von Paris auf ihre Landgüter und Schlösser, wo poetische Feste die Schäfergedichte von Florian und die pädagogischen Familienbilder von Berquin verwirklichen sollten. Eine ganze Reihe von Dichtungen, die „Jahreszeiten" von Saint-Lambert, die „Monate" von Roucher, die „Gärten" von Delille und die Prosa des Fürsten Ligne über seinen Park, »Coup d'œil sur Bel-Œil« entsprachen dem Geschmack für Wald, Feld und Flur, der in diesen übersättigten Herzen erwacht war. Der Herzog von Broglie gab die Parole: „Liebt Eure Frauen und Eure Schlösser". Das Leben wurde aber doch nicht ernster und auch nicht natürlicher, weil es sich draußen, in freier Natur abspielte, und es blieb ebenso kostspielig und unter tadelloser Außenseite innerlich corrumpirt, aber man verändelte es auf andere Weise. Man fühlte sich mit 600,000 Livres Einkommen „Sklave seines Ranges". „Empfinde ich meinen Reichthum etwa auf andere Weise als durch Zwang", sagte die Herzogin d'Estissac zu Bonstetten, „und ach, was für eine köstliche Milch gibt es in Ihren Bergen!" [1])

In den Parks und Schäfereien aber, nicht minder als im Prunk der Pariser Hôtels, verfolgte man das gleiche Ziel eines ungetrübt heitern Genusses, der alle Abgründe des Daseins mit Blumen überschüttete und von Schmerz und Entsagung als von Dingen sich abwandte, die nicht nur peinlich für die Natur, sondern aller echten Lebensphilosophie unwürdig seien. Die Sitten waren anscheinend so sanft, auch unter dem Volke, daß der den Franzosen keineswegs günstig gestimmte Jefferson 1785 bemerkt, man könne Jahre in Frankreich verleben, ohne auf eine Rohheit zu stoßen. Nie sei er einem Betrunkenen begegnet [2]). Ein eng-

[1]) Karl Morell, K. V. von Bonstetten, ein Lebensbild, 68.

[2]) Jefferson, Complete Works. Correspondance, I, 443.

lischer Reisender, Andrews, brachte im gleichen Jahr 1785 aus Frankreich den Eindruck mit, daß dort die höchste Aufgabe des Daseins sei, es in ungetrübter Heiterkeit hinzubringen[1]). Die Virtuosität in dieser Beziehung gedieh auch wirklich so weit, daß geselliger Sinn und fröhliche Laune dieses leichtlebige Geschlecht aus den Palästen ins Gefängniß, in die Tribunale und aufs Blutgerüst begleitete und es beinahe ausnahmslos dem Tod heroisch, nicht selten fast lächelnd ins Auge blickte. Dieser epikureischen Lebenskunst hätte eine Würze gefehlt, wenn sie nicht alles ihr Widersprechende mit Verachtung gestraft, jede Erfahrung verworfen und der Autorität in jeder sich ihr darbietenden Form geringschätzend opponirt hätte. „Sire", sagte der Marschall von Richelieu zu Ludwig XVI., „unter Ludwig XIV. durfte man kein Wort sagen; unter Ludwig XV. sprach man leise, unter Ihrer Majestät Regierung spricht man laut." Die ersten Clubs wurden gebildet und bald zu politischen Mittelpunkten erhoben. Schon Galiani meinte, Paris sei nicht mehr der „Salon", sondern das „Caffé" Europa's. Diderot's „Neffe von Rameau" gab den Anstoß zu dem Witzwort, das bald zur Wahrheit wurde. An der Spitze der Opposition standen die Mitglieder des Hauses Frankreich; die Pamphlete, die in Ermanglung der noch fehlenden, nur durch einige officielle Regierungsblätter, die „Gazette" und den „Mercure de France" repräsentirten Zeitungen die öffentliche Meinung vorbereiteten, besoldete zum nicht geringen Theil der Herzog von Orléans. Als die Revolution ausbrach, fanden sich an ihrer Spitze Edelleute, um für sie zu reden und zu kämpfen, Priester, um sie zu organisiren, Bischöfe, um sie zu segnen, königliche Prinzen, um sie zu bezahlen, ein Monarch, um sie geschehen zu lassen. Diesem Geschlecht war nichts zu kühn: man durfte Alles thun und Alles sagen, wenn nur die Form korrekt, gefällig und pikant war. „Mich rührt

[1]) Taine, Les Origines de la France contemporaine. L'ancien régime, I, 191.

nicht das Wahre, sondern das Neue", so dachten mit dem noch dazu als Anhänger des Bestehenden geltenden Sénac de Meilhan unzählige seiner Zeitgenossen[1]). Sie zweifelten keinen Augenblick, daß die Herrschaft der Vernunft begonnen habe, alle Traditionen überwunden und sie selbst bestimmt seien, das goldene Zeitalter zu eröffnen.

Von diesen Jahren sprechend ist es, daß Talleyrand gesagt hat, wer damals, vor 1789, nicht gelebt habe, der wisse nichts vom verführerischen Reiz des Daseins!

Wenn das der Eindruck bei den Männern war, wie hätten die Frauen, für die sich das Ganze wie ein Festspiel entfaltete, der übermächtigen Verlockung widerstehen können? Verehrt zwar wurden sie nicht, aber vergöttert wurden sie, und im gespendeten Weihrauch verlor sich, ihnen selbst fast unbemerkt, die Ehre und Krone ihres Lebens. Für sie war es, daß die dunkelsten Probleme der Philosophie Klarheit des Ausdrucks erstrebten, daß die Wissenschaft epigrammatisch und oratorisch wurde, die trockensten Theorien unter anziehenden Formen sich bargen. Alle Beobachter der socialen Zustände des damaligen Paris und Frankreichs haben dieser Thatsache des überwiegenden Einflusses der Frau Rechnung getragen; aber kaum Jemand hat sie besser ausgedrückt als, später auf sie zurückkommend, der um 1787 im besten Mannesalter stehende Röderer: „Wer vermöchte uns zu sagen", schreibt er, „was die Wissenschaften in Frankreich dem socialen Umgang, dem Wunsch der Gelehrten schulden, von Frauen verstanden zu werden. Ernste Studien sind dem weiblichen Geschlecht so peinlich, daß Klarheit ein Bedürfniß für ihre Lehrer wurde. Fontenelle schrieb seine ‚Weltkörper' für die Marquise de Lambert, Voltaire die ‚Philosophie von Newton' für die Marquise du Châtelet. Madame Lavoisier wurde zuerst vor Allen in die von ihrem Gatten bewirkte Umgestaltung der Chemie eingeweiht. . . . Ich selbst sah

[1]) Nisard, Histoire de la Littérature française, IV, 126.

die ebenso schöne als liebenswürdige Madame Fourcroy allen Collegien ihres Gatten als verständige Zuhörerin beiwohnen. Madame de Condorcet wurde durch den ihrigen in die tiefsten Studien philosophischen Inhalts miteingeweiht; als Beweis davon dient das Werk dieser außerordentlich geistreichen und bezaubernd schönen Frau über Adam Smith's ‚Theorie der moralischen Empfindungen'. Habe ich zu bemerken nöthig, wie viel die Gegenwart von acht oder neun der berühmtesten Frauen der Hauptstadt und des Hofes bei den Debatten der Constituante, ihre Gespräche vor und nach den Sitzungen zur Entfaltung der Beredsamkeit unserer größten Redner beitrug? Ist es mir zu sagen gestattet, daß die Revolution von 1789 das Werk der öffentlichen Meinung war, daß diese öffentliche Meinung in den Versammlungen gebildet und gereift wurde, wo das Stimmrecht der Frauen galt und diese also die Revolution zum Theil mitgemacht haben, was nicht zum wenigsten dazu beitrug, daß sie sich dauernd erwies. Die Interessen, Rechte, Wünsche, Befürchtungen der Familienmütter, der Schwestern, der Gattinnen, sind von den Gesetzgebern mitgefühlt und mitbegriffen worden, ohne daß sie nöthig hatten, sich erst Gehör zu verschaffen, um verstanden zu werden" [1]). Nicht anders dachten die Fremden, der Genfer Mallet du Pan, die Amerikaner Jefferson und Morris. Mallet klagt zwar, daß die Züge der Pariserin jeder Spur echt weiblichen, tiefen Gefühls und unschuldiger Anmuth entbehrten, aber er gesteht ihr geistreiche Lebendigkeit in unvergleichlichem Maße zu [2]); der steife Republikaner Jefferson spottet über das Tagwerk dieser Frauen, das um elf Uhr Mittags mit Besuchen, die um das Bett der Damen sich sammeln, beginnt, ihnen kaum zwischen der Morgentoilette und dem Haarkünstler Zeit zu einem Gang durchs Palais

[1]) Roederer, Fragments de divers Mémoires concernant la Société polie en France, Paris, 1834.

[2]) Mallet du Pan, Analecta sur l'histoire du temps. Unedirte Familien-Notizen, 1785.

Royal nebst einem halbstündigen Schlendern durch die Straßen nach dem Diner als einzige Bewegung läßt, worauf Visiten und der Besuch des Theaters, dann Souper und Kartenspiel den Abend bis tief in die Nacht verlängern. Aber so viel er auszusetzen findet, gesteht doch auch er am Ende, daß die Meinung der schönen und jungen Frauen, die alle für den Tiers schwärmten, in Frankreich mächtiger als die 200,000 Mann des Königs sei[1]). Er geht selbst noch weiter als das und meint, von einer Art von Einwirkung, die kein Reformvorschlag mit in seine Berechnungen gezogen habe, von jener der Frauen nämlich, der in seinem Land glücklicherweise nicht existire, werde am Ende das Schicksal Frankreichs abhängen[2]).

Wenn das Einfluß und Stellung des weiblichen Geschlechtes waren, so lohnt es sich wohl der Mühe zu fragen, welchen Gebrauch es von denselben gemacht hat und in welcher Wagschale die große Richterin aller menschlichen Dinge, die Geschichte, das Gewicht seines Antheils an den Ereignissen und somit auch das Maß seiner ungeheuren Verantwortung gefunden hat. Die Frage kann nur dann ihrer Lösung entgegengeführt werden, wenn festgestellt ist, wie die Frauen sich zur geistigen Herrschaft, welche, um die Zeit des amerikanischen Kriegs und noch unter heftigem Widerspruch beginnend, zu Ende der achtziger Jahre im Denken, im Empfinden und in der Politik eine so gut wie unumschränkte war, verhielten. Diese Herrschaft war die von Rousseau. Die Zeugnisse in dieser Beziehung sind einstimmig. Grimm, von dem Rousseau schrieb, er sei der einzige Mensch, den er hasse[3]), und der seinerseits keine Gründe hatte, schonend gegen ihn zu verfahren, gibt nichtsdestoweniger in der »Correspondance littéraire« Zeugniß für diesen stetig

[1]) Jefferson, Complete Works. Correspondance, II, 116 und III, 10—11, 7. Februar 1787 und 18. März 1789.

[2]) Ebendaselbst, Jefferson an G. Washington, II, 535, Paris, Dezember 1788.

[3]) Berthoud, Rousseau au Val de Travers, 229.

wachsenden Einfluß. Im Februar 1775 nimmt er nicht Anstand, von Voltaire's »Don Pèdre« sprechend zu sagen, diese Tragödie zeige Spuren von Altersschwäche — sent la décrépitude —; aber obwohl er Rousseau's System aufs Schärfste verurtheilt, zieht er die Macht seines Talentes keinen Augenblick in Zweifel. Von Genf aus schrieb 1780 Johannes von Müller, der Historiker, an einen Freund: „Es ist erstaunlich, wie wenige Sachen und wie viele Worte jetzt die Köpfe füllen. Es ist gemeines Uebel und aus Frankreich gebürtig. Ueberhaupt herrscht nun Rousseau's Manier und nicht Montesquieu's. Jener erstaunt ob Allem, dieser erklärt Alles. Zu jenem wird ein lebhafter Geist, zu diesem große Gelehrsamkeit erfordert, weswegen jener die größere Schule hat. Dieser aber wird bleiben, wenn die Spannung, in der ewig zu leben unmöglich ist, endlich erschlafft. . . . Das ist das Unglück, daß der von Montesquieu betretene Weg der Erfahrung für den der Phantasie und Spekulation verlassen wurde, auf dem Rousseau voranleuchtete oder auf welchen er verleitete“ [1]). Und neun Jahre später, 1789, fügt er, von denselben Gedanken geleitet, hinzu: „Wenn die Regeneration dieser Philosophen gelingt, dann laßt uns die Bücher zuschlagen, denn die Erfahrung der Nationen und der Jahrhunderte zählt nicht; Montesquieu ist ein einfältiger Mensch und nichts kann falscher sein, als daß die Regierungen moralischer Grundlagen bedürfen. Die Phrase genügt!“ [2])

Zur selben Zeit kam der Genfer Dumont von London nach Paris zu seinem Freund Mirabeau: „Die Herrschaft von Voltaire ist, mit Ausnahme des Theaters, zu Ende“, schrieb er von dort an Romilly nach England, „Rousseau steigt in eben dem Maß, in welchem der Andere sinkt. Die Nachwelt wird sich darüber wundern, daß man sie jemals als Rivalen betrachten konnte“. Nicht anders urtheilte Oelsner, der deutsche Bearbeiter

---

[1]) Johannes von Müller, Sämmtliche Werke, 1780, XV, 31.
[2]) Ebendaselbst, XV, 350.

und Freund von Sieyès, Anfangs 1791, mitten in der Revolution: „Jean Jacques Rousseau ist, wie Sie wissen werden, eine Bildsäule als Verfasser des Contrat social und seiner Wittwe eine Pension von 1200 Livres dekretirt worden", lautet Oelsner's Brief an einen deutschen Landsmann. „Die Anbeter dieses Heiligen werden am ersten schönen Frühlingstag nach Ermenonville wallfahrten. Voltaire's Jünger schreien gegen beides Abgötterei, seufzen, daß man ihren Propheten vergißt, und wahrhaftig, der letztere Theil ihrer Reklamationen ist begründet" [1]).

In Deutschland erhob sich dagegen kaum ein Widerspruch. Denn nach Lessing war J. J. Rousseau „der kühne Weltweise, welcher kein Vorurtheil ansehend, geraden Wegs auf die Wahrheit zugeht" [2]). Kant soll ein paar Mal seinen täglichen Spaziergang geopfert haben, um den Emil zu lesen [3]). Der Jüngling Schiller rief begeistert aus:

„Sokrates ging unter durch Sophisten,
Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt",

und schickte seinen Räuber Moor aus der Kultur hinaus in die Wälder. Und noch für einen Andern ist Rousseau der Ausgangspunkt, aber freilich nur dieser gewesen. Götz an der Hand, den Werther im Herzen, that der junge Goethe den Ausruf: »Tais-toi, Jean-Jacques, ils ne te comprendront pas« [4]). Herder, Jakobi, Klinger, Campe, Heinse, bis herab zu Lenz legen Zeugniß ab für die Macht der Ideen von Rousseau über sie, und dasselbe läßt sich in allen europäischen Kulturländern nachweisen.

---

[1]) K. E. Oelsner, nachmaliger kgl. preußischer Legationsrath, Briefe aus Paris, 1790—1792, an Justizrath von Halem, 36.

[2]) H. Hettner, Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert, 448, 456.

[3]) J. Honegger, Kritische Geschichte der französischen Kultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten, 359.

[4]) M. Bernays, Der junge Goethe, III, 53, Goethe an Sophie Laroche.

In allen, bis auf das eine England, wo der politische Sinn zu sehr geschärft und damit die geistige Unabhängigkeit zu fest begründet war, um sich für diese ganze, papierne Glückseligkeit zu begeistern. Denn „gab es je einen anti-englischen Geist und Charakter, so war es Rousseau. Seine Rhetorik, seine Allgemeinheit und Apriorität, seine Gewissenlosigkeit in Fest- und Aufstellung von Thatsachen, sein ewiges sich selbst Belügen und Belügen anderer, das durchweg Ungentleman'sche wie das Unpraktische in seinem Wesen, die ganze Unreinlichkeit seiner Natur müssen es dem Engländer absonderlich schwer machen, gegen ihn gerecht zu sein" [1]).

Sonderbar genug. Auch für diese englische Staatskunst ist J. J. Rousseau ein Prüfstein geworden. Als einer der gefährlichsten Feinde der Freiheit von der großen liberalen Partei abgelehnt, ist er hundert Jahre nach seinem Tode von der jungen radikalen Schule adoptirt worden. Ihre gewandteste Feder, die von Mr. John Morley, hat eine Apologie von J. J. Rousseau geliefert, die vor nichts zurückschreckt, weder vor den Consequenzen des Socialkontrakts noch vor den Ungeheuerlichkeiten der Confessions, noch vor der Bewunderung des Bergs [2]), die in allen Hauptpunkten die Theorie von Rousseau so bedingungslos anerkennt, daß ein Kritiker von der Bedeutung Karl Hillebrand's den „edlen Irrthum" des ihm befreundeten Engländers nicht anders als mit der wahrhaft grausamen Entschuldigung „außerordentlicher Naivetät und Unkenntniß continentaler Sinnesart" zu decken weiß [3]).

Mit vollem Recht dagegen konnte Mercier, der Kritiker, Publicist, Abgeordnete des Convents, und wie so mancher Andere, in der zwölften Stunde seinen Antheil an dem Werk be-

---

[1]) K. Hillebrand, Aus und über England, John Morley, Studien über das achtzehnte Jahrhundert, 338.

[2]) John Morley, Rousseau, 1873.

[3]) Karl Hillebrand, Aus und über England, 339.

reuend, im Jahr 1791 ein ganzes Buch über „J. J. Rousseau, als einen der ersten Urheber der Revolution betrachtet", herausgeben[1]). Bernardin de Saint-Pierre, sein enthusiastischer Schüler, ging noch einen Schritt weiter. Er verleugnet nicht nur den Patriarchen von Ferney, er nennt ihn ausdrücklich „den bösen Genius des Jahrhunderts, das seinen guten Genius in Rousseau fand". Auch das ist bezeichnend, daß die erste, eigentliche Apologie von Rousseau aus der Feder von Barère, „dem Anakreon der Guillotine", stammt. Sie erschien 1787. Man kennt das Wort Napoleon's an Stanislaus Girardin, „daß ohne J. J. Rousseau Frankreich keine Revolution erlebt hätte". Frau von Staël wiederholt es und berichtet, er habe hinzugefügt, daß er es nicht beklage: »car j'y ai attrapé le trône«[2]). Frau von Staël selbst endlich, die bei ihrem Eintritt in die Literatur sich ausdrücklich zu Rousseau's Fahne bekennt, hat Voltaire's nur selten und ganz vorübergehend gedacht. Nicht nur der große Strom der öffentlichen Meinung, auch die Ansichten Derer, die ihr am nächsten standen, beeinflußten sie für ihn im Sinn aller ihrer persönlichen Impulse. Es ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß Madame Necker Alles aufbot, um von der Jugend ihrer Tochter den Gedankenkreis Rousseau's fernzuhalten. Das geschah aber nicht etwa, weil sie seine Ideen verurtheilte, sondern weil auch sie zu übermächtig von ihnen ergriffen war. Sie, die sittenstrenge, vorwurfsfreie Frau schreibt, nachdem sie die Confessions zum Theil und noch im Manuskript gelesen hat, an Moultou: „Ich bekenne daß, so lange die „Héloise", der „Emile", alle diese göttlichen und wesentlichen Bestandtheile von Rousseau in unsern Händen sind, ich das Leben ihres Verfassers nur als ein

[1]) Sebastien Mercier, Jean-Jacques Rousseau, considéré comme l'un des premiers auteurs de la Révolution, Paris, 1791.

[2]) Jobez, La France sous Louis XV., V, 640. Madame de Staël, Considérations sur la Révolution française, partie IV, chapitre XVI, Édition 1838.

schwaches Nebenwerk betrachten kann und es mir scheint, als ob ein Schleier über die Fehler dieses Vaters der Tugend geworfen werden solle“ [1]). Und Moultou, der einstige Prediger des Evangeliums, der seinem Stand und der Theologie entsagte, weil er entdeckt zu haben glaubte, daß der Apostel Paulus und der heilige Augustinus die Lehre Jesu Christi verdorben hatten, überbietet diesen Enthusiasmus seiner Freundin durch den seinigen. „Oh, mein Freund, Sie sind groß“, schreibt er 1763 dem auf Schweizer Boden, aber unter Friedrich's Scepter, nach Val de Travers geflüchteten Jean Jacques, „aber ich bin groß genug, um die Hoheit Ihrer Seele zu fühlen.“ „O Julie, O Saint-Preux, O Claire, O Eduard“, ruft er nach Lektüre der Neuen Héloise, „welche Welt bewohnen Eure Seelen und wie kann ich mich mit Euch vereinigen!“ Und nachdem er das Glaubensbekenntniß des Vicaire savoyard gelesen: „Wenn ich nicht geglaubt hätte, bevor ich es las, so würde ich ganz gewiß jetzt glauben“. Ruhig und dankbar nimmt er es hin, daß Rousseau ihm 1763 rathet, sein priesterliches Gewand, „das zum Schimpf für ihn geworden“, abzulegen und ihn 1769 ermahnt, „fest im Glauben zu bleiben“ [2]).

„Rousseau's Schriften“, urtheilt Villemain, „waren die Bibel ihrer Zeit“. Es fiel nicht schwer in die Wagschale, wenn Grimm, Diderot, Saint-Lambert, heftige Widersacher geworden waren. Hatten sie doch Alle dem Denker gehuldigt, bevor sie sich mit dem Menschen entzweiten. Malesherbes, der königliche Censor, sorgte für die Verbreitung des Emile, der offiziell verboten, unter dem Siegel des großen Parlamentariers von Haus zu Haus wanderte; er war nicht nur ein Anhänger, „er war ein Sektirer von J. J. Rousseau“ [3]).

---

[1]) Madame Necker, Mélanges, I, 147.

[2]) Berthoud, Rousseau au Val de Travers, 109, 140, 142, 147. Gaullieur, Études sur l'histoire littéraire de la Suisse française, 87.

[3]) Das Wort ist von Saint-Marc-Girardin, J. J. Rousseau, sa vie et ses ouvrages, II, 364.

Als der Emile und der Contrat social 1762 erschienen, schrieb Bachaumont, „Rousseau spreche nur laut aus, was Alle im Herzen trügen“ [1]). „Lesen Sie den Emile“, schrieb Mounier, einer der scharfsinnigsten Köpfe der künftigen Constituante, „und wehe Ihnen, wenn Sie dann nicht das Bedürfniß, besser zu werden, empfinden sollten“ [2]). Raynal, Thomas, Marmontel, Mably, Bernardin de Saint-Pierre, Dupaty, Florian, Roucher, Mercier, Berquin, standen unter dem direkten Einfluß von Rousseau. Zu Lyon füllten sich die Kirchen, um einen Prediger zu hören, der seinen Text dem Emile entlehnte [3]). Es wird erzählt, daß Christophe de Beaumont, Erzbischof von Paris, dessen Hirtenbriefe gegen das Buch Anlaß zu einem der größten Erfolge Rousseau's gegeben hatte, in der Intimität nie anders von ihm zu reden pflegte, als um seinen Charakter, seine Tugenden, seinen Genius, seine freiwillige Armuth und seine Aufrichtigkeit zu rühmen [4]).

Wenn Frau von Staël von diesen vornehmen gesellschaftlichen und literarischen Kreisen in bürgerlich einfachere Regionen überging, so fand sie denselben Kultus wieder, bei jenem Coindet u. a., dem Kassier des Bankhauses Thélusson-Necker, der bis zu seinem 1808 erfolgten Tode ihr treu ergebener Freund blieb, und dessen Name in den Confessions wie so mancher andere ganz unnöthiger Weise geschmäht ist. Coindet war Rousseau's begeisterter Verehrer und dazu ein kluger, achtbarer Mann, der keinen Anlaß hatte, der Schmeichler der Großen zu sein, den dieser aus ihm machte [5]). Ging Frau von Staël dann von den

---

[1]) Bachaumont, Mémoires, I, 137, citirt bei Rocquain, L'Esprit révolutionnaire avant la Révolution, 235.

[2]) Bardoux, La bourgeoisie française pendant la Révolution. Revue des Deux-Mondes, 1886, Januar, 401.

[3]) Costa de Beauregard, Un homme d'autrefois, 25.

[4]) Berthoud, Rousseau au Val de Travers, 85, Note, nach Brizard, Édition Poincot.

[5]) Rousseau, Confessions, Séjour à l'Hermitage. Saint-Marc-Girardin, J. J. Rousseau, sa vie et ses ouvrages, II, 261.

Männern auf die Frauenwelt des Salon Necker über, so fand sie vollends kaum eine oder zwei unter ihnen, die seinem Einfluß entgangen waren, dafür aber Freundinnen und Gönnerinnen, wie die Marschallin von Luxembourg, Madame d'Houdetot, Gräfin Boufflers, Gräfin d'Egmont, um nur solche, die eine Rolle in seinem Leben gespielt haben, zu nennen. In dieser Atmosphäre erwuchs Fräulein Necker. Die „Briefe über Rousseau" bezeugen, ohne es durch genaue Daten festzustellen, daß sie ihn früh gelesen, in erster Jugend sich an ihm begeistert hatte. Sein Zauber packte sie, wie er die ganze Generation des letzten Jahrzehnts vor der Revolution gepackt hat und aus den gleichen Gründen. Sie schöpften ihre Macht aus der doppelten Thatsache, daß für sie sein System zugleich eine Neuerung und eine Reaktion war.

Neu waren die Paradoxen zu Gunsten des Naturzustandes und gegen Civilisation und Bildung, in den Abhandlungen von 1750 und 1755, „über den Einfluß des Fortschritts der Künste und Wissenschaften auf die Sitten" und „über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen", diesem Manifest gegen die Gesellschaft, dessen revolutionäres Programm von keiner der späteren Schriften Rousseau's an Vollständigkeit übertroffen worden ist. Neu waren der modernen europäischen Welt die Lehren des Contrat social, von der Unveräußerlichkeit der Souveränetät des Volkes, die Proklamirung des unumschränkten, unbedingten Willens Aller, als einziger Grundlage der Autorität und des Staates. Neu die folgerichtig daraus entspringende Doktrin, nicht etwa von der bürgerlichen Gleichheit und demselben Recht jedes Einzelnen vor dem Gesetz, sondern von der Berechtigung Aller zur Theilnahme an der Regierung, deren einzige Rechtsquelle der stets wiederrufliche, nach Gutdünken veränderliche Wille der Gesammtheit ist. Neu war auch die Erziehungsmethode des Emile, das Zurückgehen auf die Natur, die nicht bekämpft oder geregelt, sondern bloß unterstützt und entwickelt werden soll. Nach der Erklärung der Menschenrechte im Socialkontrakt soll

diese Erklärung der Kinderrechte, nach Goethe's Worten „das Naturevangelium der Erziehung", im Ganzen eine unmögliche Utopie, wie jedes System, das Rousseau aufbaut; im Einzelnen voll befruchtender, wenn auch beständig sich widersprechender Anregungen und nützlicher Wahrheiten, wie Alles, was sein Genius berührt.

Jedermann, der auch nur flüchtig mit Rousseau sich beschäftigt hat, weiß, daß diese seine Ideen, wenn auch neu für seine Leser, doch größtentheils nicht originell waren. Hundert Jahre früher hatte der Engländer Hobbes, im Gegensatz zu Rousseau, der eine Revolution vorbereitete, eine andere Revolution durchlebt. Die ihm verhaßte politische Anarchie schrieb er der Einwirkung religiöser Einflüsse zu. Um beide zu bekämpfen, verlegt nun Hobbes den Schwerpunkt in den Despotismus eines Einzigen. Sein Fürst ist der Träger der unumschränkten Macht, auf kirchlichem wie auf staatlichem Gebiet, da jeder Unterthan, kraft eines Vertrags, freiwillig und unwiderruflich ihm alle seine individuellen Befugnisse zur Verfügung gestellt hat und der allgemeine Wille nicht irren kann. Und eben weil diese Macht nichts anderes als der Einzelwille Aller ist, der sich im Fürsten darstellt, so bedarf dieser keiner Beschränkung und das Volk keiner Garantien. Denn wie könnte der Fürst je versucht sein, etwas gegen Diejenigen zu unternehmen, deren Wohl und Interesse er verkörpert, und deren Willen er ausspricht. Das ist der Punkt, wo die Doktrinen des „Leviathan" und des Buchs „de Cive" sich mit den Theorien von Rousseau berühren.

Die ausschließliche Ableitung einer unbeschränkten Fürstengewalt aus allgemeinen Verträgen ist ebenso falsch und historisch unwahr, als die Lehre Rousseau's von der ursprünglichen Freiheit und Gleichheit aller Einzelnen und der ewigen Unveräußerlichkeit ihrer Rechte. Das System von Hobbes gipfelt in der absoluten Monarchie. Rousseau stürzt es um und setzt die Souveränetät des Volkes an seine Stelle. In ihren Consequenzen

aber stimmen beide überein. Das letzte Wort der Staatslehre des Anhängers der Stuart's und der Philosophie nach dem Naturrecht des Bürgers von Genf lautet nach ersterem zu Gunsten des Throns, nach letzterem zu Gunsten der Demokratie, aber beide vernichten die berechtigte Unabhängigkeit des Individuums und das Recht der Minoritäten, beide verkennen die historische Entwicklung und das eigentliche Wesen des Staates, beide endigen im Despotismus. Auch der Emile, das Denkmal von Rousseau und seine größte Schöpfung, hat Muster gehabt und Vorgänger aufzuweisen. Die Essays von Montaigne, die Werke von Locke, des politischen Gegners von Hobbes, haben nicht nur anregend, sondern auch dadurch auf ihn gewirkt, daß sie ihn zum Widerspruch veranlaßten. Es versteht sich von selbst, daß die Grundsätze der bis dahin so gut wie ausschließlich wirksamen geistlichen Erzieher von ihm mit ausgebeutet worden sind[1]). Die Wahrheit aber sprach Grimm, wenn er fragte, „wem denn Rousseau seinen Styl, seine Beredsamkeit, sein Colorit gestohlen habe?" Das war der eigentliche Kern der Frage, daß auch die landläufigsten Wahrheiten vergessen waren oder nicht mehr beachtet wurden, bis Rousseau kam und ihnen neues Leben einhauchte. Er beherrschte seine Zeit, nicht so sehr, weil er ihr eine neue Botschaft zu bringen hatte, als vielmehr, weil er ihr ein Stück der alten Weisheit in neuer, glänzender Umhüllung wiedergab. Das Geheimniß seiner Macht ist weniger in ihm selbst als in der Schwäche seiner Gegner, in der Entwicklung von Kirche, Staat und Gesellschaft seit dem Tod Ludwig's XIV. zu suchen. Ludwig, der Herrschertalente in nicht zu übertreffender Vollendung besaß, hatte die Aergernisse seines Privatlebens zum Theil dadurch zu sühnen gesucht, daß er seinem Begriff von Orthodoxie und Kirche durch Verfolgung der Calvinisten nach Außen, der Jansenisten im Schoß des

[1]) Brockerhoff, Jean-Jacques Rousseau, sein Leben und seine Werke, III, 48 u. 155, citirt eine eigene Schrift, Les Plagiats de Mr. Rousseau de Genève sur l'éducation, vom Benediktiner D. Cajot.

eigenen Bekenntnisses entsprach. Der zweiten Hälfte seiner Regierung fehlt es nicht an düstern Bildern; keines aber ist tragischer als die Austreibung der eigenen Landeskinder in Hunger, Kälte und Noth, die Entweihung der Gräber der heiligmäßig gestorbenen, aber anders als der König denkenden Nonnen von Port-Royal, deren Gebeine, kaum außerhalb des Bereichs von Versailles, die Hunde herumzerrten. Entschuldigen lassen solche Thaten sich nicht, wohl aber lassen sie sich erklären. Auf Seiten nicht nur der Opfer, sondern auch ihrer Gegner waren starke, aufrichtige Ueberzeugungen. Höflinge mochten heucheln, um die Gunst des alternden Monarchen zu gewinnen; aber Bossuet und den Theologen der gallikanischen Kirche war es nicht minder Ernst als Pascal und den Port-Royalisten. Und gerade dem stark entwickelten religiösen Bewußtsein liegt nichts so nahe als Intoleranz. Verdammungswürdig ist sie immer, aber ebenso verächtlich als unerträglich wurde sie erst dann, als die Ueberzeugungen ins Wanken geriethen oder verschwanden, die Verfolgung aber blieb. „Der Hof schwitzt Heuchelei", sagte Saint-Simon unter den letzten Regierungsjahren des großen Königs. Der Regent, auf seinen Unglauben stolz, verlangte einen solchen Tribut nicht mehr, aber ließ es ruhig geschehen, daß der Glaube den Menschen aufgezwungen wurde, den er selbst tief genug verachtete, um den römischen Purpur für einen Dubois zu begehren, der nicht wenig dazu beiträgt, Voltaire zu erklären [1]). Fleury schadete nicht weniger, obwohl in anderer Weise. Er stellte einer Lehre in der Kirche die Macht der Krone zur Verfügung und drängte den römischen Stuhl zu unheilvollen Schritten. Der Kampf zwischen der ultramontan gesinnten Regierung und den jansenistisch gesinnten Parlamentariern und ihren Anhängern füllt die erste Hälfte der neuern französischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts

[1]) Voltaire, Lettres anglaises, Oeuvres XXVI, 29, citirt bei Buckle, History of Civilisation in England, I, 692, Note.

aus. Die janseniſtiſchen Anſchauungen behaupteten in Paris das Feld, als die Bulle Unigenitus, die von dem Gewiſſen Unterwerfung, auch ohne jede innere Ueberzeugung forderte, in Frankreich aufgedrungen wurde. Im Jahr 1731 beſprach einer der größten Redner des Pariſer Parlaments, Abbé Pucelle, die von dieſer Bulle ausgeübte Wirkung wie folgt: „Seit dieſe Bulle in Frankreich Aufnahme gefunden hat, ſind wir von Uebeln umringt. Alle Quellen des Guten ſind verſtopft, alle Schulen vergiftet. Was iſt aus der Sorbonne geworden, aus welcher man hundert Doktoren der Theologie und zwar die gelehrteſten und dem Staat ergebenſten, mit einem Schlag entfernt hat? Was aus der berühmten Schule von Sainte-Barbe, die ſo vorzügliche Diener für Kirche und Staat großzog? Sind nicht alle Schichten der Bevölkerung, alle beſtehenden Inſtitutionen verwirrt und zerſtört?“ [1]) Von dieſem Reinigungsproceß, den Cardinal Fleury mit der katholiſchen Kirche in Frankreich vornahm, hat dieſelbe ſich nie wieder erholt. Die Nation zwar in ihrer weitaus größeren Mehrheit lebte und ſtarb ihrem Glauben gemäß, ſonſt würde die beſtehende geſellſchaftliche Ordnung ſchon damals zu exiſtiren aufgehört haben. Aber die Macht der religiöſen Ideen über den Geiſt und die Bildung der Zeit ging verloren. Im langen Streit der Parteien waren die Kräfte aufgezehrt und lahm gelegt worden. Alle Städte Frankreich's zählten verbannte Theologen, von ihren Lehrſtühlen entfernte Profeſſoren, ſuspendirte Prieſter in ihrer Mitte. Selbſt Kloſterfrauen mußten ihrer verfolgten Meinungen wegen obdachlos umherirren und gute, katholiſche Chriſten ohne die Sakramente ſterben. Ein merkwürdiges Beiſpiel unter vielen von dieſen Zuſtänden knüpft ſich noch 1778 an den Beſuch des Kaiſers Joſeph in Paris. Dieſer ſprach dem König den Wunſch aus, den Wohlthäter der Taubſtummen, Abbé de l'Epée, kennen

[1]) Abbé Pucelle bei Aubertin, Les Parlementaires jansénistes du XVIII Siècle. Revue des Deux-Mondes, 1881.

zu lernen, der nicht nur zum Vermittler dieser Unglücklichen mit ihren Mitmenschen durch Erfindung der Zeichensprache geworden war, sondern ihnen seine ganze Habe bis aufs Nothwendigste opferte. Des Kaisers Frage aber konnten weder seine Schwester noch Ludwig XVI. beantworten. Sie hatten den Namen des vortrefflichen Menschen und Priesters nie nennen gehört, denn der Erzbischof von Paris hatte ihn, jansenistischer Ideen wegen, unter Ludwig XV. suspendirt[1]). Eine ganze Literatur bezeugt, was die Seelen damals litten und wie die Leiter der französischen Kirche das Wort zur Wahrheit gemacht hatten: »Desertum faciunt, pacem appellant«. Das Christenthum überlebt solche Krisen, aber der Staat ging darüber zu Grunde. Die verletzten Ueberzeugungen flüchteten unter den Schutz der parlamentarischen Freiheiten. In der Auflehnung gegen den Mißbrauch kirchlicher Autorität schulte sich der Widerstand gegen die Ausschreitungen der königlichen Gewalt. Wie sich der monarchische Absolutismus mit der höchsten Macht in der Kirche verbündet hatte, so führte jetzt die Reaktion gegen den als ungerecht empfundenen Druck in religiösen Angelegenheiten zum Widerstand auf politischem Gebiet. Das erste Oppositionsblatt Frankreich's sind die »Nouvelles ecclésiastiques«, die überall verfolgt und von Jedermann gelesen wurden, gerade wie die Vorgänger der Tribune von 1789 jene jansenistischen Parlamentarier sind, denen das beleidigte Gewissen Beredsamkeit lieh[2]). Sie Alle aber, die Dränger wie die Bedrängten, arbeiteten einem gemeinsamen Feind in die Hände; „Jansenisten und Jesuiten zerreißen sich", schrieb Voltaire 1762, „man muß sie, die Einen durch die Andern vernichten und die angesammelten Trümmer sollen der Wahrheit zum Schemel dienen"[3]). Der Wahrheit? Was denn

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI., I, 233.

[2]) Rocquain, L'Esprit révolutionnaire avant la Révolution. Buckle, History of Civilisation in England, Chapters XII and XIV. Sainte-Beuve, Port-Royal, III, 21, 255, VI, 67, 192. Aubertin, Les Parlementaires jansénistes.

[3]) Rocquain, L'Esprit révolutionnaire avant la Révolution, 236.

haben Voltaire und seine Gesinnungsgenossen so genannt? Er selbst verstand darunter eine ungeheure Zerstörung, den Kampf gegen alle positive Religion, den epikureischen Deismus, dessen beste Phase, eine optimistisch-humanitäre Gesinnung, in den Worten sich aussprach: „Es möge Alles gut oder schlimm sein, sorgen wir, daß Alles besser werde". Sein Antheil an der Revolution ist nicht Sympathie für das Volk, das er weder viel beachtete noch liebte; er besteht vielmehr darin, daß er die Gesinnung der Regierenden revolutionirte. Sein blinder Fanatismus gegen das Christenthum, den nichts weniger als sein ungeheurer Verstand entschuldigt, war nicht der Weg zu einer solchen Reform; er strafte seine Toleranzdoktrin der Lüge. Als 1770 das „System der Natur", dieser „Codex des Atheismus", erschien, reagirte Voltaire, aber zu spät, gegen die Geister, die er gerufen hatte. Das Werk von d'Holbach, welches jede religiöse Regung als geistige Verirrung bezeichnet[1]), war nur das vollständigste einer langen Reihe ähnlicher Produkte. Helvetius hatte 1758 das materialistische Credo in dem Buch „vom Geist" formulirt, welches die Existenz eines solchen leugnend Alles auf die Sinne zurückführt und eine entsprechende Moral aufbaut. Weit entfernt, den allgemeinen Unwillen zu erregen, fand sich, daß Helvetius das populäre Buch der guten Gesellschaft geschrieben und, wie die Marquise Du Deffand meinte, „das Geheimniß Aller ausgeplaudert hatte". Die Theorie zu diesen Auslegungen kam von Condillac, „dem Metaphysiker des französischen achtzehnten Jahrhunderts"[2]), der die Philosophie von Locke den Franzosen zugänglich gemacht, aber im Sinn der materialistischen Doktrinen weitergeführt hatte. Im Gefolge dieser Wortführer, mit Diderot und der Encyklopädie, arbeiteten Unzählige weiter. Auch hier fand sich die alte Erfahrung bestätigt, daß wie nichts vollkommen gut, so auch das Schlimmste

[1]) Barante, Tableau de la Littérature française au XVIII Siècle, 94.
[2]) Cousin, Histoire de le Philosophie, I. Série, III, 83.

nicht ohne Nutzen ist. Die verwerflichste aller Philosophien, auf die Niemand mehr in der Theorie zurückgreift, auch wenn er unglücklich genug ist, sie in der Praxis zu üben, führte zum Studium der Natur, gab den Anstoß zu den wissenschaftlichen Errungenschaften der Lavoisier, Lalande, Cuvier, Fourcroy, Bichat, und leitete so in die neue Zeit hinüber. Aber ihre Wirkung auf die Seelen blieb nicht minder trostlos und zersetzend. Unter der absoluten Negation des Geistes, dem Haß gegen alles Religiöse, den aufgethürmten Sophismen zu Gunsten aller Verirrungen, der Empörung gegen jede Autorität, der unerbittlichen Satyre und des triumphirenden Spottes gegen Alles, was bis dahin im Denken wie im Leben als heilig und unerschütterlich gegolten hatte, sanken alle Ueberzeugungen und alle Traditionen in Trümmer. Und wie hätten, unter der Herrschaft dieses materialistischen Naturalismus, der den Ursprung der Gedanken in die Sensation verlegt und als Motiv menschlichen Handelns nur den Eigennutz bestehen läßt, noch ethische Begriffe überleben sollen? Der räsonnirende Verstand behauptete allein das Feld und negirte die sittliche Freiheit.

Da kam Rousseau und mit ihm die Reaktion, die nur durch das Vorhergegangene möglich war und verständlich wird. Seine erste Kriegserklärung gilt eben der Uebermacht und Ueberschätzung des Verstandes: „Der Mensch, der denkt, ist ein verkommenes Thier. . . . .“ „Kommt in die Wälder, und werdet Menschen!“ [1]) Der Appell an die Natur, das was im Emile „das Wiederaufsteigen zu ihr“ genannt wird;[2]) die Theorie, daß „die Natur den Menschen glücklich und gut, die Gesellschaft ihn depravirt und elend gemacht habe“ [3]), zieht sich, wie ein rother Faden, durch alle seine Schriften. Hieraus das Postulat

[1]) J. J. Rousseau, Discours: Le rétablissement des arts et des sciences a-t-il contribué à épurer ou à corrompre les mœurs?

[2]) Barni, Études sur le dix-huitième Siècle, J. J. Rousseau, II, 213.

[3]) J. J. Rousseau, Anfang des Émile. J. J. Rousseau, Juge de Jean-Jacques, 3. Dialogue.

der Erziehung des Menschen nach den Andeutungen und als Entwicklung der Natur, die Zurückführung der Gesellschaft auf ursprüngliche Zustände, oder auf das, was Rousseau dafür hielt, die Theilung des Besitzes nach den Begriffen des bloßen Naturrechts[1]), die Begründung der Religion auf das Gefühl, mit Ausschluß aller Dogmen und mit Gleichgültigkeit gegen alle Formen des Kultus, wodurch das Christenthum selbst nichts anderes mehr war „als die besser erklärte Naturreligion“[2]).

Ueber diesen Standpunkt ging auch das berühmte Glaubensbekenntniß des savoyschen Vikars nicht hinaus. Es verwirft den herrschenden Materialismus und macht der Theologie keine Zugeständnisse, aber es bemächtigt sich, insoweit sie seinen Zwecken dient, der christlichen Moral, stellt den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele wieder her und erkennt die Thatsache der sittlichen Freiheit und die Existenz des Gewissens an[3]).

Mit den unmittelbar vorhergegangenen Doktrinen verglichen, war das schon ein unermeßlicher Gewinn. Man kann den Geist dieser Zeit nicht besser charakterisiren, als indem man daran erinnert, daß sie es Voltaire überließ, bei drei denkwürdigen Gelegenheiten — den Processen von Calas, de la Barre und Lally-Tollendal — als Sachwalter der Gerechtigkeit aufzutreten und daß sie das Evangelium nach der Version des Emile empfing. Von da an wurde Rousseau der religiöse Erwecker der Zeit und als Gewissensrath befragt. Im Brief an den Erzbischof von Paris nennt er sich geradezu den „Anwalt der Sache Gottes“, und es ist nur zu richtig,

---

[1]) J. J. Rousseau, Discours sur l'Économie politique. Barni, loc. cit. darüber, II, 236.

[2]) Berthoud, Rousseau au Val de Travers. Rousseau an J. Jequiers, Motiers, Décembre 1762, 135.

[3]) J. J. Rousseau, Émile. Profession de foi du Vicaire savoyard und Nouvelle Héloïse, Livre VI, Lettre VII.

daß dieselbe bis 1789 in der zeitgenössischen Literatur kaum einen andern hatte. An einer Stelle erklärt er, „daß die Menschheit ihm Altäre schulde“ [1]).

Am Vorabend der Revolution versuchten es drei Schriftsteller, Bernardin de Saint-Pierre, Necker und Madame de Genlis, zu Gunsten religiöser Ueberzeugungen aufzutreten. Bernardin, der Schüler von Rousseau, schrieb die „Naturstudien“, „in welchen Gott vertheidigt wird, wie ein schlechter Client durch seinen Advokaten“ [2]). Necker's 1788 erschienenes Buch „über die Wichtigkeit der religiösen Meinungen“ war ein Vermittlungsversuch zwischen der Philosophie und der Theologie, der, so achtungswerth er auch sein mochte, doch die Dinge ließ, wie sie waren, und dessen wohlmeinendem, unbestimmtem Deismus Rivarol die unerbittliche Logik des Entweder — Oder gegenüberstellte. Madame de Genlis endlich verdient keine ernste Erwähnung [3]). Man behauptete von ihr, „sie habe die Verirrungen in ihr Leben, die Moral in ihre Bücher verlegt“ [4]). So bleibt denn Rousseau als Vermittler religiöser Ideen und durch sie als der große Erwecker und Bezwinger des Gemüths. Ebenso wahr als schön sagt Nisard: „Das geringste, was der Schriftsteller verliert, wenn er das Alterthum vernachlässigt, sind Lichtblicke über das menschliche Herz; das geringste, was Derjenige einbüßt, der die christliche Vergangenheit verachtet, ist Erkenntniß des eigenen Herzens“ [5]). Auch in dieser Beziehung war Sorge getragen, daß die Theorien von Rousseau aus dem allgemeinen Verlust Nutzen zogen. Alle Sachkundigen stimmen mit Grimm darin überein, daß die „auf unglaubliche und

[1]) Brockerhoff, Jean-Jacques Rousseau, sein Leben und seine Werke, III, 736.

[2]) Nisard, Histoire de la Littérature française, 4. Artikel: Saint-Pierre.

[3]) Ihr Buch führt den Titel: De la religion considérée comme l'unique base du bonheur et de la véritable philosophie.

[4]) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, III, 16.

[5]) Nisard, Histoire de la Littérature française, IV.

[illegible] Weise vernachlässigten klassischen Studien"[1] mit zum [illegible] Plunder gehörten, den die selbstbewußte Weisheit [illegible] Tage mit allen andern Traditionen über Bord geworfen hatte. Nicht als ob Rousseau den Geist der Alten, wie Montesquieu es gethan, in sich aufgenommen hätte. Er wußte in Wahrheit ebensowenig davon als vom Christenthum selbst. Aber das Wenige, was er von beiden verwerthet hat, genügte doch, um dem ersten der modernen Schriftsteller den idealen Hintergrund und warmen Hauch des Lebens, dem Vater der modernen Demokratie die republikanische Staffage zu geben. Es führte ihn aus den Wirrsalen der Spekulation zurück ins Innere der Seelen und lehrte ihn die Beredsamkeit, welche ihm die Jugend zuwandte und die Frauen gewann, während die klare Einfachheit seiner sozialen Theorien ihm die Herrschaft über die Massen sicherte, die ihn nur zu gut verstehen lernten. Mochte immerhin die Zukunft beweisen, daß sein System falsch, seine Natürlichkeit die eines Kranken, seine Organisation der Gesellschaft nur die Construirung der Anarchie sei: die Gegenwart fühlte, daß die Leidenschaft, mit welcher er seine Doktrinen vortrug, echt war und gerade der Leidenschaft hatte sie zu lange entbehrt. Er aber besaß sie, geschmückt mit allen Verführungen des Talentes, das zum ersten Mal wieder Augen für die Natur, und für die Sprache des Gefühls den Ausdruck des Pathetischen, die träumerische Romantik, die Gluth der Empfindung gefunden hatte.

Von diesen drei Elementen seiner Macht, der Jugend, dem Volk und den Frauen, schätzte Rousseau keines höher als diese. Das erste Mal, wo er zum Publikum sprach, hatte er, Plato [illegible] gesagt: „Die Männer sind immer das, was den Frauen beliebt, das sie sein sollen. Wollt Ihr sie groß und tugend-

[1] [illegible] Correspondance [illegible] 1754. IV. 37 und VI. 140. [illegible] I. XIV.

haft, so lehret die Frauen, was Größe und Tugend ist“ [1]). An die Frauen dachte er, wenn er von sich bezeugt, „er habe gefühlt, bevor er gedacht habe“, wenn er sich „als Einen schildert, der Niemanden von Allen gleiche, die er gekannt, und der von sich zu glauben wage, daß kein Lebender ihm ähnlich sei“ [2]). Es that ihm keinen Eintrag bei ihnen, wenn er hinzufügt: „Wer sich nicht für mich entflammt, der ist meiner nicht würdig“ [3]).

Und die Frauen, die vornehmsten, die anziehendsten, die verwöhntesten, antworteten mit Madame d'Houdetot: „O Du, der liebenswürdigste der Menschen, und auch der geliebteste.“ Die Marschallin von Luxembourg, Madame d'Epinay, Madame de Boufflers, eine Schar von Claires und von Julies handelten nach diesen Worten. „Eines Abends, im Augenblick, wo der Opernball beginnt, findet die Frau des achtzehnten Jahrhunderts auf ihrem Toilettentisch die Neue Héloïse. Ich wundere mich nicht, wenn sie Pferde und Bediente von Stunde zu Stunde warten läßt und um vier Uhr Morgens auszuspannen befiehlt, wenn sie die Nacht lesend zubringt und die Thränen sie ersticken. Zum ersten Mal hat sie einen Mann begegnet, der ihr sagt, was Liebe sei“ [4]).

Und was die Neue Héloïse erweckt hat, vermögen die Confessions nicht wieder zu vernichten. Umsonst berichten sie, nicht allein Verbrechen, sondern unvergleichliche Niedrigkeiten. Nicht nur daß Rousseau, der jugendliche Vagabund, der unehrliche Bediente, der schnell zum Verführer gewordene Verführte, ihr Mitleid erregt; sie nehmen es ruhig hin, daß der Mann die

[1]) J. J. Rousseau, Le rétablissement des sciences et des arts a-t-il contribué à épurer ou à corrompre les mœurs?

[2]) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, II, 63, citirt aus den Confessions.

[3]) J. J. Rousseau an Madame de la Tour-Franqueville, citirt Causeries du Lundi, II, 78.

[4]) Taine, Les Origines de la France contemporaine. L'ancien régime, I, 356.

Frau, der Obdachlose die Wohlthäterin verräth, daß er Madame de Warens, die er lebend hungern ließ, todt mit unsterblicher Schande bedeckt. Das weibliche Zartgefühl versöhnt sich mit cynischen Bildern, mit den empörendsten Verhöhnungen der Sitte; das Mutterherz läßt sich sagen, daß der lebenslängliche Gefährte eines unwürdigen Geschöpfes fünf Kinder ins Findelhaus verstieß, auch dann, als es nur von ihm abhing, das Brod für sie zu verdienen. Das Alles und viel mehr hinderte nicht, daß, nach wie vor, derselbe Mensch der — eine seltene Ausnahme — taub für die Stimme der Natur gewesen war, der vergötterte Anwalt ihrer Rechte blieb; nach wie vor holte man sich Erziehungsgrundsätze aus dem Emile, die Lehren ihrer schiffbrüchigen Moral aus den Deklamationen der Julie, das zur bloßen Empfindung herabgewürdigte Glaubensbekenntniß eines christlich ausstaffirten Deismus bei dem savoyischen Vikar.

Für die eine Madame de Boufflers, deren Empörung über die „Bekenntnisse" das an Gustav III. gerichtete Wort »sales et dégoutantes« entschlüpft[1]), sind Scharen weiblicher Wesen bereit, in die frevelhafte Herausforderung mit einzustimmen: „Wenn einer, vor Gottes Thron hintretend, sich besser glaubt, als mich, so möge er mich verdammen".

Unter den geistigen Töchtern von Rousseau sind zwei berühmte Frauen: Madame Roland und Frau von Staël. Zu beiden ist er in einer Wechselwirkung gestanden. Ohne Rousseau sind sie nicht zu verstehen, und zugleich vervollständigen sie sein geistiges Bild.

Madame Roland, die ältere von beiden, kommt zuerst in Betracht.

Wie Rousseau war Marie Jeanne Phlipon, am 18. März 1754 geboren, schlichter Bürgersleute Kind. Ihre einsame Kindheit und unbescholtene, träumerische Jugend verlebte sie

---

[1]) Geffroy, Gustave III et la Cour de France. Taine, Les Origines de la France contemporaine. L'ancien régime, I, 252.

mehr mit Büchern als mit Menschen, im stillen Elternhaus, neben der Werkstatt ihres Vaters, eines Graveurs. Unter diesen Büchern war eine ihrer Lieblingslektüren der Plutarch. „Diese mehr poetische als historische Quelle", schreibt einer ihrer Biographen, „aus welcher bekanntlich Rousseau seine Vorstellung von den republikanischen Charakteren der alten Zeit und die glänzenden Bilder der alten Republiken entlehnt und sich die Idee eines Staatsverhältnisses gebildet hat, das weder war, noch sein wird, das aber eben darum einer weiblichen Seele um so mehr gefallen mußte" [1]).

Und Rousseau selbst? „Ich las ihn sehr spät", sagt sie in ihren Memoiren, „und habe wohl daran gethan; er würde mich wahnsinnig gemacht haben; ich hätte nichts anderes mehr lesen wollen als ihn, und vielleicht hat er auch so, wie die Dinge stehen, nur zu sehr meine schwache Seite gestärkt" [2]).

Ein anderer ihrer Biographen, Dauban, setzt diese ihre erste Bekanntschaft mit Rousseau's Werken in das Jahr 1777, als sie dreiundzwanzig Jahre zählte [3]). Sie selbst sagt, ihre Erziehung, ihre ersten Eindrücke, die Berührung mit der Welt, Alles habe dazu beigetragen, ihr die republikanische Begeisterung einzuflößen, die ihr die Lächerlichkeit oder Ungerechtigkeit einer Menge von socialen Unterschieden und Auszeichnungen fühlbar gemacht habe [4]). Zu diesen Beziehungen mit der Welt gehört 1771 der Besuch in Versailles, bei einer Verwandten, die Kammerfrau von Marie Antoinette, damals noch Dauphine, war. Mademoiselle Phlipon brachte acht Tage in einer Dachwohnung des königlichen Schlosses zu, und beobachtete das Treiben dort „mit einem Gemisch von Philosophie, Einbildungskraft, Gefühl und Berechnung", die, wie sie sagt, sich gleichmäßig bei ihr ausgebildet hatten, sie aber „für den Anblick eines großen

[1]) Fr. Ch. Schlosser, Frau von Staël und Frau Roland.
[2]) Madame Roland, Mémoires, Édition Dauban, 101.
[3]) C. A. Dauban, Étude sur Madame Roland, Introduction, LIV.
[4]) Madame Roland, Mémoires. Édition Dauban, 92.

Schaugepränges" nicht unempfindlich machten. Nur verdroß es sie, daß es „persönlich so unbedeutenden und ohnedies schon übermächtigen Menschen galt" und als ihre Mutter fragte, welchen Eindruck dieser Aufenthalt auf sie gemacht habe, gab sie zur Antwort, wenn er noch einige Tage länger währen sollte, würde sie die Leute dort dermaßen hassen, daß sie nicht mehr wüßte, was mit einem solchen Haß anzufangen sei. — Und was haben sie Dir denn gethan? fragt die Mutter weiter. „Sie ließen mich die Ungerechtigkeit empfinden und das Absurde mit Augen sehen". Der Anblick „der einfältigen Menge, die bei feierlichen Gelegenheiten ihre selbst geschaffenen Idole jubelnd begrüßte", erfüllte sie vollends mit Erstaunen und zorniger Verachtung [1]).

Andere Ereignisse hat ihre Jugend kaum gekannt. Mit sechsundzwanzig Jahren heirathete sie 1780 den sechsundvierzigjährigen Roland de la Platière, einen alternden Gelehrten, damals Inspektor der Manufakturen von Lyon. Aus dieser Ehe wurde 1781 eine Tochter, das einzige Kind geboren. Im Jahr 1784 brachte Roland seine Frau auf kurze Zeit nach England, wohin ihn Geschäfte, dann nach Paris, wohin ihn die von seiner Frau unterstützten, übrigens erfolglos gebliebenen Bemühungen riefen, sich in den Adelstand erheben zu lassen [2]). Sonst lebte das Ehepaar auf dem Lande, in der Nähe von Lyon. Der Gatte schrieb Denkschriften und gelehrte Abhandlungen, unter andern 1787 eine solche, die vorschlug, aus menschlichen Ueberresten Oel und Phosphorsäure zum Besten der Landwirthschaft zu bereiten. Das Beispiel der alten Egypter veranlaßte ihn 1788, der Akademie von Villefranche die Errichtung eines Tribunals zum Urtheil über die Gestorbenen vorzuschlagen [3]).

[1]) Madame Roland, Mémoires. Édition Dauban, Introduction, XXXIX und Text, 75 u. 93.

[2]) Madame Roland, Mémoires, 179.

[3]) Baron de Girardot, Roland et Madame Roland, I, 83, 185, citirt bei Taine, Les Origines de la France contemporaine. La Révolution, II, 109.

Während dessen waltete Madame Roland in Haus und Wirthschaft, empfing gastlich die Freunde ihres Gatten, welche die schöne, schwärmerische Frau ehrfurchtsvoll bewunderten, und sorgte für Mann und Kind, die Ehe als eine Institution betrachtend, „welche die Frau mit dem Glück zweier Menschen betraut“ [1]).

Indessen arbeitete ihre Einbildungskraft rastlos weiter und diese Einbildungskraft erfüllte und beherrschte Rousseau. Wie auch hätte es anders sein können? Sie hatte ihm nichts entgegen zu setzen. Keine Kenntniß der Menschen und der Welt, keine Erfahrung, keine Entschädigung des Herzens. Nach Frauenart, mit der unerbittlichen Logik des Gefühls, nahm sie ihn beim Wort und suchte seine Theorie mit einer großen Ausnahme zu verwirklichen. Die Ausnahme war, daß die Reinheit ihres Wesens sie vor Ausschreitungen, wenn auch nicht vor Versuchungen bewahrte. Es gibt einen gefährlichen Augenblick im Leben der Königin Marie Antoinette. Es ist jener, in welchem sie, von Ludwig XVI. sprechend, »le pauvre homme« sagt [2]). Der Moment kam, wo Madame Roland den geistlosen Pedanten, ihren Mann, »le malheureux Roland« nannte und zwar that sie es in einem Brief an Buzot, den sie liebte [3]). Das Schicksal war gnädig und die Untreue blieb eine ideale. Im Lebewohl an den Geliebten, „O Du, den ich nicht zu nennen wage . . .“ [4]), dessen schmerzlich-begeisterte Erregung mit dem Schönsten, nicht nur in Rousseau, sich vergleicht, hat sie die Kerkermauern gepriesen, die ihr Herz bewahrten, aber freilich auch den Tod begrüßt, der sie aus einem unerträglichen Dilemma befreite [5]).

---

[1]) Dauban, Mémoires de Madame Roland, Introduction.

[2]) Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette, Briefwechsel. Marie Antoinette an Graf Rosenberg, Sommer 1775. Geffroy et Arneth, Correspondance secrète entre Marie Thérèse et Mercy, II, 359, Juli 1775.

[3]) Sainte-Beuve, Nouveaux Lundis, VII, 248.

[4]) Madame Roland, Mémoires, Dernières Pensées, 390.

[5]) Dauban, Étude sur Madame Roland, 39. Der wundervolle, letzte Brief an Buzot, 7. Juli 1793.

Dafür hat Madame Roland in allen andern Punkten sich Rousseau um so willenloser ergeben.

Ihr Styl vor Allem ist, wie Sainte-Beuve richtig bemerkt, durchaus nicht originell. Wenn wahre Leidenschaft sie erfaßt, in der höchsten Exaltation des Gefühls und schon in der Verklärung des Todes, erhebt sie sich zur wahren Beredsamkeit. Aber unter den gewöhnlichen Bedingungen sind ihre Briefe und Denkwürdigkeiten voll von affektirten, gesuchten und geschmacklosen Phrasen, und lassen keinen Zweifel darüber bestehen, daß sie nicht der natürliche Ausfluß eigener Eingebung, sondern Nachbildungen sind. Wir kennen das Vorbild. Rousseau's Selbstüberschätzung führt an die Schwelle des Wahnsinns; er erwartet Altäre. Madame Roland ist nicht bescheidener: „Ich finde in der Welt nur eine Stelle, die mir entsprechen würde", sagt sie, „es ist die der Vorsehung". Sie schildert sich nicht nur geistig, sie beschreibt sich auch physisch, und da sie keine Unwürdigkeiten von sich zu berichten, keinen der Schandflecke des Meisters aufzuweisen hat, so greift sie auf eine ganz nebenan liegende Episode zurück und schreibt ein unverzeihliches Blatt, um sich zu ihm zu erniedrigen.

In Rousseau ist noch ein anderer Zug, der Haß gegen die Tradition und eine entsprechende Abneigung gegen alle Geschichte, die so viele Revolutionäre, voran Sieyès und Condorcet, mit ihm theilen. „Ungeschichtlich durch und durch", nennt ihn einer der besten seiner deutschen Biographen[1]). Der große Historiker Hume konnte nicht umhin, das hervorzuheben: „Er hat sehr wenig in seinem Leben gelesen", sagt er von J. J. Rousseau, „und nun (1764) der Lektüre ganz entsagt. Gelernt, studirt und darüber nachgedacht hat er nicht viel und weiß daher auch entsprechend wenig. Er hat sein Lebenlang empfunden"[2]). Und Rousseau selbst richtet, den Mangel fühlend, die Worte an

[1]) H. Hettner, Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert, 3. Auflage, 441.

[2]) Hume bei Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, II, 78.

Hume: „Ich fürchte immer, es fehlt bei mir in den Grundlagen, und daß alle meine Theorien voll Extravaganzen sind“ [1]). Und in den Confessions heißt es: „Die Lektüre der Romane gab mir romantische, bizarre Begriffe vom wirklichen Leben, von welchen weder Erfahrung noch Nachdenken mich jemals vollständig befreiten“.

Von solchen Bedenken weiß Madame Roland ebensowenig als von der historischen Vergangenheit ihres eigenen oder eines andern Landes, mit Ausnahme einiger allgemeiner Begriffe und wirkungsvoller, Athen und Sparta entlehnter Effekte. Wenn jedoch ein richtiges Verständniß der Vergangenheit Kenntnisse erfordert, so genügt für naheliegende Ereignisse meist gesundes Urtheil. Wie hat Madame Roland sich aber nun die Zeitgeschichte ausgelegt? Nach vielen, mit ihrem Volk zusammen bestandenen Prüfungen und Kämpfen und in mütterlichen Beziehungen zu ihm war Kaiserin Maria Theresia, von der Nation geliebt und von ganz Europa, mit Einschluß Friedrich's, in ihrem Privatleben verehrt, zu Grabe gegangen. Ueber diesen Punkt schien eine Meinungsverschiedenheit nicht möglich, bis Madame Roland eine solche aufstellte. Sie sagt in ihren Memoiren von der Königin Marie Antoinette, daß „Leichtsinn, Uebermuth der Macht und der Jugend, die österreichische Insolenz und Sinnentaumel“ erst sie und durch sie den König verleiteten. „Marie Antoinette selbst aber“, fügt sie hinzu, „ist durch alle Laster des asiatischen Hofes verführt worden, auf welche das Beispiel ihrer Mutter sie nur zu wohl vorbereitet hatte“ [2]). Das erklärt, wie Mallet du Pan, der sie gekannt hat, von Madame Roland sagen konnte, sie sei ganz unfähig gewesen, die Greuelscenen mit Treue zu schildern, die sie mit anzustiften sich nicht gescheut habe [3]). So fand sie die Revolution und so

[1]) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, II, 79. Rousseau an Hume, 1766.

[2]) Madame Roland, Mémoires, Édition Dauban, 350.

[3]) Mallet du Pan, Mercure britannique, 10 Décembre 1798, 533.

brachte sie ihr, der die Exaltirtesten zu kühl, die Verwegensten zu gemäßigt erschienen, mit ihrer ersten, blutigen Morgenröthe schon eine bittere Enttäuschung. Am 26. Juli 1789 schrieb sie ihrem Freund Bosc, dem künftigen Herausgeber ihrer Memoiren: „Ihr beschäftigt Euch mit Errichtung einer Municipalität und Ihr schont die Häupter, die abermals Greuel planen. Ihr seid nur Kinder, Euer Enthusiasmus ist ein Strohfeuer und wenn die Nationalversammlung zwei erlauchten Häuptern nicht regelrecht den Proceß macht oder ein edelmüthiger Decius sich findet, um sie abzuschlagen, seid Ihr Alle . . ." [1]).

So lautet die Aufforderung zum Königsmord, dessen blutiger Schatten bis auf das Schaffot von Madame Roland fällt. Von jener Zeit an entzündet sie den Muth ihrer Freunde und Gesinnungsgenossen, der Lanthenas und Bancal des Issarts, der Brissot und Camille Desmoulins. Sie predigt im September 1791 „die Insurrektion, diese heiligste der Pflichten, wenn das Vaterland in Gefahr ist"; sie appellirt an Paris gegen die Lauheit der trägen Provinzen: „es soll dem Vater selbst nicht Gnade wiederfahren, wo das allgemeine Wohl in Betracht kommt" [2]).

Mit Einschluß ihrer Beiträge für den freiheitlich-republikanischen „Courrier de Lyon", den Roland's Freund, Champagneux, gegründet hatte, waren das die Vorbereitungen für die politische Rolle, die mit ihrer Ankunft in Paris am 20. Februar 1791 beginnend, sie zur Seele der Gironde machte und am 8. November 1793 ihren tragischen Abschluß fand.

In wie weit ist nun J. J. Rousseau auch für diesen kurzen, aber entscheidenden Abschnitt ihres Lebens verantwortlich?

Er selbst war ein Stimmungsmensch und hatte sehr lichte Augenblicke.

Aus seinen Schriften läßt sich das ganze Credo der radi-

[1]) Madame Roland, Correspondance, den Mémoires beigedruckt.

[2]) Madame Roland, Correspondance. Lettres du 20 Décembre 1790 et 24 Janvier 1791.

kalen Demagogie zusammensetzen, bis zum Communismus ausschließlich[1]), aber ebenso könnte man jeden einzelnen Artikel dieses Credo durch eine gegentheilige Aeußerung von Rousseau selbst widerlegen. Der Socialkontrakt stellt die Lehre von der ursprünglichen Freiheit und Gleichheit aller Einzelnen auf, und erklärt diese ihre Freiheit für ewig unveräußerlich. Der Staat, so wie er ihn auffaßt, ist nichts anderes als der Ausdruck des Gesammtwillens Aller, der jeden Augenblick die Macht, die er verliehen hat, beschränken, verändern, wieder zurücknehmen kann. Zugleich aber fordert der Socialkontrakt als unumgängliche Bedingung von jedem Einzelnen den vollständigen Verzicht auf alle seine Rechte zu Gunsten des Staates oder der Gesammtheit, die der Staat darstellt. Eben deswegen ist dieser omnipotent, und hat bekanntlich Alles, auch die Grundlagen der Religion zu bestimmen, die er für das allgemeine Wohl nützlich findet[2]), worauf der Socialkontrakt mit dem berüchtigten Satze schließt: „Wenn Jemand, nachdem er die Dogmen dieser Religion feierlich angenommen hat, so handelt, als ob er nicht daran glaube, ist er mit dem Tode zu bestrafen". Mit andern Worten, die abstrakte, bedingungslose Freiheitsforderung für das Individuum führt zu seiner Absorption durch den Staat; die absolute Demokratie löst sich in den unbeschränkten Despotismus auf! Vergebens erklärt Rousseau in demselben Socialkontrakt, „daß auch die gereifteste der Revolutionen durch das Blut eines einzigen Mitbürgers zu theuer erkauft wäre"[3]), vergebens erklärt er, „eine Constitution, nicht für die bestehende Gesellschaft, sondern für eine Idealrepublik von etwa zehntausend Menschen erdacht

[1]) H. Hettner, Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert, 483.

[2]) J. J. Rousseau, Le Contrat social. Barni, La Philosophie du dix-huitième Siècle, II, 207, 222, 227. Lanfrey, Essai sur la Révolution française, 62—63.

[3]) S. nebst dem Socialkontrakt auch die Abhandlung De l'Économie politique, citirt bei Barni, J. J. Rousseau in der Philosophie du dix-huitième Siècle, II, 323.

zu haben"; vergebens endlich räth er den Polen, nicht etwa Verwirklichung seines Systems, sondern Aufhebung des Liberum Veto und Wahl eines Königs aus der nationalen Aristokratie. Es handelt sich nicht darum, wie er verstanden sein wollte, sondern wie er verstanden worden ist. Der wahre Ausleger des Socialkontrakts ist diesmal nicht J. J. Rousseau, der das Stück ersonnen, sondern Maximilian Robespierre, der es gegeben hat. Der Weg zum Berg aber führt mitten durch die Gironde, und in der Gironde pulsirt das Herz und lebt der Geist von Madame Roland. Sie will den Umsturz des Bestehenden, nicht nur weil es ihr Gerechtigkeitsgefühl, sondern weil es ihre Eitelkeit verletzt hat. Gesellschaftliche Zustände, die keinen Raum für sie haben, müssen schon deswegen untergehn[1]), und an ihre Stelle die Chimäre ihrer einsamen Träume, die Idealrepublik treten. An die Schwelle der Wirklichkeit gelangt, mag Rousseau bedenklich werden; Madame Roland bleibt consequent. Der Wendepunkt ist die Flucht des Königs, die Rückkehr von Varennes. „Ludwig XVI. auf den Thron zurückbringen", schreibt Madame Roland an ihre Freunde, „ist eine Thorheit, ein Wahnsinn, wo nicht ein Greuel. Ihm den Proceß machen, wäre die größte, die gerechteste Maßregel. Aber Ihr seid unfähig, sie zu ergreifen. Suspendirt ihn also"[2]).

Das wurde am 24. Juni 1791 geschrieben. Schon nach dem Tod von Mirabeau, im April, ersehnt sie die fürchterlichste aller Calamitäten, den Bürgerkrieg „als die große Schule öffentlicher Tugenden". Acht Monate später ist Roland Minister. Er erweist sich nicht minder ehrlich als unfähig. Mit dem König in Berührung gebracht, ist er am Punkt, sich seiner zu erbarmen und zu entdecken, daß auch dieser ein ehrlicher Mann ist. Da greift Madame Roland ein: „Ludwig", sagt sie, „ist in allen

[1]) Ueber Madame Roland in dieser Beziehung Fontanes, der sie gekannt hat. Sainte-Beuve, Nouvelles Causeries du Lundi, VIII, 190.

[2]) C. A. Dauban, Étude sur Madame Roland, Notice biographique, 6.

Vorurtheilen des Despotismus und der Genußsucht aufgewachsen, er kann die Constitution nicht lieben" [1]).

Das war allerdings schwer, da sie die Schnur war, die ihn erdrosselte. Sein letzter Rettungsversuch ist die Entlassung der girondistischen Minister, die ihm die Verfolgungstheorie der neuen Staatsreligion gegen die unbeeidigten Priester aufnöthigen. Die Antwort von Madame Roland und ihrer Freunde ist die offene Anklage gegen den König, die Invasion der Tuilerien vom 20. Juni 1792, die Einsetzung der Pariser Kommune, der Plan einer Föderation der Departements, ihr letzter, schuldbeladener Sieg, der Sturz des Throns am 10. August.

Vergebens protestiren drei Wochen später diese Urheber des Mordes der Schweizer Garden gegen die Schlächtereien vom September. Von nun an herrscht Danton und beginnt das Duell zwischen Madame Roland und Robespierre, der, noch consequenter als sie, den Massenmord mit in seine Logik einschließt und seine einstige Verbündete aufs Schaffot schickt. „Ich wußte nicht", schreibt die unglückliche Heldin der Gironde, vom Ancien Régime sprechend, „daß es noch ein entsetzlicheres Regiment, eine scheußlichere Corruption als die seinige gebe? Wer auch hätte das vermuthet. Alle Philosophen haben sich darin mit mir getäuscht" [2]). Alle nicht. Wohl aber er, von dessen Werk Benjamin Constant gesagt hat, „er kenne kein System der Knechtschaft, das verderblichere Irrthümer sanktionirt habe, als die endlose Metaphysik des Socialkontraktes" [3]).

Und nun zu Frau von Staël und zu ihren „Briefen über Rousseau". Als diese 1788 erschienen, hatte sie, ihren eigenen Worten nach, „noch keinen Begriff davon, was eine Regierung sei" [4]). Die Mißgriffe von Madame Roland und so vieler Andern aber beging sie nicht, denn sie war in der Atmosphäre

---

[1]) Madame Roland, Mémoires, Édition Dauban, 350.

[2]) Ebendaselbst, 99.

[3]) Benjamin Constant, Cours de politique constitutionelle, I, 329.

[4]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 191.

aufgewachsen, wo regiert wurde, und wußte ganz genau, daß man auf Pulverminen keine menschlichen Wohnstätten zu errichten pflegt. Das Wenige, was sie über die politischen Ideen von Rousseau sagt, läßt darüber keine Zweifel bestehen, daß sie in diesem wesentlichen Punkte ihrem bewunderten Liebling schon unabhängig gegenübertritt. „Er wollte", schreibt sie, „die Menschen auf gesellschaftliche Zustände zurückführen, von denen das goldene Zeitalter der Fabel allein einen Begriff gibt. . . . Ohne Zweifel ist ein solches Projekt bloßes Gebilde der Phantasie. Aber indem die Alchimisten den Stein der Weisen suchten, haben sie nützliche Wahrheiten entdeckt" [1]). „Ich wage es", fährt sie fort, „Rousseau den Vorwurf zu machen, daß er eine Nation, die ihre Vertreter zu Gesetzgebern hat, nicht als frei betrachtet, und daß er auf einer allgemeinen Versammlung aller Individuen besteht. Bei Gefühlen ist Begeisterung am Platz, niemals aber bei praktischen Vorschlägen. Vertheidiger der Freiheit sollten sich vor Uebertreibungen hüten. . . . Montesquieu ist den bestehenden gesellschaftlichen Zuständen nützlicher; Rousseau ist der Gesetzgeber Derjenigen, die sich zum ersten Mal vereinigen. Die meisten der von ihm entwickelten Wahrheiten sind spekulativ. . . . Vielleicht muß man, um einem idealen Vollkommenheitszustand zu entsagen, zuerst selbst menschliche Angelegenheiten geleitet und so gelernt haben, neben dem Besten, was unter Umständen sich erreichen läßt, davon unzertrennliche Uebel zu ertragen" [2]). Der Gleichheitsbegriff des Socialkontraktes ist vollends der angebornen Ueberlegenheit als seiner direkten Negation, unverständlich. Frau von Staël gedenkt seiner nicht anders als um sich in Uebereinstimmung mit ihrem Vater zu erklären, der bereits 1775 davor gewarnt hatte, sich nach dem Leben in den Wäldern zurückzusehnen, weil auch damals die Menschen ihren Begierden

---

[1]) Madame de Staël, Oeuvres complètes, I, Lettres sur Rousseau. Lettre I, Du style de Rousseau.

[2]) Ebendaselbst, Lettre IV, Les Idées politiques de Rousseau.

Schranken setzen und durch Gewalt bewahren mußten, was sie durch Geschick errungen hatten [1]).

Nicht weniger bestimmt lauten ihre Einschränkungen in Bezug auf den Emile. Sein System der physischen Ausbildung und Erziehung, sagt sie, habe keinen Widerspruch gefunden und seine Beredsamkeit den Frauen einer bestimmten Klasse der Gesellschaft mütterliche Empfindungen und mit den Pflichten auch das unvergleichliche Glück der Mutter zurückgegeben. Aber auch dem Kind habe er seinen Himmel wiedererstattet und mit Recht sei er auf seinen Bildern von Kindern bekränzt dargestellt worden. Die Frage jedoch, ob sie einen Sohn nach der Methode von Rousseau erziehen würde, muß sie verneinen. „Denn", fügt sie hinzu, „schon bloße Eitelkeit würde mich zur Wahl eines bestimmten Berufs für den jungen Mann veranlassen, um ihn in Stand zu setzen, seinen Weg in der Welt zu machen" [2]). Das ist gerade, was Emile nicht kann, und damit ist in der höflichsten Weise Rousseau's Bildungsmethode dahin verwiesen, wo nach Frau von Staël sich sein Gesellschaftsvertrag befindet: ins weite Reich der Chimäre.

Diese Art und Weise freier, selbständiger Beurtheilung verkündet bereits eine erstaunliche Befähigung des Geistes für politische Dinge. Hätte Rousseau sich damit begnügt, ein Naturrecht zu entwerfen, so würde er auf Frau von Staël sehr geringen Eindruck gemacht haben. Zugänglicher dagegen fanden sie sehr bald, unter dem doppelten Einfluß der Ereignisse und persönlicher Beziehungen, die republikanischen Ideen von Rousseau. Es ist Aufgabe dieser Biographie, zu sagen, wie die Bewunderung von Frau von Staël für ihren Vater sie doch nicht verhindert hat, seinen politischen Standpunkt während Jahren zu verlassen, und wie sie ihn später selbst im Sinn ihrer eigenen Ideen soweit beeinflußte, daß er noch 1802, in seinem

[1]) Necker, Oeuvres complètes, I, Sur le commerce des Grains, 13.

[2]) Madame de Staël, Oeuvres complètes, I, Lettres sur Rousseau. Lettre III, Émile.

politischen Testament, die Autorität seines Namens zu Gunsten der republikanischen Staatsform, als der in Frankreich einzig möglichen verpfändete, obwohl er persönlich seiner Vorliebe für die constitutionelle Monarchie treu blieb[1]). Es bedurfte der Probe des Despotismus, um im Geist von Frau von Staël die große constitutionelle Theorie zur Reife zu bringen, mit welcher ihr Name, als Verfasserin der Considérations, unzertrennlich verknüpft ist.

Aber wir stehen bei 1788, sie ist zweiundzwanzig Jahre alt, und lauter als der Verstand, sprechen bei ihr die Gefühle ihres leidenschaftlichen Herzens. Durch diese Pforte drangen Lehren ein, die vor ihrem Urtheil allein nicht bestanden hätten. Schon räumlich ist der Schwerpunkt der „Briefe über Rousseau" auf die Neue Héloïse gelegt. Die einleitenden Worte: „Man mäßigt sich, um zu überzeugen. . . . Ich werde über die Neue Héloïse schreiben, als ob die Zeit mein Herz gealtert hätte", deuten schon an, daß sie sich voreingenommen fühlt. Nach ihrer Auslegung ist die Neue Héloïse eine große, moralische, in Handlung gesetzte und dramatisirte Idee. Zweck des Verfassers ist, zur Reue aufzufordern. Sie gesteht zu, daß der von ihm gewählte Gegenstand nichts weniger als moralisch ist. „Ich wollte", schreibt sie, „der Verfasser hätte Julie als Opfer ihrer Herzensgüte gezeigt. Es scheint mir, als ob Nachsicht für gewisse Vergehen die einzige Tugend sei, die einzuschärfen gefährlich ist, so nützlich es auch sein mag, sie zu üben".

Jedoch, „der wahre Nutzen eines Romans ist vielmehr in seiner Wirkung als in seinem Plan zu suchen. Wenn die Menschen so zu sagen zur Tugend gezwungen werden müssen, wie dürfte man Rousseau einen Vorwurf daraus machen, es durch die Liebe gethan zu haben? . . . Vielleicht, daß in den

[1]) Necker, Oeuvres complètes, XI, Dernières vues de Politique et de Finance, 222, 226, 240.

ersten Zeiten die Menschen keine andere Tugend kannten als jene, die ihren Ursprung in solchen Gefühlen hatte. Die Liebe vermag zuweilen alle Regungen zu erwecken, die durch Religion und Moral vorgeschrieben sind. . . . Tugendhaft ist man, wenn man das liebt, was man lieben soll. Unwillkürlich thut man dann, was die Pflicht gebietet. Hat man sich einmal von sich selbst losgesagt, so kann man sich nicht mehr zurücknehmen und die Liebe folgt dem Zug nach oben. Das ist die wahrscheinlichste Geschichte des Herzens".

Sie wisse wohl, sagt sie, daß man Rousseau die Schilderung eines Erziehers, der seine Schülerin verführt, zum Vorwurf gemacht habe, meinte aber, dieser Zug, der ersten Héloïse entlehnt, habe sie nicht gestört, denn der Roman könne wohl einen Mann in der Stellung von Saint-Preux verleiten, aber Saint-Preux handle unter dem Eindruck der noch in der Schweiz herrschenden Begriffe von Gleichheit. Nicht sein Beispiel, sondern vielmehr das von Julie sei unsittlich, oder wäre es gewesen, hätten ihre Reue und ihr späteres Leben diese Wirkung nicht aufgehoben.

Auch das Schweigen von Julie gegen Volmar entschuldigt Frau von Staël, fügt aber sogleich hinzu: „O wie gefiele mir der Impuls, der sie veranlassen würde, ihm Alles zu sagen!" Sie fühlt ganz richtig, daß die einzig zulässige Entschuldigung für Julie d'Etanges nicht in ihren reflektirenden Betrachtungen und in den Predigten, die Rousseau ihr in den Mund legt, sondern in der unwiderstehlichen Macht der sie beherrschenden Leidenschaft gegeben ist: „Wenn man den Reizen der Tugend entsagt hat", sagt sie, „so muß man alle diejenigen sich aneignen, welche die völlige Hingebung des Herzens gewährt. Rousseau hat sich geirrt, wenn er glaubte, Julie würde dadurch gewinnen, daß sie sich weniger leidenschaftlich zeigt" [1]).

---

[1]) Madame de Staël, Oeuvres complètes, I, Lettres sur Rousseau. Lettre II, La Nouvelle Héloise.

Und nun zur Feuerprobe der Confessions, deren Veröffentlichung in diese Jahre unmittelbar vor der Revolution fällt und noch nicht vollendet war, als sie schrieb: „Dieses Buch ist nicht in dem edlen Ton gehalten, den man von einem seine eigene Geschichte erzählenden Manne erwartet. Aber dafür hat Rousseau ein Gefühl des Stolzes, das für seine Wahrhaftigkeit bürgt. Er hielt sich für den besten der Menschen. Er würde bei dem Gedanken erröthet sein, daß er, um sich ihnen zu zeigen, auch nur ein einziges Vergehen zu verbergen gehabt hätte. . . . Er hat, meiner Meinung nach, seine Memoiren vielmehr deshalb geschrieben, um als Historiker denn als Held seiner Geschichte zu glänzen. . . . Rousseau war nicht wahnsinnig, aber eine seiner Fähigkeiten, die Einbildungskraft, war außer Rand und Band gerathen. Seine geistige Ueberlegenheit brachte ihn dem Wahnsinn nahe. Für Naturzustände, aber nicht für sociale Institutionen bestimmt, war er wie ein an den Ufern des Orinoko geborener Indianer, der glücklich gewesen wäre, die Wellen dahinströmen zu sehen. . . . . Es läßt sich nicht behaupten, daß Rousseau tugendhaft war, denn, um ein solches Lob zu verdienen, muß man fortwährend recht gehandelt haben. Aber er war ein Mensch, den man denken lassen mußte, ohne etwas anderes von ihm zu verlangen; den man führen mußte, wie ein Kind, und zu befragen hatte, wie ein Orakel. . . . . Die Regung des Stolzes in Rousseau hat mich nicht von ihm entfernt. Ich zog daraus den Schluß, daß er sich gut wußte. Er ist vielleicht der einzige Mensch, den das Niedrige und Gemeine nur auf Augenblicke unterwarf. . . . Seine Fehler sind Inconsequenzen. Seine Schriften athmen die edelsten, tugendhaftesten Gesinnungen. . . ." Und nun zu den Charmettes und zu ihrer Bewohnerin, Madame de Warens. „Nicht an sie dachte Rousseau, sondern an die Liebe selbst, die einen Gegenstand brauchte. . . ." „Er war von Natur aus gut, gefühlvoll, vertrauend. Man erinnere sich, wie sehr er in seiner Jugend die Menschen liebte. Wenn er in dieser Beziehung sich mehr als

ein Anderer verändert hat, so liegt der Grund eben darin, daß er weniger als Andere auf die Enttäuschung vorbereitet war". Frau von Staël ist auch die erste, welche das Gerücht vom Selbstmord Rousseau's, an den sie glaubte, mit den Worten in die Literatur einführte: der Brief, worin er ein freiwilliges Ende verdamme, sei viel weniger bedeutend als jener, durch welchen er ein solches rechtfertige. „Fürchtete er etwa", fügt sie hinzu, „sich dieses letzten Hülfsmittels zu berauben?" [1]) Dieser Anspielung wegen, die unter der Gemeinde von Jean Jacques nicht geringen Anstoß erregte [2]), hatte Frau von Staël eine Controverse mit Madame de Vassy, der Tochter des Herrn von Girardin, in dessen Gartenwohnung zu Ermenonville Rousseau bekanntlich starb. Die Frage selbst, obwohl meist im negativen Sinn beantwortet, ist bis heute noch nicht entschieden [3]). Die Beurtheilung von Rousseau durch Frau von Staël wäre unvollständig, wenn sie des Glaubensbekenntnisses des savoyschen Vikars nicht gedächte. Sie nennt es ein Meisterstück der Beredsamkeit in Bezug auf das Gefühl, und der Metaphysik in Bezug auf die Argumentation: „Rousseau", schreibt sie, „ist der einzige Genius seiner Zeit, der ehrfurchtsvoll gegen die frommen Gedanken, deren wir so sehr bedürfen, sich verhält. Er befragt den natürlichen Instinkt und sucht hierauf mit aller Macht der Ueberlegung seine Vernunft von der Wahrheit dieses Instinktes zu überzeugen" [4]). Es sei das unsterbliche Verdienst

---

[1]) Madame de Staël, Oeuvres complètes, I. Lettres sur J. J. Rousseau. Lettre I, Caractère de Jean-Jacques.

[2]) Madame de Charrière, Lettres - Mémoires, Revue suisse, 1857, 793.

[3]) Brockerhoff und Barni unter seinen neueren Biographen bezweifeln den Selbstmord. Bougeault, L'État moral de Jean-Jacques, 1883, behauptet ihn dagegen, wie vor ihm Corancez, ein Zeitgenosse von Rousseau, und in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts Saint-Marc Girardin, L. Blanc und Sainte-Beuve (Châteaubriaud et son Groupe littéraire, I, 107).

[4]) Madame de Staël, Lettres sur Rousseau. Lettre III, Émile.

von Rousseau, daß er, Wärme mit Mäßigung verbindend, auf die Seele gewirkt und durch Leidenschaft zur Beredsamkeit sich aufgeschwungen habe. „Er glaubt an die Liebe, darum ist ihm verziehen“ [1]). Noch sei kein Lob von Rousseau geschrieben worden[2]), deshalb habe sie das Bedürfniß, ihre Bewunderung auszusprechen, empfunden. Ein Urtheil über das Genie stehe nur wenigen, bevorzugten Geistern zu; den Tribut des Dankes dagegen dürften Alle entrichten. Wohl setze sie sich dem Vorwurf aus, ihre Kraft zu früh an einem zu großen Gegenstand versucht zu haben: . . . aber wer vermöge zu sagen, ob die Zeit darin nicht mehr nehmen als geben werde? . . . Und ist es nicht gerade die Jugend, die Rousseau am meisten schuldet? Derjenige, der die Tugend zur Leidenschaft zu machen verstand und durch Begeisterung zu überzeugen suchte, hat sich, um es zu beherrschen, der Fehler wie der Leidenschaften dieses Alters bemächtigt“ [3]).

Sechzehn Jahre später, 1814, in einem zweiten Vorwort zu den Briefen, bestätigt Frau von Staël, daß die von ihr nicht gewünschte Verbreitung derselben ihren literarischen Beruf entschieden habe. „Ich beklage den Zufall nicht“, schließt sie, „denn dieser Beruf hat mir mehr Genuß als Widerwärtigkeiten gebracht. Alles im Schicksal der Frauen verweist auf Verfall, Alles, nur nicht der Gedanke, dessen Wesen es ist, aufwärts zu streben. Die Entschädigungen des Geistes sind dazu bestimmt, die Stürme des Herzens zu beruhigen“.

Bei Gelegenheit dieser ihrer ersten, wirklichen Berührung mit der Oeffentlichkeit machte Frau von Staël eine Erfahrung, die sich fortan öfter für sie wiederholen sollte. Sie fand sich in

---

[1]) Madame de Staël, Lettres sur Rousseau. Lettre I, Style de Rousseau.

[2]) Es ist bemerkt worden, daß Barère's Buch über J. J. Rousseau 1787 erschien; Frau von Staël aber kannte es nicht, als sie die Briefe schrieb.

[3]) Madame de Staël, Lettres sur J. J. Rousseau. Préface de la première Édition de 1788.

Einklang mit den Gesinnungen des Publikums, das ihr seine Anerkennung denn auch nicht vorenthielt. Grimm, obwohl er kurz zuvor eine bittere Satyre über die Confessions geschrieben hatte[1]), bestätigte es, indem auch er die „Briefe" »un charmant ouvrage« nannte. Neben dem Lob der schriftstellerischen Leistung brach jedoch eine andere Stimmung persönlicher Animosität gegen Frau von Staël sich Bahn. Rivarol, Gegner der ganzen Familie Necker, nahm nicht selbst Stellung gegen sie, sondern griff vorläufig Necker's Buch „über die religiösen Meinungen" an, und schickte seinen Freund und Mitarbeiter Champcenetz zum Angriff gegen die Tochter. Dieser schrieb im Juni 1788 eine kleine Abhandlung „über die Vorliebe der Frauen für Querköpfe", worin Frau von Staël als „Armande" lächerlich gemacht wird. Eine direkte Kriegserklärung folgte in Form der „Antwort auf die Briefe über J. J. Rousseau", die Grimm mit vollem Recht eine tödtlich langweilige Satyre nennt[2]). Nur das Eine verdient daraus erwähnt zu werden, daß auch Champcenetz Frau von Staël keinen andern Vorwurf als den „pedantischer Prüderie" zu machen weiß, weil sie Rousseau, wie früher bemerkt, als Vertheidiger der Ehe feiert.

Und nun die letzte Frage! Ist der Einfluß von Rousseau auf das Denken von Frau von Staël ohne Rückwirkung auf ihr Leben geblieben? Gewiß nicht!

Die charakteristischen Züge seines politischen Systems sind hervorgehoben worden. Aber auch seine Moral hatte ihr eigenthümliches Gepräge. Sie erhielt es dadurch, daß bei ihm mehr als bei irgend einem anderen Moralisten vor ihm alle bisher festgehaltenen Begriffe von Recht und Unrecht in unterscheidungsloser Rhetorik ineinanderfließen. Darüber stimmen Alle überein, deren Urtheil zu keinen Sophismen sich herabwürdigt. „Die Neue Héloise", schreibt Madame Necker, „ist ein auf den

---

[1]) Grimm, Correspondance littéraire, XIII, 243 u. XIV, 472.
[2]) Ebendaselbst, XIV, 407.

Grundlagen des Laſters errichtetes Gebäude der Tugend... Aus der geiſtigen Zerſtörung über begangene Sünden den Enthuſiasmus für das Gute herſtellen, heißt die einen mit dem andern vermiſchen und ſich ſelbſt der Fähigkeit berauben, ſie je wieder zu entwirren. Das iſt die Gefahr des Buchs" [1]). Ganz denſelben Eindruck hat Mallet du Pan. Er ſagt in ſeiner beſtimmten, gerade auf das Ziel losgehenden Weiſe: „Rouſſeau hat die Ehrlichkeit ſelbſt verführt" [2]). „Seine Moral", ſagt Villemain, „iſt der Appell an die Leidenſchaft gegen die Pflicht" [3]). Berſot ſpricht von ſeiner Sittenlehre, als von einer Vorſchrift des Herzens, „das die Richtſchnur zu ſeinen Handlungen in ſeinen Empfindungen ſucht, und den Menſchen nur dann verpflichtet glaubt, wenn er gerührt iſt" [4]). Niſard zeiht ihn des Aergerniſſes „zu Grundſätzen ſich bekannt zu haben, die er nicht befolgte" [5]).

Wer verſucht wäre, ſolche Urtheile zu ſtreng zu finden, der erhärte ſie am Schickſal der geiſtigen Nachkommen von Rouſſeau, an „Werther", an „Delphine", an einigen der Lieblingsſchöpfungen von George Sand, die ein verfehltes Daſein durch Selbſtmord beſchließen, weil ſie alle an die Doktrin von der Berechtigung der Leidenſchaften und von der urſprünglichen Güte der menſchlichen Natur glaubten. „Es iſt nicht viel Gutes im Menſchen", ſagte der ſterbende Kant; »Homo homini non Deus, sed diabolus«. „Es prüfe Jeder ſein Gewiſſen" [6]). „Ich weiß nicht, wie das Leben eines Böſewichts beſchaffen iſt",

---

[1]) Madame Necker, Mélanges, I, 30 u. III, 67.

[2]) Mallet du Pan, Mercure britannique, II, 342, Du degré d'influence qu'a eu la Philosophie sur la Révolution.

[3]) Villemain, Tableau de la Littérature française au XVIII Siècle, III, 442.

[4]) Saint-Marc-Girardin, J. J. Rousseau, sa vie, ses oeuvres. Préface de Bersot, I, 18.

[5]) Niſard, Histoire de la Littérature francaise, IV, 489.

[6]) Haſſe, Letzte Aeußerungen Kant's, von einem Tiſchgenoſſen. Königsberg, 1804.

sagt Joseph de Maistre, „ich bin niemals einer gewesen. Das aber weiß ich, daß das Leben eines ehrlichen Mannes schon entsetzlich genug ist". Dagegen spricht Rousseau durch den Mund aller Vermittler seiner Doktrinen: „Der Mensch ist gut, und die einzige Beschränkung seiner Instinkte wird ihm durch die Sorge für sein Glück auferlegt".

Was ist das anderes als der Antagonismus zum Christenthum? Das ganze Fundament der christlichen Weltanschauung bricht damit zusammen und mit ihm alle Schutzwehren, mit welchen es die Hinfälligkeit des menschlichen Herzens umgeben hat. Das sollte auch Frau von Staël erfahren. Nicht nur in ihren äußern Lebensschicksalen, auch in ihrer innern Entwicklung mußte sie durch die Revolution gehen, bevor sie, dieselbe überwindend, durch das Gesetz zur Freiheit gelangte.

# Fünftes Kapitel.

In der Zeit zwiſchen dem Rücktritt von Necker, am 19. Mai 1781, und dem Beginn ſeines zweiten Miniſteriums, im Auguſt 1787, folgten ſich in der Adminiſtration der Finanzen, und, weil dieſe die öffentlichen Arbeiten, den Handel und einen großen Theil der Verwaltung begriffen[1]), auch in der inneren Adminiſtration von Frankreich, vier verſchiedene Perſönlichkeiten: Joly de Fleury, d'Ormeſſon, Calonne und Loménie de Brienne. Den erſten derſelben, Joly de Fleury, wählte Maurepas, weil er von reaktionärſter Geſinnung, ganz unbedeutend und den Parlamenten genehm war. Seine kurze Verwaltung bezeichnet eine der unheilvollſten Maßregeln der Regierung Ludwig's XVI., jenes drei Tage nach Necker's Rücktritt, am 22. Mai 1781, erlaſſene Edikt, das alle Kandidaten für Offiziersſtellen Adelsproben unterwarf, ſo daß durch dasſelbe nicht nur alle Bürgerlichen, ſondern auch noch alle Söhne derjenigen Familien ausgeſchloſſen wurden, welchen der vierte adelige Ahnherr fehlte. Wohl mit Recht ſpricht Madame Campan bei dieſer Gelegenheit von „der Verzweiflung", welche das Geſetz erregt habe. Es ſpaltete die Armee in zwei Heerlager und ſchuf, nach dem Ausdruck eines deutſchen Hiſtorikers, Catilinarier, die bei einem Umſturz nur gewinnen konnten[2]).

[1]) Chérest, La chute de l'ancien régime, I, 30.

[2]) Oncken, Das Zeitalter der Revolution, I, 34—35.

Aus einer solchen Maßregel schließen zu wollen, daß der gesammte Adel als Stand reaktionär und für Erhaltung des alten Zustandes einzutreten bereit war, würde einer jener Trugschlüsse sein, zu welchen einzelne Thatsachen in der Entwicklungsgeschichte der Revolution so oft verleitet haben, während ihr Gesammtergebniß sie widerlegt.

Nicht die Aristokratie als solche, sondern der Hofadel und ein Theil der kleinen Edelleute, die der Standesprivilegien bedurften, um nicht in das Proletariat zurückzuversinken, hatten diesen Pyrrhussieg davongetragen. Wie sehr der unabhängige, auf seinen Gütern lebende Adel die Höflinge von Versailles und die um sie gescharten Intriganten, deren Unterhalt und unersättliche Geldgier das Mark des Landes aussogen, verachtete und haßte, läßt sich in einer Menge zeitgenössischer Berichte, so unter andern in den Briefen und Aufzeichnungen des Marquis von Mirabeau des Vaters erkennen. Gerade die alten Geschlechter, die von der absoluten Monarchie ihrer Machtstellung beraubt worden waren und sich doch stark genug fühlten, den Rückhalt des Hofes zu entbehren, zeigten sich als die vorgeschrittensten im Verlangen nach Reform, gaben den Anstoß zur Bewegung und stellten dem dritten Stand seine Führer. Die Allianz war eine natürliche und im Wesen der Dinge begründet. Denn in einem Punkt wenigstens waren die Interessen dieser Edelleute identisch mit jenen des Tiers. Er strebte nach der politischen Macht, sie wollten dieselbe wieder erlangen und sich eine Stellung, ähnlich jener der englischen Aristokratie, auch wenn es nur um den Preis großer materieller Opfer sein konnte, in der neuen Ordnung der Dinge sichern.

Verschieden davon war allerdings die Stellung des Klerus. Nach einem Ausspruch von Heinrich von Sybel hat es niemals eine Revolution gegeben, die nicht eine sociale oder eine religiöse gewesen wäre. Für die sechzigtausend Mitglieder der Seelsorge und des französischen Landklerus war sie beides.

Welche Gründe sie hatten, um sich, wie sie es thaten, dem Ruf nach Reform anzuschließen, ist bei Besprechung der religiösen Zustände der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bereits angedeutet worden[1]). Aber auch die sociale Frage war für sie nicht zu umgehen.

Während die hohe Prälatur, die Taine auf ungefähr 2800 Personen berechnet, dann die reichen Klöster und Stifte, deren Vermögen sich auf viele Millionen bezifferte, über Einkommen verfügten, die in einzelnen Fällen zwischen 400,000 Livres und eine Million betrugen[2]), lebte der Pfarrklerus in äußerster Dürftigkeit, oft auch in Noth. Denn das ungeheure, auf einen Kapitalwerth von vier Milliarden, mit einem Einkommen von 200 Millionen geschätzte Kirchengut war ganz unverhältnißmäßig unter seinen Nutznießern vertheilt. Während die Einen über einen kolossalen Reichthum verfügten und in direktem Widerspruch zu den Kirchengesetzen, mehrere Pfründen in einer Hand vereinigten, litten die Andern nicht nur Mangel, sondern mußten noch oft ihr spärliches Einkommen von Gemeinden beziehen, die nicht minder arm und bedrückt waren als sie selbst. Im Jahr 1768 hatte der französische Pfarrer im Durchschnitt 500 Livres, der Vikar aber nur 250 Livres, die 1785 auf 700 und 350 Livres erhöht wurden, während Abbé de Vermont, Vorleser der Königin, einen Jahrgehalt von 80,000 Livres, Loménie de Brienne, Erzbischof von Sens, aber jährliche Einkünfte von 678,000 Livres bezog. Die zahlreichen Flugschriften, die in den Jahren unmittelbar vor der Revolution zur Beleuchtung dieser Zustände erschienen, schildern denn auch die Empfindungen, welche sie bei dem Pfarrklerus erwecken mußten: „Es herrscht ein großer Mißbrauch in der Kirche", schreibt der Eine, „diejenigen, die dem Altar dienen, leben nicht vom Altar, wohl

---

[1]) Kapitel IV, 254—257.

[2]) Taine, Les Origines de la France contemporaine. L'ancien régime, I, 17—20, 54—58, Note, 530.

aber Jene, die ihm nicht dienen“ [1]). Der Erzbischof von Toulouse gestand 1775 selbst, daß einem alt oder krank gewordenen Priester keine Zuflucht gegen drückende Armuth, als die Barmherzigkeit seines Bischofs blieb [2]). Manche dieser Bischöfe aber, die nie durch die Mühen und Erfahrungen der Seelsorge gegangen waren, hatten nur Verachtung für Diejenigen, die man von ihnen als »prêtraille« bezeichnen hörte [3]). Und doch waren gerade sie es, welche die Ehre ihres Berufes wahrten, indem sie in der weitaus größeren, von den destruktiven Tendenzen der höheren Stände und literarischen Kreise der Hauptstadt unberührt gebliebenen Mehrheit der Nation das religiöse Bewußtsein wach erhielten und die bescheidenen Tugenden pflegten, welche die Civilisation schützen und die Völker vom Untergang bewahren. In den Reihen dieser Priester fanden sich die gelehrten Theologen, unter ihren Gesinnungsgenossen die frommen Laien, welche die überlieferte kirchliche Doktrin und die strenge Praxis des alten französischen Katholicismus mit jener zähen Anhänglichkeit festhielten, die selbst Voltaire bewundernde Anerkennung, einem Philosophen von der Richtung von Taine geradezu begeisterte Sympathie abnöthigen [4]). Wenn ein Stand in Frankreich von der frommen Gesinnung des Königs Gerechtigkeit erwarten durfte, so war es dieser. Necker erkannte es und suchte später die Aufmerksamkeit des Monarchen auf diese seine verdienten und natürlichen Bundesgenossen im Kampf gegen das Privilegium zu lenken [5]). Aber es stand wie gesagt, geschrieben, daß die alte Monarchie die sibyllinischen Bücher, die das Schicksal

[1]) Les droits des curés et des paroisses, considérés dans leurs rapports spirituels et temporels, 172.

[2]) Essai sur la réforme du clergé, par un vicaire de campagne, docteur en Sorbonne, Paris 1789, 12.

[3]) Ebendaselbst und Taine, Origines etc. L'ancien régime, I, 382.

[4]) Voltaire bei Taine, Origines etc. L'ancien régime, I, 95. Taine, Origines etc. La Révolution, III, 410—416.

[5]) Necker, De la Révolution française. Oeuvres complètes, IX, 99 u. 162.

für sie bereit hatte, eines nach dem andern verbrennen sollte. Während der letzten Zeiten des alten Régime steigerte sich die Tendenz, kirchliche Pfründen ausschließlich als Versorgungsanstalten für die Nachgeborenen des Adels zu verwenden[1]) und die fünfzigtausend französischen Seelsorger, die ein verkehrter Sprachgebrauch als den „niederen Klerus" bezeichnete und eine noch verkehrtere Politik zu hoffnungsloser Noth verurtheilte, gaben 1789 den Ausschlag zu Gunsten des Tiers.

Hand in Hand mit diesen Maßregeln zu Gunsten der Privilegirten ging die Vermehrung der Steuern, Lasten und Schulden unter der kurzen Verwaltung von Joly de Fleury. Er fiel im März 1783, ohne auch nur Versuche zur Besserung nach irgend einer Richtung angestrebt zu haben. Nach dem Tod von Maurepas hatte der junge König allein regieren zu wollen erklärt. Es gab dem Namen nach keinen ersten Minister mehr, allein seinen Einfluß übte der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Vergennes, der in seinem Departement unzweifelhafte Beweise von kluger Voraussicht gegeben hatte, in den innern Fragen aber gleichfalls reaktionäre Politik trieb.

Auf Joly de Fleury folgte der erst einunddreißigjährige, durchaus ehrliche und gewissenhafte d'Ormesson, der den König vergebens bat, ihm die Last, auf die er nicht vorbereitet war, wieder abzunehmen. An seine kurze Verwaltung knüpft sich die Erinnerung an den gescheiterten Versuch, das System der Generalpächter durch eine königliche Verwaltung zu ersetzen. Für den Augenblick war auch das ein bloßer Verlust, denn Necker hatte die Pachtverträge beträchtlich erhöht. Nach sieben Monaten schied d'Ormesson ohne jede Entschädigung aus dem Amt, und nun wagte der Marschall de Castries, in einer geheimen Denkschrift an den König, an Necker's Popularität zu erinnern. Aber es war vergebens. Ludwig's persönliche Abneigung gegen ihn behielt die Oberhand, obwohl seit seinem Rücktritt die An-

[1]) Oncken, Das Zeitalter der Revolution, I, 41, Note.

leihen um den Betrag von 345 Millionen gestiegen waren, und der König, der Rambouillet um 14 Millionen gekauft hatte, bloß 300,000 Livres in seinem Schatz besaß. Candidat der durch Maria Theresia und Mercy beeinflußten Königin war schon dieses Mal Loménie de Brienne, Erzbischof von Toulouse, ein Anhänger der Oekonomisten und Freund von Turgot. Ludwig XVI. jedoch blieb für dieses Mal des Rathes von Maurepas, niemals einen Priester zum ersten Minister zu machen, eingedenk und fühlte überdies einen persönlichen Widerwillen gegen den ihm als ungläubig und sittenlos bekannten Prälaten. Da brachte Vergennes, von der Umgebung der Königin, den Polignac's und vor Allem dem Grafen von Artois unterstützt, den Intendanten von Lille, Calonne in Vorschlag. Er war vom Publikum ebenso als vom Monarchen verachtet, und es bedurfte einer Kette von Intriguen, um ihn durchzusetzen[1]).

Endlich aber gelang es doch und gleich bei der ersten Unterredung mit dem Monarchen bekannte ihm sein neuer Finanzminister, daß er 230,000 Livres Schulden habe, die es ihm zwar leicht sein würde, nunmehr abzuzahlen, die er aber offen anzugeben vorziehe. Der betroffene Ludwig XVI. ging an seine Cassette und übergab dem Minister, ohne ein Wort zu sagen, die genannte Summe. Das Publikum erfuhr die Geschichte nur dadurch, daß Calonne sie selbst dem würdigen alten Machault, der nicht zu wissen versicherte, wodurch er ein solches Vertrauen verdient habe, mit dem Bemerken erzählte, das Geld des Königs habe er zu andern Zwecken verwendet. Und so war es noch einmal der Staat, der seine Schulden zahlte[2]).

Nur der Zustand seiner eigenen Finanzen, pflegte er zu sagen, habe ihn überhaupt dazu vermocht, die Frankreichs zu übernehmen. Man hat ihn mit dem Ausspruch charakterisirt,

---

[1]) A. Chérest, La chute de l'ancien régime, I, 32—37.

[2]) Monthyon, Particularités sur les ministres des finances. Artikel Calonne.

„die Geschäfte habe er wie Vergnügungen, die Vergnügungen dafür wie Geschäfte behandelt[1]).

Niebuhr, der seine Eindrücke über die französische Revolution zum großen Theil noch aus dem unmittelbaren Verkehr mit den zunächst Betheiligten schöpfte, gebraucht, vom glänzend begabten, aber leichtfertigen, unzuverlässigen Calonne sprechend, den Vergleich mit Egmont[2]).

Von ihm hatte der Hof keine Einschränkungen zu fürchten. Er ermuthigte zur Verschwendung, versprach unerschöpfliche Hülfsquellen, kaufte Saint-Cloud für die Königin, die es seit Jahren zu besitzen wünschte[3]), erhöhte die Pensionen und versöhnte die Finanzwelt mit seinen Geldoperationen, indem er ihr erlaubte, die Noth des Staates auszubeuten. Ebenso liebenswürdig als genußsüchtig, konnte er doch, wenn es ihm so gefiel, eine erstaunliche Arbeitskraft und bei den schlimmsten Widerwärtigkeiten, auch ungetrübte, gute Laune aufbieten.

Obwohl 1784 sich als ein Mißjahr erwies, ließ er die Steuern mit einer Härte eintreiben, die alle früheren Erfahrungen überbot, aber die Ausgaben beschränkte er nicht. Damals war es, daß er Mirabeau's des künftigen Volkstribunen Feder kaufte, um mehrere seiner Geldoperationen zu vertheidigen, was im weitern Verlauf der Dinge zur geheimen Mission desselben nach Berlin Veranlassung gab[4]), während Calonne in Conflikt mit den Parlamenten gerieth, und diese die Eintragung der königlichen Edikte verweigerten. Nun that die Noth, was Einsicht, Vernunft und Ehrlichkeit vergebens bei einem Mann versucht hatten, „der die Vereinigung aller Mißbräuche schien, die er nun plötzlich abstellen zu wollen erklärte“[5]). Die „Finanzorgie“,

---

[1]) Mallet du Pan, Analecta sur l'histoire du temps, 1785. Unedirte Familienpapiere.

[2]) Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution, I, 152.

[3]) Augeard, Mémoires, 134 u. ff.

[4]) Droz, Histoire de Louis XVI. I, 345, Note.

[5]) Malouet, Mémoires, I, 287.

die er eingeleitet hatte, war zu Ende, und mit ihr die verderblichen Mittel, die bis dahin den erschöpften Kassen die letzten Reste des nationalen Vermögens zugewendet hatten.

Ohne Uebergang, Schonung oder Vorbereitung entwarf jetzt Calonne ein trostloses Bild der Zustände, die er selbst mit geschaffen und bis zur Unerträglichkeit gesteigert hatte und verlangte in einer Denkschrift an den König „die Reform alles Dessen, was in der Constitution des Staates schlecht und verrottet sei", stellte aber zugleich den berühmten Satz auf, „Mißbräuche seien die Hülfsmittel der Monarchie", was in seinem Mund bedeutete, daß sie den Weg zu nothwendigen Veränderungen ebneten.

Bei den Reformen, die er nun in Vorschlag brachte, waren von Colbert Pläne zur Hebung des Handels und der Industrie, von Vauban die Herstellung des Hafens von Cherbourg entlehnt. Der Plan der Besteuerung der Privilegirten, den Machault mit zeitweiliger Belastung des Klerus unter Ludwig XV. versucht hatte, lebte im Projekt einer allgemeinen Grundsteuer wieder auf. Den Ideen von Turgot sollte durch Berufung der Gemeinde- und Distriktsversammlungen, Reform der Personalsteuer, Abschaffung der Innungen und des Zunftzwangs gehuldigt werden. Den Oekonomisten wurde die Ausführung ihres Lieblingsgedankens, Freigebung des Getreidehandels geboten; die Zollschranken zwischen den Provinzen sollten fallen, die verhaßte Gabelle, die Salzsteuer, verschwinden, Necker's Programm der Provinzialversammlungen auf alle Provinzen, die keine ständische Verfassung bewahrt hatten, ausgedehnt werden[1]). Adel und Klerus hoffte der Minister durch das Versprechen der Theilnahme des Grundbesitzes an der künftigen lokalen Verwaltung mit den Opfern auszusöhnen, welche seine Vorschläge ihnen auferlegten. Einer der tiefsten Schäden des alten Régime, die fast unüber-

[1]) Henri Martin, Histoire de France, XVI, 544. Soulavie, Mémoires, VI, 120—132.

windliche Schwierigkeit, ſich in den verworrenen Fäden ſeiner Verwaltung zurecht zu finden, ſpricht ſich im Wunſch von Calonne nach einem Syſtem adminiſtrativer Einförmigkeit aus:[1] „Was Sie mir da vorſchlagen", erwiderte Ludwig XVI. auf die letzte Eingabe des Miniſters, „iſt ja ein Recept nach Necker". „Sire", lautete die Antwort von Calonne, „wir beſitzen kein beſſeres".[2] Der Gedanke lag nahe, in dieſem Fall das Mittel lieber aus erſter Hand zu beziehen.

Auf die Parlamente war zur Durchführung dieſes Programms ſelbſtverſtändlich nicht zu rechnen. Einen Augenblick dachte Calonne an die Berufung der Generalſtaaten, aber ſeine Finanzwirthſchaft, das wußte er, ertrug keine eingehende Prüfung[3]. Da bot ſich das Auskunftsmittel einer Berufung von Notabeln, das Mirabeau zuerſt in Vorſchlag gebracht zu haben ſich rühmte[4].

Zuletzt hatte ſie Heinrich IV. zur Berathung über die Angelegenheiten der Monarchie verſammelt, und dieſer Umſtand trug dazu bei, nach der Zuſtimmung von Vergennes und des Siegelbewahrers Miromesnil die des Königs zu gewinnen. Dieſer kannte den ganzen Umfang des finanziellen Ruins nicht, aber der bloße Gedanke, eines Theils ſeiner Verantwortungen enthoben zu werden, veranlaßte ihn zur Aeußerung, die Freude raube ihm den Schlaf. Daß die Königin dagegen nicht in das Geheimniß gezogen wurde, ſollte ſie nicht verzeihen. — Am 22. Februar 1787 traten hundertvierundvierzig Notable, unter ihnen kaum ſechs oder ſieben nichtprivilegirte Mitglieder des Tiers, in Gegenwart des Königs zuſammen, um über die vor-

---

[1] A. Chérest, La chute de l'ancien régime. Introduction XIX u. ff. und 82—85.

[2] Pontécoulant, Mémoires, I, 80.

[3] Jefferson, Complete Works. Autobiography I, 70. Droz, Histoire de Louis XVI. I, 350.

[4] Mirabeau, Lettres à un de ses amis en Allemagne, 183, citirt bei Oncken, Zeitalter der Revolution, 55.

zunehmenden Reformen zu berathen. Wenige Tage früher war Vergennes gestorben. Ihn ersetzte als Minister des Aeußern der ehrliche, wohlwollende, aber schwache Armand Graf von Montmorin, einst Gespiele, dann Vertrauter des Königs. In seiner Eröffnungsrede machte Calonne der Vergangenheit den Proceß, indem er ein vollständiges Sündenregister des Ancien Régime entwarf, seine Mißbräuche brandmarkte und die schlimmsten seiner Wunden aufdeckte.

Und das angesichts einer öffentlichen Meinung, die beinah ausnahmlos dem Zusammentritt von Notabeln feindlich gestimmt, durch den Betrag des angekündigten Deficits aufs Peinlichste berührt war, und in Gegenwart von Männern wie der Marquis von La Fayette, der zwar die Berufung und Zusammensetzung der Versammlung ausdrücklich guthieß, aber fernere Geldbewilligungen von der „Anerkennung constitutioneller Principien" abhängig machte[1]), oder von Loménie de Brienne, dem es überhaupt nur darum zu thun war, Calonne zu stürzen und zu ersetzen. Die Notabeln theilten sich in sieben Bureaus, erklärten sich mit dem Grundsatz der Reform im Princip einverstanden, weigerten sich jedoch, im Einzelnen darüber zu diskutiren, bevor über die Lage der Finanzen genauer Bericht erstattet sei, und ließen klar erkennen, daß sie nicht gesonnen waren, diese Reformen aus den Händen eines Calonne anzunehmen. Im Lauf der Verhandlungen erklärten die Erzbischöfe von Narbonne, Dillon, und von Arles, Dulau, daß das Recht der Steuerbewilligung nicht dem König, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach, nur den Generalstaaten zustehe und verlangten den Zusammentritt derselben zugleich mit La Fayette und dem Generalprokurator des Parlamentes von Aix, Castillon[2]). Calonne hatte verspielt, denn was von ihm verlangt wurde, konnte er, ohne sich selbst zu Grunde zu richten, nicht geben, während die

[1]) La Fayette, Mémoires et Correspondance, II, 190.
[2]) Droz, Histoire de Louis XVI. I, 482.

Privilegirten ein Mittel gefunden hatten, nichts zu bewilligen, ohne doch das Gehässige der Weigerung auf sich zu laden. Da vollzog Calonne einen Frontwechsel, ließ seine sechs Denkschriften an die Notabeln im Publikum verbreiten, und erklärte sich bereit, die Privilegirten zu opfern und „im Namen der Gerechtigkeit das Geld von Denjenigen erheben zu wollen, die bisher nicht genug gezahlt hatten“ [1]).

Dieser Appell an die Gunst des Volkes, durch welchen Calonne den Widerstand seiner Standesgenossen zu brechen gedachte, schlug fehl. Wie kurz vorher die Parlamente, so fanden sich jetzt die Notabeln nicht minder unverdient als Vertreter der Freiheiten und Rechte der Nation gefeiert und anerkannt. Der gefährliche Versuch, die Routine der Staatsgeschäfte durch eine Neuerung zu unterbrechen, und Schäden aufzudecken, ohne zugleich über die Mittel zu ihrer Heilung zu verfügen, war vergebens gemacht worden. Am Erfolg der Coalition, die sich nun zum Sturz von Calonne bildete, und an welcher die Königin sich unter dem Einfluß des mit Loménie de Brienne befreundeten Abbé de Vermont, mit den Notabeln, dem Hof und einem Theil der Minister betheiligte, trug nicht zum wenigsten der Conflikt bei, in den Calonne mit Necker gerieth. Kurz vor Zusammentritt der Notabeln hatte dieser gehört, daß Calonne die Absicht habe, in seiner Eröffnungsrede die Richtigkeit des Compte-rendu in Zweifel zu ziehen und ihn schriftlich ersucht, dieses Vorhaben nicht auszuführen, ohne ihm Gelegenheit zur Vertheidigung zu geben. Calonne hatte darauf in seiner leichtfertigen Art versichert, daß er nichts Solches im Sinn habe. In seiner Rede vermied er auch allerdings einen direkten Angriff; sie berechtigte aber nichtsdestoweniger zu dem Schluß, daß Necker's Aufstellungen falsch gewesen seien. Letzterer verlangte des Königs Erlaubniß, auf diese Anschuldigung entweder vor ihm selbst oder doch vor einem Comité der Notabeln zu ant-

[1]) Henri Martin, Histoire de France, XVI, 580.

worten. Ludwig XVI. ließ darauf erwidern, daß er mit seinen Diensten zufrieden sei, ihm jedoch Stillschweigen auferlege. Ein früherer Schritt Necker's hatte die Gesinnungen des Monarchen für ihn nicht günstiger gestimmt. Im Jahr 1784 nämlich hatte er ein Buch über „Administration der Finanzen" veröffentlicht, das in mehr als achtzigtausend Exemplaren über ganz Europa verbreitet wurde und einen fast unerhörten Erfolg feierte. In diesem Buch waren einerseits Erfahrungen verwerthet und Mängel besprochen, von denen Necker nur als Minister wissen konnte[1]), und andererseits führte er darin den Grundgedanken des »Compte-rendu«, das Princip der Oeffentlichkeit und Controle in der Verwaltung der Finanzen weiter aus, in welches der König damals eingewilligt, das er aber seitdem wieder aufgegeben hatte. Die Erinnerung daran mußte daher als Mahnung und Vorwurf empfunden werden, und der erzürnte König, den alle Nachfolger von Necker gegen diesen einzunehmen sich bestrebt hatten, ließ denn auch über das Buch desselben eine jener milden officiellen Verfolgungen ergehen, wie sie sowohl den Büchern als den Autoren jener Zeit eher zum Vortheil als zum Schaden gereichten[2]). Nach dem Angriff von Calonne handelte es sich jedoch nicht mehr um Systeme und bloße Meinungsverschiedenheiten, sondern um Necker's persönliche Ehre. Wenn er sich nicht laut vertheidigen durfte, konnte mehr als seine Popularität auf dem Spiele stehen. Er hatte den Gedanken nicht aufgegeben, das Reformwerk von 1780 weiterführen zu können und nie auf die Aussicht verzichtet, wieder Minister zu werden. So war es unter andern nicht unbemerkt geblieben, daß er aus der Stelle des Sallust, die seinem letzten Werk zum Motto diente, die Worte wegließ: »Et mihi reliquam

---

[1]) Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution, I, 169.

[2]) Auguste de Staël, Notice sur Monsieur Necker, dessen Oeuvres complètes vorausgedruckt, I, 188 u. ff.

aetatem a republica procul habendam statui«[1]). Calonne war nicht der Mann, der es ohne die schlagendsten Beweise wagen konnte, die Integrität desjenigen ungestraft in Zweifel zu ziehen, auf welchen noch immer alle Hoffnungen der Nation gerichtet waren. Diese Beweise aber fehlten, denn er hatte die thatsächlich im Compte-rendu vorhandenen Irrthümer gar nicht nachzuweisen gewußt[2]).

Als daher Necker sich vor die Alternative gestellt sah, entweder dem König zu gehorchen und sich damit den Weg zum Publikum versperren zu lassen, oder aller Wahrscheinlichkeit nach durch Nichtachtung dieses königlichen Befehls die Aussicht auf Wiederberufung ins Ministerium in Frage zu stellen, entschloß er sich doch für die letztere, die aufgehört hatte, die gefährlichere zu sein[3]), und ließ eine Vertheidigungsschrift seiner Verwaltung vorläufig unter den Notabeln verbreiten, von wo sie bald ins Publikum drang. Der frühere Minister Joly de Fleury, als Schiedsrichter im Streit angerufen, entschied ausdrücklich für Necker und gegen Calonne. Zu Anfang April erschien, im Ausland gedruckt, die Denkschrift zur Vertheidigung des Compte-rendu, welcher später eine zweite, als Antwort auf die Entgegnung von Calonne folgte[4]). Mirabeau, der bei seinem Freund und Mitarbeiter, dem Banquier Panchaud, mit Necker's Gegnern, Clavière und Brissot, zusammenzukommen pflegte, und die Finanzverwaltung von Necker und Calonne[5]), mit dem er sich entzweit hatte, in einer und derselben Schrift angriff, stellte

---

[1]) Auguste de Staël, Notice sur Monsieur Necker. Oeuvres complètes I, 191.

[2]) Droz, Histoire de Louis XVI. I, 383 u. Note.

[3]) Madame de Staël, Du caractère de Monsieur Necker et de sa vie privée. Oeuvres complètes, XVII, 34—35. Necker, De la révolution française. Oeuvres complètes, IX, 33.

[4]) Necker, Mémoire, Avril 1787 und Nouveaux éclaircissements sur le Compte-rendu, 1788. Oeuvres complètes, II.

[5]) Mirabeau, Dénonciation de l'agiotage au roi et à l'Assemblée des Notables, 1787.

eine Entgegnung auf Necker's Apologie in Aussicht, hielt aber nicht Wort, woraus sein Freund Dumont den Schluß zog, daß die Argumente desselben triumphirend gewesen seien[1]).

Ludwig XVI. nahm die Sache ernst. Im ersten Augenblick war er so aufgebracht, daß er der Königin sagte, er werde Necker aus dem Land verweisen lassen. Sie mußte an seine Verdienste, an seine Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit erinnern, konnte es aber doch nicht verhindern, daß Necker durch lettre de cachet vierzig Meilen von Paris verbannt wurde[2]).

In einem der seltenen, bekannt gewordenen Briefe Necker's an Frau von Staël theilt er ihr die Nachricht in einem Ton mit, der den Maßstab des Eindrucks gibt, den königliche Ungnade in jenen Tagen hervorrief.

Er schreibt: „Meine liebe Minette, nach reiflicher Ueberlegung und mit gebührender Ehrfurcht für Deinen letzten Rath werden wir morgen in aller Frühe und wenn nichts besonderes dazwischen kommt, nach Château-Renard abreisen. Ich halte die Räumlichkeiten des Schlosses für entsprechend, da es jeden Herbst von den Familien d'Outremont und de Fougeret bewohnt war; was das Aeußere betrifft, so weiß ich nicht, wie es beschaffen ist; mir bangt ein wenig vor der sehr ausgesprochenen Geschmacksrichtung Deiner lieben Mama im Schlimmen wie im Guten; jedoch macht sie sich in bester Stimmung auf den Weg... Die Woche über wirst Du alle Neuigkeiten sammeln; die Briefe von Germany[3]) und noch mehr die Deinigen, die während einer eiligen Reise geschrieben scheinen, haben uns bisher mit Nachrichten versehen. Aber alles Das ist nicht meine gute Minette, von welcher ich mich bereits zu lange getrennt fühle, und die

---

[1]) Dumont, Souvenirs sur Mirabeau, 37—38. Decrue, Les idées politiques de Mirabeau. Revue historique, 1883, I, 280.

[2]) Auguste de Staël, Notice sur Monsieur Necker, I, 199—209. Wertheimer, Documents inédits relatifs à Marie-Antoinette. Revue historique, 1884, II, 326: Mercy an Kaunitz, Paris, 17 Avril 1787.

[3]) Necker's Bruder.

wiederzusehen mich glücklich machen würde. Die liebe Mama wird sich der vollständigsten Ruhe, deren sie so bedürftig ist, hingeben. Zuweilen bedünkt es mich, als ob man hart mit uns verfahre, indem man uns einer solchen Plackerei unterzieht. Aber nicht meinetwegen, sondern der Gattin, die man sehr leidend weiß, und der Tochter wegen, deren Zustand bereits so weit vorgerückt ist; das ändert das Ansehen dieser Verbannung, und ich empfinde es etwas mehr, seit ich mir selbst überlassen und den Uebelständen eines Aufenthalts unter fremdem Dach ausgesetzt bin, wozu noch kommt, daß der Ausdruck ‚vorübergehend', dessen ich mich in einem Brief an Baron Breteuil bediente, keinen Eindruck gemacht zu haben scheint. Darüber jedoch haben wir alle Zeit, zu moralisiren. Eine große Entschädigung und ein großes Gegengewicht ist das allgemeine Interesse; sonst . . . Aber erst durch Dich werde ich alles Weitere hören" [1]).

Unser Berichterstatter über die Stimmung in Paris ist, in Ermangelung von Frau von Staël, diesmal Mallet du Pan, der, obwohl kein Parteigänger von Necker, doch der Wahrheit gemäß darüber äußerte: „Schmerz und Unzufriedenheit sprachen laut und allgemein; die Menge drängte sich bis zum Augenblick seiner Abreise an Necker's Thür. . . . Der Erzbischof von Toulouse, durch den Abbé de Vermont unterstützt, möchte die Leitung der Finanzen erhalten. Er hat augenscheinlich gegen Necker, dessen Anhänger er war, sich gewendet. Montmorin gilt als der Vertrauensminister des Königs. Die Partei Necker hat bisher dem Erzbischof von Toulouse zu dienen gesucht und sich dadurch nicht genützt. Man behauptet, er habe den Rath zum Druck von Necker's Schrift gegeben, um ihn zu entfernen und sich auf diese Weise zugleich von Necker und von Calonne zu befreien" [2]). Aeußerungen der Familie, besonders die »Mélanges« von Madame Necker, bestätigen dagegen die guten Beziehungen

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 189.

[2]) Mallet du Pan, Analecta sur l'histoire du temps. Unedirte Familienpapiere. April 1787.

zum Erzbischof von Toulouse, der mit dem Marschall und Madame de Beauvau, den Herzögen von Duras, Nivernois, du Châtelet, de Castries, den Erzbischöfen von Narbonne, von Tours und dem Bischof von Arras zum Freundeskreis derselben seit Necker's Rücktritt gehörte. Schon 1785 hatte ihn Baron Staël in einer Depesche an König Gustav III. als einen derjenigen bezeichnet, auf den das Augenmerk, als auf einen künftigen Minister, sich richte[1]). Ludwig XVI. ersetzte noch in den letzten Tagen der Verwaltung von Calonne und auf dessen Wunsch den Siegelbewahrer Miromesnil durch Lamoignon, Vetter von Malesherbes. Die Entlassung von Breteuil sollte folgen, als die Königin eingriff und, um diesen zu retten, Calonne stürzte. In der Revolution, die er beschleunigte, hat Frau von Staël niemals das Werk einzelner Persönlichkeiten gesehen. Insofern sie aber überhaupt einem Menschen zur Last gelegt werden konnte, bleibt in den Augen von Necker's Tochter Calonne dafür verantwortlich. Zwei seiner Collegen, Necker's Freunde, Ségur und de Castries, die ihm ihren Ministerposten verdankten, hielten nun den Augenblick für gekommen, seine Wiederberufung bei dem Monarchen zu befürworten. Sie unterstützte Montmorin, der Necker damals noch nicht persönlich kannte, und es sich später zum Vorwurf machte, bei dieser Gelegenheit nicht nachdrücklicher zu seinen Gunsten aufgetreten zu sein[2]). Der König schwankte und war am Punkt, wenn auch unmuthig, seine Zustimmung zu geben. Da kam Breteuil seiner bekannten Abneigung gegen Necker zu Hülfe, indem er bemerkte, wenn man diesen aus der Verbannung an die Spitze der Geschäfte berufe, so werde sich seine stolze Ueberhebung völlig unerträglich erweisen. In dem 1796 veröffentlichten Werk über die französische Revolution gibt Necker, auf die Unterredung zurückkommend,

[1]) Léouzon-Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, 14, Depesche No. 15, März 1785.

[2]) Baron A. de Staël, Notice sur Monsieur Necker. Oeuvres complètes, I, 221. A. Chérest, La chute de l'ancien régime, I, 198.

allerdings einen starken Beweis des Selbstbewußtseins, indem er sagt: „Des Königs Wahl war einen Augenblick auf mich gerichtet. Wäre er fest geblieben, so würde nichts von Allem, was wir seither erlebt haben, vorgefallen sein". Und bezeichnend fügt er hinzu: „Noch war es Zeit, einen neuen Bund mit der öffentlichen Meinung zu schließen. . . . Ich zweifle nicht daran; eine durchaus weise Verwaltung hätte die Unruhe beschwichtigt, mit welcher die Gedanken der Nation bereits auf Berufung der Generalstaaten gerichtet waren".

Ludwig XVI. hatte sich bereits an den gewandten Calonne gewöhnt, der ihm die Mühe zu regieren ersparte, und noch zwei Monate früher in der Versammlung der Notabeln die Pläne des Ministers gutgeheißen, gegen dessen Verwaltung diese nun Anklagen erhoben, die ihn zur Flucht nach England veranlaßten. Um der Mühe eines durchgreifenden Entschlusses zu entgehen, wählte er Fourqueux, „den unfähigsten Kopf", sagt Frau von Staël, „den jemals die Perrücke des Staatsraths zierte und der nun den Ministersitz einnahm, wie man einen Logenplatz besetzen läßt, bevor das Stück beginnt" [1]).

Aber die Noth drängte und dafür, daß er Necker entging, mußte Ludwig XVI. in die Wahl von Loménie de Brienne sich ergeben. Er ernannte ihn vorläufig nur zum Finanzminister, aber es kam von da an eine dumpfe Gleichgültigkeit über ihn, die der Thätigkeit dieses verhängnißvollsten seiner Rathgeber um so freieren Spielraum gewährte.

In Brienne, dem Erwählten der Königin, der als Administrator der durch ihre besonderen Stände bestverwalteten Provinz Frankreichs, des Languedoc, sich eines großen Rufes erfreute, irrte sie sich übrigens nicht allein. Der demokratische Jefferson, der so weit geht zu behaupten, daß es ohne die Königin keinen Umsturz gegeben hätte, und zu erklären nicht ansteht,

[1]) Madame de Staël, Considérations sur la révolution française. Oeuvres complètes, XII, 127.

daß er sie in ein Kloster gesteckt haben würde, beurtheilte den Erzbischof von Toulouse trotzdem noch viel günstiger als sie, nennt ihn „tugendhaft, patriotisch und begabt", zieht ihn augenscheinlich Necker vor, und hält ihn noch Jahre nach der Revolution „für einen fähigen und reformatorischen Staatsmann, der gethan habe, was an einem solchen Hof zu thun möglich war" [1]). Nicht anders dachte La Fayette, der im März 1787 Loménie de Brienne „den fähigsten und ehrlichsten Mann" nannte, den man zum ersten Minister habe wählen können [2]). Besser informirt in diesem Punkt war Baron Staël, als er an König Gustav III. schrieb, Ludwig XVI. habe Brienne genommen, weil er nicht mehr anders konnte. „Der Schrecken", sagt er, „war so allgemein, daß man sich durch das Bedürfniß regiert zu werden gedrängt in seine Arme warf. Die Minister selbst waren so beunruhigt, daß sie sich seiner Wahl nicht widersetzten". „Aber er ist unstät und wankelmüthig", fügt Baron Staël im Juli hinzu, „und dieser Mangel an Willenskraft ist überhaupt in der Nation ziemlich verbreitet, in welcher die Vaterlandsliebe fast erloschen und man zu glauben geneigt ist, daß große Ziele sich ohne Opfer erreichen lassen" [3]). Das letzte Wort der Familie Necker über Loménie de Brienne spricht Frau von Staël in den Considérations. Sie nennt ihn einen geistreichen Mann, der in gewöhnlichen Zeiten die nöthige Befähigung für sein Amt gehabt hätte. Mehr Ernst der Gesinnung als sein Vorgänger Calonne habe jedoch auch er nicht gezeigt [4]).

[1]) Jefferson's Works, I, Autobiography, 70, 101 u. 102 und II, 258 u. 310, Briefe vom 31. August und 3. November 1787, III, 52, Brief vom 14. Juni 1789.

[2]) La Fayette, Mémoires et Correspondance, II, 195 u. 199, Briefe an John Jay und Washington.

[3]) Léouzon-Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, 58 u. 60, Depeschen No. 61, 63 u. 65 vom 31. Mai und 8. Juli 1787.

[4]) Madame de Staël, Considérations sur la Révolution française. Oeuvres XII, 120, 129 u. 135.

Frau von Staël hatte sich im April 1787 beeilt, die Verbannung ihres Vaters zu theilen. Seine milde Beurtheilung des Verfahrens Ludwig's XVI. aber theilte sie nicht. „Ich war damals noch recht jung", äußerte sie später, „eine lettre de cachet, eine Verbannung, schienen mir das grausamste Loos. Ich schrie laut auf, als ich davon hörte und konnte mir kein größeres Unglück denken" [1]). Diese Stimmung wich bald dem freudigen Gefühl des Stolzes über die Kundgebungen allgemeiner Theilnahme, die Necker folgten. Nur die Bitterkeit über die Haltung des Hofs und insbesondere der Königin, von deren Vermittlung zu Gunsten ihres Vaters sie nichts wußte, verschwand nicht wieder und spricht sich, als das kurze Exil zu Ende kam, gegen den in Paris zurückgebliebenen Baron Staël aus: „Ich danke Dir, lieber Freund", sagt sie, „für den Brief, den Du mir durch Madame de Beauvau schreiben ließest. Ich war schon böse auf Dich, weil Monsieur de Crillon mir nichts von Dir überbrachte. Du siehst, daß die Königin sich bei dieser Gelegenheit nicht besser für Dich gezeigt hat, als bei einer früheren, denn nichts war einfacher als Dich von der Zurücknahme der lettre de cachet in Kenntniß zu setzen. Das ist eine Aufmerksamkeit, die zu den gewöhnlichsten gehört und die sie Allen erzeigt, welchen sie sich gnädig erweisen will. Ich meine also, daß es mehr als je geboten ist, sehr zurückhaltend zu sein; sollte sie jedoch den Wunsch aussprechen, Dich zu sehen, dann rede so mit ihr, wie wir übereingekommen sind, daß Du es thun sollst: in edler, meines Vaters würdiger Weise. Lasse durchfühlen, daß die Beendigung dieses Exils für die Königin wie für den König viel wichtiger als für meinen Vater ist, daß die Dir persönlich gezeigte Kälte und Gleichgültigkeit Dich peinlich berührten, und bringe endlich in Erinnerung, daß Du der Königin den Namen meines Vaters nie genannt hast.

[1]) Madame de Staël, Notice sur le caractère de Monsieur Necker et sur sa vie privée. Oeuvres XVIII, 35.

Alles, was ich hier schreibe, ließe sich, das fühle ich, sehr gut sagen, wenn es mit Deiner gewohnten Vorsicht weiter ausgeführt und in ehrfurchtsvoller und bestimmter Weise gesagt würde, besonders wenn die Königin es ist, die Dich rufen läßt. ... Auf meinen Brief über die Reise nach Fontainebleau hast Du nicht geantwortet. Wenn Deine Stellung, wenn der Charakter Deines Königs es erlaubten, so würde ich, das bekenne ich Dir, keinen Fuß mehr nach Versailles gesetzt haben. Es wäre mir lieb gewesen, meinem verletzten Stolz durch eine solche freiwillige Verbannung zu genügen. Da jedoch unsere Stellung ein so entschiedenes Auftreten nicht zuläßt, so glaube ich, daß einige Aufwartungen bei der Königin und einige Tage des Aufenthalts während der Jagden und Theatervorstellungen in meinem Alter weder auf Intriguen noch auf den Wunsch schließen lassen werden, der Königin persönlich meine Huldigungen darzubringen. Ueberdies ist Herr von Montmorin Dein Minister des Aeußern, und dieser Umstand wird mir Fontainebleau viel angenehmer als zur Zeit von Vergennes machen" [1]).

Diese Zeilen sind kurz vor der Geburt ihres ersten Sohnes geschrieben. Necker's Verbannung hatte im Ganzen kaum zwei Monate gedauert, und wurde von Madame Necker, die das Glück, ruhige und friedliche Tage mit ihrem Gatten zu verleben, allem Andern vorzog, als viel zu schnell vorübergegangen beklagt [2]).

Nach Paris zurückgekehrt, fand Necker die Notabeln nicht mehr versammelt. Das Vertrauen des Königs, Rath und Hülfe zur Ordnung des Staatshaushalts bei ihnen zu finden, war bitter getäuscht worden. Loménie de Brienne hatte ihnen zwar als Minister die Rechnungen vorgelegt, die er als einer dieser Notabeln so dringend von seinem Vorgänger im Amt begehrt hatte. Aber diese fanden sich in den mangelhaften, schwer

[1]) D'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, II, 191.

[2]) Madame Necker, Mélanges. Brief an Saint-Lambert vom 19. August 1787.

verständlichen Berichten auch nur ungenügend zurecht[1]), beschränkten sich, Durchschnittssummen anzunehmen, zur Sparsamkeit zu ermahnen, vor neuen Schulden zu warnen und die Vorlage jährlicher Finanz-Berichte an eine besonders hiezu einzusetzende Commission zu empfehlen. Die Nothwendigkeit gleicher Vertheilung der Lasten, Abgaben und Steuern erkannten sie zwar nach wie vor im Princip an, schlossen aber mit der Erklärung, daß sie nicht befugt seien, neue Steuern vorzuschlagen oder zu bewilligen. Als die Versammlung am 25. Mai auseinanderging, hatte sie thatsächlich nichts erreicht, als einen Ministerwechsel und die offene Bestätigung „des schreckenerregenden Umfangs der vorhandenen Uebel", aber auch nichts zu bieten als das Versprechen „ernster Erwägung der Vorschläge des Monarchen und ehrfurchtsvolles Schweigen"[2]).

Die Berufung der Notabeln hatte somit der Kette der Ereignisse nur ein negatives Resultat angefügt. Das positive Ergebniß der Verwaltung von Calonne blieb sein Zurückgreifen auf Necker's Plan der Provinzialversammlungen, der von den Notabeln gutgeheißen und nun auch von Brienne aufrecht erhalten wurde. Der Oekonomist Dupont de Nemours war es, der ihn noch unter Calonne weiter ausführte, ohne dabei denselben Schwierigkeiten, wie sie Turgot und Necker bereitet worden waren, zu begegnen. Calonne und Brienne thaten einen weiteren Schritt, den Necker vermieden hatte, indem sie auf Turgot's Plan der Gemeinde- und Kreisversammlungen zurückgriffen. In den ersteren gaben sie dem Pfarrer und dem Gutsherrn Sitz und Stimme; die übrigen Mitglieder, je nach Größe der Gemeinde drei, sechs oder neun an der Zahl, sollten aus der freien Wahl Aller hervorgehen, die zehn Livres Grund- oder Personalsteuer zahlten, was beinahe einem allgemeinen Stimmrecht gleich

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI. I, 387.

[2]) Rede des ersten Präsidenten des Pariser Parlaments in der Schlußsitzung der Notabeln vom 25. Mai 1787.

kam[1]). Diese erste Versammlung hatte eine zweite, die Kreisversammlung, und diese die Provinzialversammlung zu wählen, die im Ganzen nach Necker's Anordnungen organisirt blieb, also ihre Berathungen gemeinsam, ohne Trennung der Stände, hielt und dem Tiers eben so viele Deputirte gab, als Adel und Clerus zusammen. Die Präsidenten wurden aus den beiden ersten Ständen gewählt und bis zur vollständigen Organisation des Ganzen, die vor dem Ausbruch der Revolution nicht mehr gelang, wählte der König die Hälfte der Mitglieder, und diese dann die andere Hälfte. Gestimmt wurde nach Köpfen, nicht nach Ständen. Bei Verabschiedung der Notabeln verpflichtete sich Brienne ausdrücklich zur letzteren Maßregel als Entschädigung an den Tiers für das Uebergewicht der Privilegirten an Besitz und Würden[2]). Im Lauf des Sommers 1787 begannen neunzehn dieser Provinzialversammlungen eine Thätigkeit, die sich auch unter den obwaltenden, ungünstigen Umständen noch bewährt und dauernde Früchte getragen hätte, wären ihre Arbeiten nicht vorschnell unterbrochen worden. Vor der Revolution ist keine dieser Versammlungen mehr als einmal zusammengetreten[3]).

Tocqueville hat dieser Einrichtung den Vorwurf gemacht[4]), das Bestehende noch völlig zersetzt zu haben, weil sie mitten in der administrativen Centralisation das Princip des Wahlrechts aufstellte, die Befugnisse des bisherigen alleinigen Organs der Autorität, des Intendanten, plötzlich beschränkte, die privilegirten Stände ohne Vorbereitung ihren natürlichen Gegnern, den steuerüberbürdeten Mitgliedern des Tiers gegenüberstellte —, und dennoch den großen Mißgriff des alten Regime wieder-

---

[1]) Lavergne, Les Assemblées provinciales, 107—109.

[2]) Ebendaselbst, 107—109 u. 389.

[3]) Ebendaselbst, 128.

[4]) Alexis de Tocqueville, L'ancien régime et la Révolution. III, Kapitel VII, Comment une grande révolution administrative avait précédé la révolution politique et des conséquences que cela eut, 317—332.

holte, indem sie den Sitz der Gewalt zwar verlegte, diese selbst aber eben so unumschränkt in andern Händen vereinigte, statt die Gelegenheit zu ergreifen und die Trennung der gesetzgebenden von der ausübenden Gewalt durchzuführen. Dagegen läßt sich erinnern, wie gerade Tocqueville den Beweis geführt hat, daß diese administrative Centralisation des alten Regime die nivellirende Macht war, welche die Herrschaft der autoritären Demokratie vorbereitete und ermöglichte, und die politische Freiheit im Keim erstickte. Die einzigen Versuche, welche unter Ludwig XVI. mit Aussicht auf Erfolg gemacht wurden, um eine andere Entwicklung anzubahnen, waren eben die Pläne von Turgot und die Provinzialversammlungen von Necker. Was beide, wenn auch auf ganz verschiedene Weise bezweckten, war die allmälige Heranbildung der Nation zur Theilnahme an ihren eigenen Angelegenheiten. Als Calonne und Brienne in der zwölften Stunde diese Gedanken wieder aufnahmen, war der staatliche Organismus bereits in seinen Lebensbedingungen angegriffen und die Zeit der Reform vorüber. Die Erwartungen, die unter andern jetzt Condorcet an die Provinzialversammlungen von 1788 knüpfte, gaben das Maß der eingetretenen Veränderungen während jener sieben Jahre, die seit Necker's Rücktritt unbenützt geblieben waren. Mit der Ungeduld des Theoretikers verlangte Condorcet von ihnen jetzt nicht nur eine vollständige Reform des Steuerwesens, sondern bürgerliche und politische Gleichheit, Einziehung der Kirchengüter zur Tilgung der Staatsschuld und Trennung von Kirche und Staat[1]), also die Verwirklichung eines Programms, das zum Theil noch heute seiner Lösung harrt. In einer Beziehung haben die Provinzialversammlungen aber doch noch Einfluß auf die weitere Entwicklung der Dinge ausgeübt, indem nicht wenige ihrer Mitglieder die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zogen und als Deputirte von

[1]) Condorcet, Essai sur la constitution et les fonctions des Assemblées provinciales, 1788. Lavergne, Les Assemblées provinciales, 113.

1789 wiederkehrten, so, um nur einige zu nennen, der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt in Soissons, Lavoisier und Abbé Sieyès in Orléans, der Graf Crillon, der Vicomte de Noailles und der Herzog von Luynes in Tours, La Fayette in Riom, Thouret in Rouen, Baron Dietrich und der Prinz von Broglie im Elsaß, Maurice de Talleyrand, Abbé de Périgord, der Abbé von Montesquiou-Fezensac und Beugnot in Châlons. Es wiederholte sich die Erfahrung, die von 1779 bis 1786 in den beiden von Necker eingeführten und seither nicht wieder aufgegebenen Versammlungen von Bourges und Montauban gemacht worden war. Dieselben Männer, die als Notable Parlamentarier oder Vertreter des Clerus, im Namen ihres Standes einer planlosen, unzuverlässigen Regierung alle pekuniären Opfer verweigerten, zeigten sich in den Provinzen, mit lokalen Interessen und Verhältnissen in Berührung gebracht, welche ihnen die Sicherheit, sich nicht vergebens zu schädigen gewährten, beinahe ausnahmsweise zu Opfern bereit. Die erhaltenen Berichte der Provinzialversammlungen wissen nichts von principieller Feindseligkeit zwischen den Privilegirten und dem Tiers, bezeugen aber dagegen die Bereitwilligkeit der ersteren, sich den öffentlichen Lasten überall, wo es mit der Aussicht auf wirklichen Nutzen geschehen konnte, zu unterziehen.

Während aber diese Institution in den Provinzen sich erst Bahn brechen mußte, scheiterte die Aufgabe der Regierung im Centrum ihrer Thätigkeit.

Man hatte von Brienne erwartet, er werde die von den Notabeln gutgeheißenen Maßregeln seines Vorgängers in Form von Edikten unverzüglich der Genehmigung des Königs in einer besonders zu diesem Zweck berufenen séance royale unterbreiten und so ihre Eintragung bei den Parlamenten durchsetzen. Statt dessen begnügte er sich, Ordonnanzen über Berufung der Provinzialversammlungen, Freigebung des Getreidehandels und Abschaffung der Frohnden eintragen zu lassen. Das Parlament leistete keinen Widerstand. Es wartete auf

bessere Gelegenheit, um sich für Berufung der Notabeln zu rächen und seine in den Schatten gestellte Autorität von Neuem zu befestigen, ohne die Volksgunst darüber zu verlieren. Diese Gelegenheit kam. Brienne hatte zwei Finanzedikte bereit; das eine verlangte eine Territorial-Subvention, also eine Grundsteuer, die den Bedürfnissen des Schatzes auf Kosten Aller, ohne jede Ausnahme zu Gunsten der Privilegirten, zu Hülfe kommen sollte; das andere war ein Stempelgesetz und dieses legte der übelberathene Minister dem Pariser Parlament zuerst vor. Dasselbe begann damit, nach dem Beispiel der Notabeln genaue Finanzberichte zu fordern, fühlte aber bald, daß es damit seine Befugnisse überschritt und wählte einen bessern Angriffspunkt gegen Brienne, indem es durch den Mund des Abbé Sabatier de Cabre zum ersten Mal erklärte, daß es das Recht der Geldbewilligung, von dem es bis dahin Gebrauch gemacht hatte, nicht besitze, indem dieses Recht, Subsidien zu gewähren und Steuern auf unbestimmte Zeit zu erheben, ausschließlich den Generalstaaten gehöre. Dem Monarchen, so fügte man hinzu, müßten die alten Maximen des Reichs ins Gedächtniß gerufen werden. Den extremen Schritt hatten mit voller Erkenntniß seiner Tragweite wohl nur Männer wie Duval d'Espréménil, ein Eiferer für die Rechte seiner Körperschaft, einige ernste Anhänger der Reformgedanken im Sinn der alten jansenistischen Parlamentarier, oder jüngere Leute, wie Duport und Fréteau gethan, die mit La Fayette und dessen Freunden die Bewunderung für amerikanische Zustände und die Resultate der dortigen Revolution theilten. Die Uebrigen, und sie bildeten die weitaus größere Mehrheit, rechneten darauf, daß die Regierung, um den Generalstaaten zu entgehen, sich lieber allen Forderungen der Magistratur des Reichs fügen werde. Nachdem jedoch das Pariser Parlament, ohne Rücksicht auf den König, die von ihm befohlene Eintragung der beiden Finanzedikte als „illegal, null und nichtig" bezeichnet hatte, wurde es nach Troyes verbannt. Brienne benutzte ernste Ruhestörungen in Paris, wo d'Espré-

ménil als der erste jener anfänglich vergötterten und schließlich hingeschlachteten Lieblinge des Volkes vorläufig der Tageshelb geworden war, um sich zum ersten Minister ernennen zu lassen, worauf Necker's Freunde, Ségur und de Castries, zurücktraten. Bei Anlaß ihres Exils nach Troyes zeigte es sich, wie gering die Zahl der Parlamentarier war, die es ernst mit dem von ihnen gewagten Schritt gemeint hatten. Diese Versammlung, welche in die Verbannung gezogen war, „nicht weil sie ihre Privilegien vertheidigt, sondern weil sie dieselben geopfert hatte“ [1]), fühlte sich unfähig, auch nur die Langeweile einer Kleinstadt zu ertragen und willigte, trotz aller Protestationen d'Espréménils und seiner Anhänger, bereits im September in finanzielle Concessionen, wogegen nun auch Brienne nachgab und seine zwei Edikte, obwohl er sie als unentbehrlich bezeichnet hatte, wieder zurückzog. Den Wiedereinzug des Parlaments feierte der Pariser Pöbel durch Verbrennung von Puppen, welche die Herzogin von Polignac und Breteuil vorstellten. Eine gleiche Demonstration gegen die Königin wurde eben noch rechtzeitig verhindert. Zwei Monate später sah Brienne kein anderes Auskunftsmittel mehr, sich Geld zu verschaffen, als die Vorlegung eines neuen Ediktes, das 420 Millionen, im Lauf von fünf Jahren rückzahlbar, begehrte, und nach Ablauf dieser Frist die Berufung der Generalstaaten für das Jahr 1792 versprach. In der séance royale, die zu diesem Zweck am 19. November gehalten wurde, ließ der Minister dem König und dem Siegelbewahrer alle Ansprüche des Absolutismus wiederholen und zur selben Stunde, wo er das Ende desselben in Aussicht stellte, den König als „im Besitz der gesetzgebenden Macht, ohne jede Beschränkung und Theilung“ erklären. d'Espréménil entgegnete, von verschiedenen seiner Gesinnungsgenossen unterstützt, mit der Bitte, die Berufung der Stände

[1]) Léouzon-Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, 64, Depesche vom 16. August 1787.

nicht später als 1789 zu gewähren. Im Uebrigen schien die Versammlung bereit, den Wünschen des Königs entgegenzukommen, als der Siegelbewahrer Lamoignon plötzlich und ohne die übliche Abstimmung abzuwarten, vom König den Befehl zur Eintragung der Edikte einholte. Kaum war dieser Befehl ertheilt worden, als der Herzog von Orléans sich zu dem für den Fall vorgesehenen Protest erhob, den er stotternd vortrug. In einem der Edikte gab der inzwischen ins Ministerium berufene Malesherbes den Protestanten die langersehnten bürgerlichen Rechte. Nachdem es verkündet worden war, verließ der König die Versammlung, die nun Malesherbes und der Herzog von Nivernais vergebens zu beruhigen suchten. So begann die politische Rolle des Herzogs von Orléans, der durch die Verkommenheit seiner Sitten bisher der verdiente Gegenstand der allgemeinen Verachtung gewesen war. Frau von Staël hatte in den Berichten an König Gustav erzählt, wie der Herzog, von Ludwig XVI. wegen des geschilderten Auftritts verbannt und längst mit der Königin verfeindet, doch lieber zu der Demüthigung sich entschloß, ihre Vermittelung zu erbitten, als den Aufenthalt auf einem seiner Schlösser zu ertragen. Das Pariser Parlament aber blieb im Genuß der Popularität, die von nun an Allen ohne Unterschied sich zuwandte, die, gleichviel auf welche Art und aus welchen Gründen, der Regierung opponirten. Zugleich aber bekämpfte derselbe d'Espréménil, der vom König im Namen des Volkes die Freiheit begehrte, in höchster Erregung das Edikt zu Gunsten der Protestanten, während kurz nachher Erzbischof Dillon von Narbonne dem König auf der Versammlung des Clerus feierlich dafür danken sollte[1]). Frau von Staël beschreibt die Scene, die zu den unvergeßlichen gehört: „Gewiß", sagt sie dann von d'Espréménil, den sie persönlich kannte, „war er ein energischer, edler Mensch, dieser unglückliche und beredsame Tribun der Magistratur. Aber er war auch ein leicht-

[1]) Lavergne, Les Assemblées provinciales, 409.

beweglicher, etwas unstäter Geist und sein Martinismus trug eigenthümliche Früchte. Im Jahr 1788 bildete er sich ein, die heilige Jungfrau gesehen und gehört zu haben, wie sie ihm vorschrieb, im Parlament gegen das Edikt von Malesherbes zu protestiren, welches die legitimen Kinder der Protestanten von dem Makel illegitimer Geburt befreite. Er that es auch wirklich, indem er auf das Bild des Gekreuzigten hinwies und im pathetischen Ton eines Kapuziners ausrief: ‚Seht Ihr denn nicht, wie seine Wunden zum zweiten Male bluten‘ “ [1]).

D'Espréménils jüngerer College, Goislard de Montsabert, fand auch noch Mittel, die Regierung an der Erhebung schon bewilligter Steuern zu hindern, indem er die von ihr aufgestellten Controlbeamten der Ungerechtigkeit in Besteuerung des Zwanzigsten der Privilegirten beschuldigte. Der Zustand zwischen Ministern und Parlamentariern war nicht mehr haltbar und alle Anzeichen verkündeten den nahen Ausbruch einer Katastrophe, die Brienne vergebens zu beschwören suchte. Um von den Ereignissen nicht überrascht zu werden, trat das Pariser Parlament am 3. Mai 1788 in feierlicher Sitzung zusammen. D'Espréménil verlas die berühmte Erklärung, welche unter den Fundamentalgesetzen der französischen Monarchie die freie Gewährung der Subsidien durch die Generalstaaten, als Organe der Nation, ferner die hergebrachten Rechte und Kapitulationen der Provinzen, die Inamovibilität der Richter, die Eintragung der königlichen Edikte durch die Parlamente nur im Fall die ersteren den Grundgesetzen der Provinz und des Staates entsprächen, und das unantastbare Recht jedes Einzelnen, nach dem Gesetz allein, und nicht nach Willkür gerichtet zu werden aufzählte, und, im Fall der Anwendung von Gewalt, den König und alle Stände des Reichs zur Aufrechthaltung dieser Gesetze und Rechte verpflichtete. Die Antwort der Regie-

[1]) Lacretelle, Testament politique et littéraire, II, 70.

rung erfolgte durch Kassirung dieser Beschlüsse und Erlaß eines Haftbefehls gegen Duval d'Espréménil und Goislard. Das Parlament trat nun in feierlicher Sitzung zusammen, Truppen erschienen vor dem Justizpalast und es war Mitternacht, als der Major der Gardes françaises, Marquis d'Agoult, Einlaß in den Sitzungssaal begehrte und den königlichen Brief verlas, der die Verhaftung der beiden Parlamentarier verfügte. D'Agoult, der sie nicht kannte, forderte die Versammlung auf, sie ihm zu bezeichnen, worauf sie in den einstimmigen Ruf ausbrach: „wir sind Alle d'Espréménil und Goislard". D'Agoult zog sich zurück, um weitere Befehle einer Lage gegenüber einzuholen, auf die Niemand vorbereitet war, und erst am folgenden Tag kam nach dreißigstündiger Dauer ein Auftritt zu Ende, der zwar mit Verhaftung der beiden Parlamentarier, aber auch mit ihrem moralischen Triumph endigte. Am 8. Mai wurden dem nach Versailles befohlenen Parlament neue Edikte vorgelegt, die unter andern Verhältnissen den Dank der Nation gefunden hätten. Eines derselben verfügte die Abschaffung der Tortur, ein anderes gewährte wichtige Reformen in Handhabung der Justiz, die, zum Theil auf Kosten der bisher von den Parlamenten ausgeübten richterlichen Gewalt, von Malesherbes durchgeführt wurden. Aber die heilsamen Wirkungen dieser Maßregeln verschwanden vor der Tragweite jener andern, der sie, das wußte man, zum bloßen Vorspiel dienten. Ein weiteres königliches Edikt befahl nämlich die Einsetzung, oder, wie sie genannt wurde, die „Wiederherstellung" eines höchsten Gerichtshofes, der cour plénière, obwohl bis dahin Niemand die Existenz einer solchen Einrichtung vermuthet hatte, die das plötzlich erwachte Bedürfniß nach Zusammenhang mit der Vergangenheit nun in Verbindung mit einer eingebildeten historischen Tradition zu bringen suchte [1]). Diesem Gerichtshof sollte künftig allein die

[1]) Henri Martin, Histoire de France, XVI, 604, Note.

Eintragung der königlichen Edikte und Verordnungen zukommen. Er hatte aus den auf Lebensdauer vom Monarchen gewählten Großwürdenträgern des Reichs und einer bestimmten Anzahl von Mitgliedern aller Parlamente zu bestehen und der König selbst sollte ihn präsidiren. Den Parlamenten blieb nichts als Eintragung der auf locale Angelegenheiten sich beziehenden Verordnungen, und vorläufig sollten sie sich nicht wieder versammeln. Die wichtigsten Fragen, auf deren Beantwortung die gespannte Aufmerksamkeit aller Schichten der Nation sich richtete, ließ Brienne unerledigt oder begnügte sich mit widersprechenden Aeußerungen, die im Ganzen die Aufrechthaltung der absoluten Gewalt des Monarchen bezweckten, und als einziges Zugeständniß den unbestimmten Hinweis auf Berufung der Generalstaaten enthielten, bis zu deren Zusammentritt die cour plénière vorläufig die Steuern bewilligen sollte.

Wenn der weitgehende und oft mißverstandene Ausdruck „Revolution" den Moment im Leben einer Nation bezeichnet, wo, um mit Mounier zu reden, die Regierung Gewalt anwendet, nicht um des Gesetzes, sondern um der Willkür wegen, und die Regierten ungestraft zum bewaffneten Widerstand schreiten[1]), so ist der Anfang der französischen Revolution vom Tag des Erlasses der Edikte von Brienne, dem 8. Mai 1788 zu datiren. Für Frau von Staël begann sie vom Augenblick an, wo die Parlamente durch den Mund des Abbé Sabatier zu Gunsten des Volkes auf dieselben Vollmachten verzichteten, die sie gegen die Krone so hartnäckig vertheidigt hatten[2]).

Das erste Zeichen zum offenen Widerstand gegen des Königs übelberathenen Befehl gaben diejenigen Parlamentarier und Edelleute, die zum Eintritt in die cour plénière bestimmt

---

[1]) Mounier bei Lavergne. Les Assemblées provinciales, 382.

[2]) Madame de Staël, Considérations sur la Révolution française. Oeuvres XII, 131. Damit übereinstimmend siebenzig Jahre später A. Chérest, La chute de l'ancien régime, I, 290.

wurden. Sie weigerten sich zu gehorchen und bereiteten dem Staatsstreich von Brienne damit ein rasches Ende. Eine Folge seines verwegenen Leichtsinns war die Herstellung eines engen Bündnisses zwischen der Aristokratie und der Magistratur, was weiter dazu führte, daß der Geist des Widerstands vornehmlich durch das fast nur aus Edelleuten bestehende Offiziercorps auch in die Armee drang[1]). Nicht weniger gefährlich erwies sich das Wohlgefallen der Parlamentarier am Beifall der Menge, die Unterstützung, welche die Vertreter der Gesetzlichkeit vom Straßenpöbel zu empfangen, keinen Anstand nahmen. Die ersten Scenen dieser Art, zu Ehren von d'Espréménil, weckten mit erschreckender Schnelligkeit den Geist des Aufruhrs in den Provinzen. In der Bretagne glaubte man sich während des Frühsommers 1788 am Vorabend eines Bürgerkriegs. Der Gouverneur, Graf von Thiard, verurtheilte aus Schwäche die Truppen angesichts der Tumulte zur Unthätigkeit[2]); der Intendant der Provinz, Bertrand de Molleville, mußte fliehen und die künftigen Kämpfer der Vendée wanderten vorläufig als Rebellen in die Bastille[3]). In Pau, im Béarn, erzwang das aus den Bergen herbeigeeilte Landvolk die Wiederherstellung des Parlamentes. Die wichtigste Episode dieser ersten Scenen der Unordnung spielte sich aber im Dauphiné ab. Seit ihrer Vereinigung mit der französischen Krone hatte diese Provinz ihre ständische Vertretung anfangs nach altem Recht bewahrt, und, nachdem diese unter Ludwig XIII. suspendirt worden war, sie zurückzuverlangen nie aufgehört. Der Versuch Necker's, sie mit einer Provinzialversammlung zu entschädigen, war 1779 gescheitert. Als ihn

---

[1]) Baron Grimm, Denkwürdigkeiten, citirt bei Smith, Lectures on the french Revolution, I, 134. Thiers, Histoire de la Révolution française, I, 14.

[2]) Lavergne, Les Assemblées provinciales, 421—426. Droz, Histoire de Louis XVI, II, 69—71.

[3]) A. de Tocqueville, Coup d'oeil sur le règne de Louis XVI, 280 u. 283.

Brienne im Juni 1787 wiederholte und die renitenten Parlamentarier verbannte, läuteten die Bauern die Sturmglocken, verhinderten die Ausführung der Maßregel mit Gewalt und drohten dem Gouverneur der Provinz, Herzog von Clermont-Tonnerre, ihn am Kronleuchter seines Empfangsaales aufzuknüpfen, wenn ihnen nicht die Schlüssel des Justizpalastes ausgeliefert würden. Dort versammelten sich, nach einem Straßenkampf, in welchem zwei Regimenter widerwillig gegen den siegreichen Pöbel geführt worden waren, Abgeordnete der drei Stände und beschlossen den Zusammentritt der alten Vertretung des Dauphiné, ohne vorhergehende königliche Genehmigung, für den 21. Juli, nachdem sie erklärt hatten, daß die legitime Autorität des Monarchen nur durch strenge Beobachtung des Gesetzes vom Despotismus sich unterscheide und die Sicherheit der Personen in keinem einzelnen Fall angegriffen werden könne, ohne die ganze Nation zu gefährden. Alle Urheber und Begünstiger der Mai-Edikte wurden des Verrathes am König, an der Nation und der Constitution angeklagt. Voran gingen Clerus und Adel, während der Tiers, der diesen extremen Schritten anfangs widerstrebte, erst durch den Einfluß eines königlichen Richters zu Grenoble, Mounier, gewonnen werden mußte, der sich, obgleich erst dreißig Jahre alt, bereits eines außerordentlichen Ansehens bei seinen Mitbürgern erfreute. Die Regierung ersetzte Clermont-Tonnerre durch den Marschall de Vaux, und stellte zwanzigtausend Mann zu seiner Verfügung, ohne daß dieser für energisch geltende neue Gouverneur etwas anderes that, als der Form nach zu genehmigen, was er bereits nicht mehr verhindern konnte. Das einzige Zugeständniß, das ihm gemacht wurde, war der Zusammentritt der Stände des Dauphiné im nahen Schloß Vizille, statt wie anfangs bestimmt, in Grenoble. Dort wurde, vornehmlich wieder unter der Leitung des von seinem jungen Freund Barnave unterstützten Mounier, beschlossen, vom König die Generalstaaten für das ganze Land, die regelmäßige Berufung der Stände für die Provinz zu ver-

langen, und für beide die Gleichstellung der Zahl der Abgeordneten des Tiers mit der der Privilegirten und die gemeinsame Abstimmung in einer Versammlung und nach Köpfen festzuhalten, worauf die sechshundert Abgeordneten von Vizille sich mit dem Schwur vertagten, über Wiedererlangung der Rechte ihrer Provinz die Rechte der Nation nicht zu vergessen. Die von Mounier redigirten Vorstellungen an den König schlossen bereits mit jener, von der Revolution dem Socialkontrakt entlehnten Lieblingsformel, „daß die Menschenrechte von der Natur allein abgeleitet und unabhängig von allen Verträgen seien“ [1]).

Das war der Vorgang von welthistorischer Bedeutung, den Frau von Staël „die friedliche, wohlbedachte Insurrektion des Dauphiné“ nennt [2]), und der thatsächlich der Prolog zur Revolution war.

Das Beispiel zündete. Aus den meisten Provinzen trafen Proteste der Parlamente und Stände, Berichte über Unordnungen, wechselnde Verwirrung und Gährung ein, auf die der Minister mit zwar ungenügenden, aber dafür um so gehässigeren Repressivmaßregeln antwortete. Besonders gegen die lettres de cachet erhob sich ein Sturm des Unwillens, dem Lavergne vergebens die Thatsache entgegensetzt, daß keine Regierung seltener davon Gebrauch gemacht habe, als die Ludwig XVI. Das Bewußtsein von der ungesetzlichen Willkür dieses Verfahrens war einmal erwacht, und ließ sich durch mildernde Umstände nicht mehr beschwichtigen [3]).

In den Generalitäten von Bordeaux und Besançon, in La Rochelle und in Limoges war die Einführung von Provinzialversammlungen unterdessen gleichfalls nicht zu Stande gekommen

[1]) Lanzac de Laborie, Jean-Joseph Mounier, 13—20. Lavergne, Les Monarchiens de la Constituante. Revue des Deux-Mondes 1842, II, 551.

[2]) Madame de Staël, Considérations. Oeuvres XII, 208.

[3]) Lavergne, Les Assemblées provinciales, 378—379.

und es fragte sich, welche Macht die Regierung besaß, um in den widerspenstigen Provinzen ihren Willen durchzusetzen. Inzwischen aber hatte die Geldnoth einen solchen Grad erreicht, daß Brienne als letztes Auskunftsmittel sich an den Clerus zu wenden beschloß, den er in außerordentlicher Versammlung nach Paris berief. Er legte seinen Standesgenossen den Gedanken der Confiskation der Klostergüter nahe, und rechnete überhaupt auf seine genaue Kenntniß der Verhältnisse und Persönlichkeiten, um Zwietracht in die Versammlung zu bringen und sie dadurch seinen Wünschen gefügig zu machen. Aber auch hier fand er die Stimmung so verändert, daß er seine Geldforderung auf eine bescheidene Summe reduzirte, ohne die Verurtheilung der Mai-Edikte und mit ihnen seiner ganzen Verwaltung verhindern zu können. Wie der Adel und die Magistratur, so wurde jetzt auch der Clerus, obwohl er, wie diese, alle pekuniären Opfer verweigerte, wegen seiner Opposition gegen die Regierung nicht minder populär als sie. Auch er forderte den Monarchen auf, lieber König der Franzosen als Herr von Frankreich sein zu wollen, und so bald als möglich die Generalstaaten zu berufen. Ebenso wichtig als diese Beschlüsse der Versammlung war die Antwort der Regierung. Sie gestand jetzt dem Clerus zu, was sie den Parlamenten verweigert hatte, und verpflichtete sich, von der allgemeinen Bewegung gedrängt, in bestimmten Worten zu dem Grundsatz, daß der Souverän nur mit Zustimmung der Generalstaaten Abgaben erheben dürfe[1]). Bereits am 8. August wurde durch königlichen Erlaß die Berufung derselben auf den 1. Mai 1789 festgesetzt und die Einsetzung der Cour plénière vorläufig suspendirt. Einige Tage später, am 16. August 1788, sprach ein Edikt die schreckenerregende Wahrheit aus, daß die Zahlungen der königlichen Kassen theils ausgesetzt, theils beschränkt werden müßten,

[1]) Leser, Necker's zweites Ministerium, 58—60. Réponse du roi aux remontrances du clergé, 15 Juin 1788.

indem nur $^3/_5$ der nöthigen Ausgaben baar, der Reſt in Creditſcheinen entrichtet werden ſollte. Das war mit andern Worten das Bekenntniß eines Staatsbankrotts mit ſechzig Procent, und dazu war, um die Regierungsmaſchine in Gang zu halten, ungefähr eine Million Livres per Tag erforderlich[1]). Frau von Staël hatte nicht Unrecht, wenn ſie an König Guſtav ſchrieb, die Geſchichte Frankreichs laſſe ſich in Epigrammen erzählen. Auch Brienne trug das ſeinige bei. Man legt ihm den Ausſpruch in den Mund, „es gebe ja ſo viele Zufälle, und doch bedürfe es nur einen einzigen, um den Staat zu retten“[2]). Als dieſer Zufall nicht kam, ſcheute er nicht davor zurück, auch noch die Hand auf den Invalidenfonds und die Erträgniſſe einer Armenlotterie zu legen. Dann, als alles vorbei war, knüpfte er auf Wunſch der Königin durch Mercy am 20. Auguſt Unterhandlungen mit Necker wegen Uebernahme der Finanzen in ſeinem Miniſterium an. Was aber vor einem Jahr vielleicht noch möglich geweſen wäre, hatte jetzt aufgehört es zu ſein. Necker beantwortete die Anfragen von Mercy mit der Gegenforderung der Entlaſſung von Brienne, dem Anſpruch auf die oberſte Leitung der Geſchäfte und der Erfüllung des Verſprechens der Berufung der Stände[3]). Unter dem ungeheuren Druck der Wünſche eines ganzen Landes hatte auch ſein Standpunkt in letzterer Hinſicht eine Veränderung erfahren. Er, der nach der Entlaſſung von Calonne die Vermeidung dieſer Berufung noch als die erſte Aufgabe eines weiſen Miniſters bezeichnet hatte, ſtellte ſie jetzt zur Bedingung und erwartete, wie er ſagt, „mit unbeſchreiblicher Freude den Augenblick, wo das erhebende und herrliche Schauſpiel des Zuſammentritts der Abgeordneten von ſechsundzwanzig Millionen Menſchen ſtattfinden und die Gerechtigkeit des Monarchen der franzöſiſchen

[1]) Jefferson, Works, Correspondence, III, 40.

[2]) Dareste, Histoire de France, VII, 132.

[3]) Baron Auguste de Staël, Notice sur Monsieur Necker. Oeuvres 225. Leſer, Necker's zweites Miniſterium, 21—22.

Nation ihren früheren Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten zurückgeben werde“ [1]). Es unterlag keinem Zweifel mehr, daß Necker das traurige Erbe von Brienne und Calonne nur unter der Bedingung anzutreten entschlossen war, daß die Unterstützung und Controlle der Nation ihm diesmal zur Seite stehen würden. „Es darf keine Zeit verloren werden“, schreibt er in der um diese Zeit entstandenen Streitschrift gegen Calonne, „die öffentliche Meinung, diese sittliche und politische Macht, muß mit der ihr eigenen Kraft die Vergangenheit auslöschen und die Gegenwart mit der Zukunft verbinden“ [2]). Es war der Ausdruck derselben Ideen, die Necker's Thätigkeit während seiner ersten Verwaltung geleitet hatten und nun den neuen Verhältnissen anbequemt wiederkehrten. Er folgte nach wie vor der öffentlichen Meinung; ob er sie auch zu leiten im Stande sein werde, konnte erst die Zukunft lehren. Mercy kam nun, vom König mit offiziellen Vollmachten versehen, zurück. Die Entlassung von Brienne wurde stillschweigend zugestanden. Er erhielt sie am 25. August und nicht ohne daß er, der sein Erzbisthum Toulouse gegen das viel einträglichere Erzbisthum von Sens vertauscht hatte, seine Einkünfte bis zu achtmalhunderttausend Livres erhöht und von der Königin das Versprechen erhalten hatte, den Cardinalshut für ihn zu verlangen. Die Geschichte kam nur noch einmal in den Fall, ihn zu nennen. Es geschah um zu berichten, wie der unwürdige, letzte Rathgeber der absoluten Monarchie am 16. Februar 1794 seinem Leben durch Gift ein Ziel gesetzt hatte. Am Abend vor seinem Rücktritt war Necker's Ernennung zum Finanzdirektor erfolgt; zwei Tage später wurde er Minister und Mitglied des Staatsraths. Der Rang eines ersten Ministers wurde nicht wieder verliehen, aber alle Befugnisse desselben gingen an Necker über.

[1]) Necker, Nouveaux éclaircissements sur le compte-rendu au roi. De l'administration, etc. Oeuvres, II, 599, VI, 59. Besonders aber De la Révolution française, IX, 53.

[2]) Ebendaselbst, II, 467.

Dem finanziellen Ruin, den er von seinem Vorgänger übernahm, ging ein moralischer Ruin zur Seite, der diesen noch an Umfang übertraf. Das Vertrauen in die Regierung war nicht weniger erschöpft als ihre Kassen. Seit der Thronbesteigung Ludwig XVI. waren in Frankreich mehr Mißstände abgeschafft, mehr Verbesserungen eingeführt worden, als während eines Jahrhunderts vor ihm. Man weiß, daß Adam Smith der französischen Verwaltung unter diesem Monarchen das Zeugniß ausgestellt hat, nach Abrechnung der lettres de cachet und der Mißbräuche bei Erhebung der Steuern und insbesondere der Taille, die humanste des Continents zu sein[1]). Fast hundert Jahre nach ihm hat Tocqueville den Antheil nachgewiesen, den eben die Reformen des Ancien Régime an seinem Sturz hatten. Nicht nur, daß die Regierung gerechte Forderungen bewilligte, sie hatte sich in wichtigen Fragen aufgeklärter gezeigt, als die großen Körperschaften der Nation. So war das Institut der Provinzialversammlungen der freien Entwicklung und Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten ungleich günstiger als die veralteten Stände. Der König war es, der die Tortur abgeschafft hatte und den Parlamenten durch Malesherbes die Gerichtsreform bieten ließ, welche diese verwarfen. Das Edikt zu Gunsten der Nichtkatholiken wurde von der Regierung trotz des Widerstandes der Magistratur und des Clerus durchgesetzt. Die Censur bestand nur noch dem Namen nach und hinderte nichts; die Freiheit der Presse forderte Brienne noch am Vorabend seines Sturzes förmlich heraus. Viele der gehässigsten Privilegien des Adels und der Geistlichkeit waren außer Brauch gekommen, die Zollschranken im Innern gefallen, der Gedanke der Oekonomisten in Bezug auf den Getreidehandel vollständig, und was Handel und Industrie betraf, zum großen Theil durchgeführt. Das Sündenregister des

[1]) Adam Smith, Wealth of Nations, angeführt bei J. von Müller, Briefe. Sämmtliche Werke, XVIII, 296, Note.

alten Régime, wie es unter andern von Jefferson entworfen wird [1]), war schon in seinen schlimmsten Punkten getilgt, oder am Weg, es zu werden. Die Vertrauenslosigkeit aber schien in demselben Maß gewachsen zu sein, als die Uebel sich vermindert hatten; denn die einzige Garantie der Reform war des Königs Wille, und dieser schwankte zwischen den Eingebungen seines Herzens, die immer gut waren, und den Einflüsterungen von Außen, die jeden Moment von einem Extrem zum andern führen konnten. Man hatte nicht vergessen, daß Ludwig XVI. Machault übergangen, Turgot ziehen gelassen, Calonne geduldet und in Brienne sich ergeben hatte. Jetzt nahm er das Ministerium Necker an, wie ein aufgedrungenes Experiment, mit dem ehrlichen Entschluß, es gewähren zu lassen, aber auch nicht ohne die im Stillen festgehaltene Hoffnung, es sich abnützen zu sehen. Was hierauf folgen werde, wußte Niemand. Ganz richtig charakterisirt Necker die alte französische Regierung dahin, daß sie zwar über alle nothwendigen Mittel verfügt habe, um die Gesetze des Besitzes, der Ordnung und der Freiheit aufrecht zu erhalten, daß es aber zugleich in ihrer Macht gelegen sei, alle diese Gesetze zu verletzen. „Ohne irgend einer ungelegenen Reklamation sich auszusetzen", sagt er, „konnte eine königliche Entscheidung die Zinsen der Staatsschuld reduciren oder die Rückzahlung der Kapitalien suspendiren; durch eine königliche Sitzung — lit de justice — Steuern ausschreiben oder verlängern, durch eine lettre de cachet, wem es ihr gefiel seiner Freiheit berauben" [2]).

Die Berechtigung des damals herrschenden Gefühls, daß die Geschicke eines ganzen Landes thatsächlich vom Zufall einer Laune abhängig gemacht werden konnten, bestätigt eine gleichzeitige Aeußerung von Marie Antoinette. Die Generalstaaten

---

[1]) Jefferson, Complete Works. Autobiography, I, 86.

[2]) Necker, Du pouvoir exécutif dans les grands États. Oeuvres, VIII, 592.

waren nicht nur versprochen, sondern auch der Zeitpunkt ihres Zusammentritts festgesetzt, als sie an Kaiser Joseph schrieb, sie hoffe die erwartete Intervention Frankreichs in den holländischen Wirren vermieden zu sehen, „denn im Fall eines Krieges würde die Berufung der Stände nicht mehr abzuwenden sein“ [1]). So war denn, mit Ausnahme des Hofadels, dessen Gesinnung die Königin aussprach, kaum Jemand mehr in Frankreich, der es noch für möglich gehalten hätte, in den alten Bahnen weiter zu gehen und sich dabei auf die wohlmeinenden Absichten des Königs zu verlassen. Die weitaus größte Mehrheit sagte schon mit La Fayette: „Wir wollen die Generalstaaten oder nichts“ [2]). Das System aber ist verurtheilt, dem die Fähigkeit abgesprochen wird, sich zu reformiren, dessen Zugeständnisse und Versprechungen der verzagenden Antwort begegnen: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.“ Auf diesen Punkt war das alte Régime angelangt, als Necker die Leitung der Geschäfte übernahm und sein Wort dafür verpfändete, daß künftig am offenen Tag und mit Zustimmung der Nation regiert werden würde.

Das Volk jubelte ihm entgegen; Paris füllte sich mit Schriften, Bildern und Allegorien zu seinem Lob. In den Theatern demonstrirte man zu seinen Gunsten und rief stürmisch seinen Namen, als in der Komödie von Collin d'Harleville, »Les Châteaux en Espagne«, der Vers gesprochen wurde:

»Je choisirais d'abord un ministre honnête homme,
Le choix est bientôt fait quand le public le nomme« [3]).

„Man erwartet Wunder von Necker“, schrieb sein Schwiegersohn an König Gustav, „und bezweifelt nicht, daß, wenn man ihn gewähren läßt, Frankreich in wenigen Jahren

---

[1]) Arneth, Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II., Briefwechsel, 118. Marie Antoinette an Kaiser Joseph, 16. Juli 1788.

[2]) La Fayette, Mémoires, II, 229. Brief vom 25. Mai 1788.

[3]) Grimm, Correspondance littéraire, XIV, 325.

wiedergeboren sein werde. Das ihm entgegengebrachte Vertrauen kennt keine Grenzen. Sein Genius, seine Mäßigung, sein Charakter, die Reinheit seines Privatlebens haben ihm so große Liebe und Achtung zugewendet, daß es schwer sein würde, dieselben zu überschätzen" [1]). Wenn auch nicht ohne Widerstreben, fügte sich diesmal auch der opponirende Adel wenigstens scheinbar in den unvermeidlichen Minister. In den ersten Tagen seiner Verwaltung begegneten sich der kommandirende General in Lothringen, Graf Clairon d'Haussonville und der Marschall Herzog von Broglie in seinen Vorzimmern. „Gehen wir zusammen hinein", sagte letzterer zu dem Grafen, „Sie werden mich vorstellen, denn ich kenne Necker nicht". „Glauben Sie vielleicht, daß ich ihn kenne", erwiderte dieser. „Nun, so werden wir uns eben gegenseitig vorstellen", entgegnete der Marschall, was auch geschah. Die Nachkommen dieser Beiden heiratheten später Necker's Enkelinnen; einer derselben, d'Haussonville, hat die Geschichte erzählt [2]). Baron Staël erinnert daran, daß die einleitenden Schritte zu Necker's Wiederberufung von der Königin ausgegangen waren. Der Widerstand gegen ihn schien auch bei Hofe in soweit überwunden, daß keine weiteren Intriguen die ersten Monate seiner Thätigkeit erschwerten [3]).

Auch der nüchterne Malouet, der ein strenges Urtheil über Necker als Staatsmann fällt, gibt ihm das Zeugniß, daß er ihn sowohl an Talent wie an persönlichem Verdienst der großen Mehrzahl seiner Gegner überlegen gefunden habe, und was man auch sagen möge, alle Unordnungen und Fehlgriffe, die zu den Generalstaaten führten, von seinem ersten Rücktritt datirten [4]).

[1]) Léouzon-Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, 88, Depesche No. 100, 31. August 1788.

[2]) Comte d'Haussonville, Souvenirs et Mélanges, vie de mon Père, 9.

[3]) Léouzon-Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, p. 116, 1788.

[4]) Malouet, Mémoires, I, 199.

Sommer. Der Freund von Mirabeau, Dumont, sagte: Necker sei [illegible] Constitution gerettet hat. Selbst Talleyrand, der die Schwierigkeiten einer Finanzverwaltung begriff, hatte immer Necker, den Minister, in enthusiastischer Verehrung[1]. Wenn sie die Stimmung des Publikums war, in der sich die Familie Necker eine größere Nachsicht der Beurteilung erwarten. Selbst Madame Necker an der Zukunft nun, so sie den Sturz ihres Gatten mit in ihren Herzen Frieden zu liegen schien, wieder mit hoffnungsreichem Vertrauen entgegen[2]. Und Frau von Staël? Sie war in einer so gehobenen Stimmung, daß die Marquise de Créqui, Freundin und Korrespondentin von Sénac de Meilhan, dem intimsten Gegner Neckers, die Befangenheit begriff, mit der enthusiastischen junger Frau den Verkehr abzubrechen, während Sainte-Beuve zu dieser Stelle bemerkt, gerade das Verlangen wegen jede ihr Enthusiasmus nach der höheren Sphäre zu finden scheint[3]. Necker, dem sie die Nachricht seiner Ernennung zuerst nach Saint-Ouen brachte, meinte, als er Stolz und Freude aus ihren Augen leuchten sah, die Tochter eines Ministers werde nur die Vorteile einer Stellung, nicht aber ihre erschreckenden Verantwortungen empfinden. Auf den nächsten Tag, den 25. August, fiel das Fest des heiligen Ludwig und Frau von Staël mußte nach Versailles. Sie war so erregt, daß sie bei der Nachtfahrt durch das Gehölz von Boulogne von Räubern angegriffen zu werden fürchtete; es schien ihr als ob das Schicksal sie dafür strafen werde, sich zu glücklich zu fühlen. „Räuber zwar", schreibt sie in den »Considérations«, „zeigten sich nicht, allein die Zukunft sollte meine

[1]) Dumont, Souvenirs sur Mirabeau, 44.

[2]) Lescure, Rivarol et la Société française pendant la Révolution et l'Émigration, 147.

[3]) Lettres inédites de la Marquise de Créqui à Sénac de Meilhan, 210. Brief vom September 1788.

[4]) Ebendaselbst, 28 und Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, XII, 386.

Befürchtungen nur allzu sehr rechtfertigen". Der Morgen brachte die erste Ernüchterung. Sie wurde zugleich mit einer Nichte Brienne's von der Königin empfangen und diese bewies durch die berechnete Unterscheidung zwischen beiden Damen, daß, wenn Necker auch der Mann der Nothwendigkeit geworden war, ihre persönlichen Sympathien doch seinem Vorgänger zugewendet blieben. Frau von Staël täuschte sich über die Tragweite dieses Verfahrens nicht, das, fügt sie hinzu, durch Necker's entgegenkommende Haltung keine Aenderung erfuhr, und eine der großen Schwierigkeiten seines zweiten Ministeriums blieb [1]). Ueber seine eigene Auffassung der Situation liegen verschiedene Aeußerungen vor. Als ihm die Wahl des Erzbischofs von Toulouse mitgetheilt wurde, sagte er zu seiner Tochter, die Lage, die bereits schwierig genug sei, werde bald unerträglich werden und Menschenkraft übersteigen. Nachdem er an die Stelle von Brienne getreten war, konnte er sich des Ausrufs nicht enthalten „jetzt sei es zu spät! Warum habe man ihm nicht die fünfzehn Monate des Erzbischofs von Toulouse gegeben!" [2]). Den König aber beruhigte er mit der Versicherung, „das Uebel sei zwar groß, noch größer aber seien die Hülfsquellen des Reichs". Er war seit drei Tagen Minister, als die erste, blutige Ruhestörung in Paris stattfand, wo Brienne vom Pöbel in Effigie verbrannt wurde. Der kommandirende Officier der Stadtwache schritt ein, und ließ, da ihm der Gehorsam verweigert wurde, die Menge mit dem Bayonett angreifen, wobei zwei bis drei Menschen getödtet und viele verwundet wurden, bis es gelang, sie zu zerstreuen. Von Zorn und Erbitterung erfüllt, sammelte sich das Volk am nächsten Tag wieder, griff die Stadtwache an verschiedenen Punkten an, brannte zehn bis zwölf Wohngebäude nieder und tödtete mehrere Soldaten,

---

[1]) Madame de Staël, Considérations sur la Révolution française. XII, 164. 166.

[2]) Ebendaselbst, II, 160.

worauf endlich dem Tumult durch die Truppen ein Ende gemacht und der Belagerungszustand über Paris verhängt wurde[1]). Während so die Straßen der Hauptstadt zum ersten Mal während seiner Amtsführung sich mit Blut färbten, begrüßte der Geldmarkt den Geschäftsantritt von Necker mit einer Hausse, welche zwar nicht die von Frau von Staël angegebenen dreißig Procent erreichte[2]), aber immerhin beträchtlich genug war, um das Vertrauen zu heben und dem Minister die Aufhebung der Bestimmungen des Ediktes vom 16. August und Wiederaufnahme der Baarzahlungen zu ermöglichen. Große Finanzhäuser leisteten Vorschüsse; eine Provinz, Languedoc, eröffnete eine Anleihe von zwölf Millionen; alle Hülfsmittel des Bankwesens wurden in Bewegung gesetzt. Die Geschichte dieser zweiten Finanzadministration Necker's hat unter andern in Deutschland Leser geschrieben, der zum Schluß kommt, daß Necker zwar Mittel von zweifelhafter Rechtmäßigkeit, um dem Staatsschatz Gelder zuzuführen, angewendet, aber das öffentliche Vertrauen, seine nothwendige Stütze, doch niemals geschädigt habe[3]). Sein ganzes Bestreben war darauf gerichtet, durch eine Reihe von Geldoperationen den Staatshaushalt bis zum Zusammentritt der Generalstaaten fortzuführen und das Ansehen der Regierung vor der gefährlichen Demüthigung, ihnen in einer finanziellen Nothlage gegenübertreten zu müssen, zu bewahren. Droz, der Historiker Ludwig XVI., nennt es geradezu wunderbar, daß es ihm gelang, die Zahlungen wieder aufzunehmen und den Schatz zu füllen, der nach dem Rücktritt von Brienne nur noch fünfmalhunderttausend Livres enthielt[4]). Und dies, obwohl der Kampf mit der Hungersnoth und der Ankauf

[1]) Jefferson, Works and Correspondence, II, 471.

[2]) Madame de Staël, Considérations etc. Oeuvres, XII, 158. Leser, Necker's zweites Ministerium, 33 u. Note.

[3]) Leser, Necker's zweites Ministerium, 33—41.

[4]) Necker, De l'administration de Monsieur Necker. Oeuvres, VI, 25.

von Getreide allein im Winter 1789 siebenzig Millionen verschlang. Er nennt das zweite Ministerium Necker in Bezug auf die Finanzen nicht nur ungleich viel bedeutender als das erste; er fügt auch hinzu, daß es von allen Spuren von Charlatanismus, die sich in jenem nachweisen lassen, frei geblieben sei[1]). Eine durchgreifende Aenderung des ganzen Systems war jetzt, seit die Generalstaaten in Aussicht gestellt waren, ohne die Mitwirkung derselben überhaupt nicht mehr möglich und es galt, Frankreich bis dahin am Leben zu erhalten[2]). Necker, der sich so leicht Illusionen hingab, hat sich über diese Frage, gerade weil es diejenige war, die er am vollständigsten beherrschte, keine solchen gemacht . . „Jede Form des Credits", sagt er, „war erschöpft; es handelte sich darum, allwöchentlich mehrere Millionen zu beschaffen, bis man den Hafen des Heils erreichte"[3]). Auch in dieser Beziehung stand ihm eine Enttäuschung bevor. Als die Generalstaaten zusammentraten, fand er, daß sie die administrativen Fragen über den politischen vergaßen und sich um die Finanzen nicht kümmern wollten. »Il fallut«, schreibt er, »continuer la manœuvre«[4]). Größeren Werth als auf seine Thätigkeit im Finanzwesen hat Necker darauf gelegt, daß es ihm gelungen sei, während des Winters und Frühjahrs von 1789 die Hauptstadt und mehrere Provinzen vor der Hungersnoth bewahrt zu haben, und hat insbesondere die Verproviantirung von Paris seine größte That genannt[5]). Zu allen anderen Kalamitäten war nämlich die hinzugekommen, daß nachdem während zehn Jahren die Ernten schlecht gewesen waren, nun elementare Katastrophen aller Art sich folgten, Theuerung herbeiführten und auch noch der kälteste Winter hereinbrach, den man seit 1709 in Frankreich erlebt hatte. In

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI., II, 94. 95.
[2]) Henri Martin, Histoire de France, XVI, 615.
[3]) Necker, De l'administration de Monsieur Necker, VI, 25.
[4]) Ebendaselbst, VI, 25.
[5]) Ebendaselbst, VI, 298 ff.

Folge dessen blieben allein in der Normandie vierzigtausend Arbeiter ohne Brod und Beschäftigung[1]). Aus allen Gegenden von Frankreich strömten verarmte, obdachlos gewordene Menschen nach Paris, um dort zwar vergebens Rettung vor dem sie bedrängenden Elend zu suchen, um so gewisser aber die Scharen der Unzufriedenen zu vermehren, die nur auf ein Zeichen warteten, um Empörer zu werden. Es mußte von Seiten der Regierung vor allem für Zufuhr von Getreide gesorgt werden, um diese hungernden Massen zu nähren; denn Brod war so kostbar geworden, daß selbst in den Häusern der Reichen die zu Tisch Geladenen es während jenes Winters in der Tasche mitzubringen hatten und endlich alle Festlichkeiten eingestellt wurden, um statt dessen die armen Leute zu ernähren und zu wärmen, für die Feuer an allen Kreuzstraßen der Hauptstadt brannten[2]). Necker's frühere Ansichten über die Freiheit des Handels mit Getreide hatten keine Veränderung erfahren; sie waren, nach seinen eigenen Worten, höchst einfach und darauf beschränkt geblieben, den Verhältnissen sich anzubequemen[3]). Als er daher bestätigt fand, daß dieses Jahr einen Mißwachs gebracht hatte, hob er die seit Juni 1788 gesetzlich freigegebene Ausfuhr vorläufig am 7. September 1788 für unbestimmte Zeit wieder auf und bemühte sich, Getreide, besonders aus Amerika, für Frankreich herbeizuziehen. Zugleich ließ er auf Rechnung des Staates im Ausland Getreidekäufe in großem Maßstab besorgen, was wieder zur Folge hatte, die Thätigkeit des Privathandels zu lähmen, weil dieser mit Recht fürchten mußte, nicht ohne schweren Verlust mit der Regierung konkurriren zu können, die ihr Getreide direkt auf den Markt brachte, und im schlimmsten Fall billiger abgeben konnte, als sie es ge-

[1]) Jefferson, Autobiography. Complete Works, I, Correspondence, III, 40.

[2]) Ebendaselbst, II, 591. Brief vom 14. März 1789.

[3]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même. Oeuvres VI, 298 u. ff.

kauft hatte. Noch empfindlicher wirkte das Verbot, außerhalb der Märkte Getreide zu kaufen, womit Necker dem Wucher Einhalt gebieten zu können meinte. Seine Verordnungen in dieser Richtung übten nicht nur eine ökonomische, sondern auch die weittragende moralische Wirkung aus, daß das Volk sich sozusagen in officieller Weise im Mißtrauen bestärkt sah, mit dem es den Kornhändler in schweren Zeiten zu verfolgen pflegte. Auf allen Punkten des Reichs kam es zu Gewaltthaten, welche die Massen an den Aufruhr gewöhnten, die Auflösung der Regierung und das Umsichgreifen der Anarchie vorbereiteten[1]). Taine bestimmt den Zeitpunkt dieser ersten direkten Angriffe auf den Besitz, die ausgehend von der Panik des Hungers, mit Plünderung der Mehltransporte und der Bäckerläden begannen, um zu derjenigen der Klöster und Schlösser überzugehen, und mit dem Anspruch auf gleiches Recht für Alle den socialen Krieg eröffneten. Der Winter 1788 auf 1789 sah die erste Jacquerie in der Provence, wo die Regierung es so gut wie ungestraft geschehen ließ, daß der Pöbel die Gefangenen befreite, die Steuerzahlung verweigerte, den Preis der Lebensmittel bestimmte und den Abgesandten des Königs die Aufnahme versagte. Aber auch um den Preis einer Toleranz, die bereits an Selbstvernichtung grenzte, gelang der Regierung weder die Aufrechthaltung der Ruhe noch die Verproviantirung von Frankreich. Angesichts der wachsenden Noth war es, daß Necker, wie das erste Mal, so auch jetzt, auf den fixen Gehalt von 220,000 Livres seines Ministeriums verzichtend, aus seinem Privatvermögen noch die Summe von zwei Millionen viermalhunderttausend Livres mit fünfprocentiger Verzinsung dem Staatsschatz zur Verfügung zum Ankauf von Getreide mit dem Bemerken stellte[2]), wenn man Ruhe und Gesundheit aufs Spiel

[1]) Taine, Les Origines de la France contemporaine. Vol. II, La Révolution, Chap. I, l'anarchie spontanée.

[2]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même. Oeuvres VI, 331 und Madame de Staël, Considérations XII, 92 und 313.

setze, könne man wohl auch sein Vermögen riskiren. Die Verantwortung, die er auf sich genommen hatte, überstieg jedoch seine Kräfte; es gelang zwar, die sechsmalhunderttausend Seelen starke Bevölkerung von Paris zu versorgen, aber um den Kreis künstlicher Arbeitbeschaffung für zwölftausend Unbeschäftigte und der Vernachlässigung der Provinzen, aus welchen der Hülferuf der Noth nur zu oft vergebens an das Ohr des gepeinigten Ministers drang[1]). Es gehört mit zur Geschichte der Revolution, daß der Hunger es war, der den Massen die Lehren des Socialkontrakts vermittelte. Dieser Versuch, das Walten freier Kräfte durch das Eingreifen des Staates zu ersetzen, war der letzte, den Necker als Administrator der alten Monarchie durchzuführen unternahm. Den Staatsmann erwartete eine noch ungleich schwerere Probe.

Necker's erstes Eingreifen als Minister galt einer vermittelnden, versöhnlichen Politik, wie sie seinen Neigungen am besten entsprach. Die bretonischen Edelleute wurden aus der Bastille, d'Espréménil aus seiner Haft der Insel Sainte-Marguerite entlassen. Die Parlamente versöhnte Necker, indem er den König veranlaßte, Lamoignon durch Barantin als Siegelbewahrer zu ersetzen, aber auch indem er ihnen die Reformen von Malesherbes preisgab. Dann ließ er diese Versammlungen, die er im September zusammenberufen hatte, ihre Gerichtsferien antreten, bevor sie die alten Streitfragen wieder aufwerfen konnten, versprach ihnen aber den Zusammentritt der Stände schon für den nächstfolgenden Januar.

Diesem Schritt lag die Absicht zu Grunde, der Aufregung der Gemüther in allen Schichten der Nation, die ein letzter Fehler seines Vorgängers bis zur vollständigsten Verwirrung gesteigert hatte, sobald als nur immer möglich ein Ziel zu setzen. Denn als Brienne wahrnehmen mußte, daß keine der bestehenden Parteien durch das Versprechen der Berufung der Generalstaaten sich für ihn

[1]) Leser, Necker's zweites Ministerium, 45. 54.

gewinnen ließ, war der Gedanke in ihm aufgetaucht, die Wiederbefestigung seiner Stellung in der allgemeinen Zwietracht zu suchen. Eine Verordnung vom 5. Juli erklärte, daß es der Regierung nicht gelungen sei, alle Bestimmungen über den Wahlmodus und die Zusammensetzung der Stände wieder aufzufinden, und daß daher im Namen des Königs nicht nur alle Körperschaften des Reichs, sondern auch alle wohlunterrichteten, gelehrten Personen aufgefordert seien, Untersuchungen darüber anzustellen und ihre Meinung auszusprechen. Ihm selbst, so hoffte der Minister, werde es dann unschwer gelingen, im Widerstreit der Interessen und Meinungen bei den Stärkeren Rückhalt zu finden.

Was durch bestimmte Vorschriften festzusetzen die höchste Weisheit aller Staatskunst gewesen wäre, wurde somit der Gegenstand des Haders und die Beute des Zufalls, und es begannen im ganzen Lande Hoch und Nieder, Jung und Alt, Gelehrte und Ungelehrte, Staatsmänner und Frauen, aufrichtige Schwärmer und kühle Intriganten, überzeugungstreue Patrioten und ehrgeizige Abenteurer einen Argonautenzug nach dem Vließ dieser verloren gegangenen Constitution, die in dem Maß im Werthe stieg, als ihre Entdeckung nicht gelingen wollte. Denn wie alle Einrichtungen der alten Monarchie, hatte auch diese sich im Lauf der Zeiten theils verändert, theils war sie nie festen Bestimmungen unterworfen gewesen. So wurden im Anfang Mitglieder der Stände gar nicht gewählt, sondern Adel und Geistlichkeit erschienen vollzählig auf den Reichsversammlungen, bis, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, in jedem Amtsbezirk eines Bailli oder Sénéschals Clerus, Adel und Bürger der Städte Deputirte ihres Standes durch Wahl abordneten. Ebenso unbestimmt war die Zahl der Mitglieder des Tiers[1]). Der erste, den Brienne ausschickte, um sich auf das weite Meer dieser historischen Forschung zu begeben, Abbé Maury, kam mit dem Geständniß wieder, kein

[1]) Leser, Necker's zweites Ministerium, 64.

Land gesehen zu haben. Malesherbes dagegen, der einer der ersten gewesen war, die Generalstaaten zu einer Zeit zu verlangen, da die Zügel der Autorität anscheinend noch fest in den Händen der Regierung lagen, verzichtete jetzt auf Popularität, um in einer Denkschrift an den König vom Juli 1788 vor der Gefahr zu warnen, unter veränderten Verhältnissen die in allen ihren Interessen geschiedenen drei Stände unvorbereitet einander gegenüberzustellen. Er griff statt dessen auf den Plan seines Freundes Turgot zurück, im Anschluß an die Institution der Provinzialversammlungen eine einzige, aus gewählten Vertretern der besitzenden Klassen zusammengesetzte Versammlung zu berufen. Vor Allem aber beschwor er den König, keine Zweideutigkeiten im Auftreten seiner Minister mehr zu dulden und das Vertrauen in die Aufrichtigkeit seiner Absichten nicht erschüttern zu lassen, „denn die Folgen der allgemeinen Unzufriedenheit", so schloß er, „sind unberechenbar." In ähnlichem Sinne äußerte sich Dufresne Saint-Léon in einer Denkschrift an Brienne. Der Rath war vortrefflich, aber er kam um Jahre zu spät und gewann nur die vergebliche Unterstützung einiger von jenen vernünftig Denkenden und Erfahrenen, die in den Revolutionen weder Raum noch Gehör finden. „Es handelt sich nicht um das, was war, sondern um das, was sein soll", erklärte Mirabeau [1]). Charakteristisch antworteten die Parlamente. Sie verlangten Berufung und Zusammensetzung der Generalstaaten, nach den 1614 befolgten Normen, also Abstimmung nach Ständen, in direktem Gegensatz zu den Wünschen des Tiers. Damit fiel mit einem letzten Schlag der Anspruch dieser Körperschaften, Vertreter der nationalen Wünsche zu sein, und unter einer Fluth von Angriffen in Literatur und Presse traten sie vom politischen Schauplatz ab. Eine nochmalige, letzte Schwenkung im Sinn der populären Wünsche, die sie im Dezember 1788 nach Entlassung der No-

[1]) Henri Martin, Histoire de France, XVI, 617, Note.

tabeln vollzogen, bewirkte keinen Umschlag mehr zu ihren Gunsten. Ihre Rolle war am Tag beendigt worden, „wo Rache sie zum Selbstmord veranlaßt hatte". Während der durch Brienne entfaltete Sturm in den Provinzialversammlungen forttobte, beschäftigten sich Pamphlete und Broschüren, deren Zahl in den zehn Monaten vom Juli 1788 bis zum Mai 1789 auf dreitausend angegeben wird, mit der Lösung des gleichen Problems [1]). „Seit zwei Jahren", schreibt die Correspondenz von Grimm im November 1788, „hat sich Graf Lauraguais im Staub der Bibliotheken begraben, um alle Dokumente zu befragen, die noch authentischen Bericht über unser altes Recht und unsere nationalen Versammlungen enthalten". Auch nannte man ihn, da er vornehmlich in den Archiven der Benediktiner zu arbeiten pflegte, gar nicht mehr anders als Dom Lauraguais [2]). „Es entstanden mehr Bände über die Constitution der Monarchie als über die Constitution Unigenitus", fügt Grimm hinzu, „denn deren soll es nicht mehr als zehntausend gegeben haben". Im November erschien das Buch von Kersaint: »Le bon temps« und ein anderes von d'Entraigues über die Generalstaaten, das viel gelesen wurde und nicht nur das Volk als einzigen Träger der Regierungsgewalt bezeichnete, sondern bereits die monarchische Regierungsform zu Gunsten der republikanischen verwarf [3]). Der ältere Lacretelle, Target, Cassaux gaben gleichfalls Auslegungen der constitutionellen Frage. Grouvelle, Sekretär des Prinzen von Condé, machte Montesquieu zum Gegenstand seiner Angriffe, weil, wie er meinte, dessen großes, bewundernswürdiges Werk doch der doppelten Grundbedingung aller wahren Gesetzgebung, der Liebe zum Volk und der Liebe zur Gleichheit entbehre. Es wird hinzugefügt, daß dieser Grund-

[1]) Larcy, Louis XVI et les successeurs de Turgot. Correspondant. Mars 1867. Bd. XXXI, 650.

[2]) Grimm, Correspondance littéraire, XIV, 180.

[3]) A. de Tocqueville, Coup d'oeil sur le règne de Louis XVI, 316.

gedanke des Buchs von allen bedeutenden Persönlichkeiten des Tages getheilt worden sei [1]).

Vom Haus des Herzogs von La Rochefoucauld rühmte man, daß es nicht nur das Beispiel der Einfachheit und Sittenreinheit, sondern auch das noch höher geschätzte der Unabhängigkeit von den Einflüssen des Hofs und verständnißvoller Sympathie mit allen geplanten Neuerungen gebe. Es war der gesellschaftliche Mittelpunkt für jenen zahlreichen Theil des Adels, der bereits die doppelte Vertretung des Tiers, die Abstimmung nach Köpfen, den Verzicht auf die Privilegien mit in sein Programm aufnahm und, nach den Worten von Frau von Staël, mit allen denjenigen, die in den höchsten Kreisen Frankreichs auf die Gesinnung einwirkten, die Sache der Nation vertrat. „Die Mode", sagt sie, „war dahin gerichtet; es was das Ergebniß des ganzen achtzehnten Jahrhunderts" [2]). Aus diesem Kreis suchten Condorcet, Duport, La Fayette, der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt die Constitution. Dagegen behauptete der unbeugsame Parlamentarier d'Espréménil jetzt wieder im Widerspruch mit sich selbst, daß Frankreich längst durch seine Magistratur eine solche besitze und nur deren Vollmachten zu vervollständigen brauche, um alle seine Wünsche erfüllt zu sehen; ein Hofmann, der Royalist Besenval, war anderer Ansicht und wollte nur von Traditionen wissen. La Fayette, der das Volk noch 1788 so träge und regungslos fand, daß es ihn krank machte, das mit ansehen zu müssen, begann jetzt eine Constitution zu hoffen [3]). Necker sah dem Treiben, ohne sich auszusprechen zu. „Der Monarch und die Kronjuristen", sagt er, „behaupteten, daß die gesetzgebende Gewalt dem Fürsten gehöre; die Parlamente und ihre Redner, daß ohne freie Eintragung kein Gesetz in Kraft treten könne .... Das wahre Gegen-

[1]) Grimm, Correspondance littéraire, XIV, 372.
[2]) Madame de Staël, Considérations. Oeuvres XII, 178—179.
[3]) La Fayette, Mémoires, II, 227.

gewicht der höchsten Gewalt in Frankreich bestand allein in der öffentlichen Meinung" [1]).

Dem Schauspiel, welches dem Land geboten wurde, hätte etwas gefehlt, wenn nicht auch die Frauen sich daran betheiligt hätten. Eine ältere Dame, Gräfin Françoise Beauharnais, präsidirte dem literarischen und bald noch mehr politischen Salon, der sich so lebhaft an den Tagesfragen betheiligte, daß ihm der Name „das Ei der Nationalversammlung" beigelegt wurde, und man spottend Freiheit und Gleichheit als die beiden Ehrendamen der Hausfrau bezeichnete. Die Marquise de Laval, die Gräfin Crequi, die Baronin d'Astroz wirkten im gleichen Sinn und man sagte von ihren Salons, sie seien »démocrates comme une antichambre«. Bei der in Paris anwesenden Fürstin von Hohenzollern führten der Marquis von Beauharnais und der Fürst Salm später die Linke ein. Bei der Prinzessin von Broglie begegnete man Barnave und den beiden Lameth [2]). Persönlich am bedeutendsten war Gräfin Tessé, Tochter des letzten Marschalls von Noailles und Tante von La Fayette, in dem sie ihre politischen Ideale verwirklicht sah [3]). Diese vornehme voltairianische gesinnte, originelle Frau war in ihrer Jugend, zur Zeit als Lessing vornehmlich durch Grimm in Frankreich bekannt wurde, bei ihrem Bruder, dem Herzog von Ayen, in einem Lessingschen Drama unter großem Beifall aufgetreten. Auf der Bühne von 1789 spielte sie nun auch eine Rolle, deren Suard gedenkt. Dieser, einer der Wenigen, die der Taumel dieser berauschenden Zeit nicht mit fortriß, suchte sich seiner bangen Sorgen über die Zukunft vorläufig dadurch zu entledigen, daß er die Gegenwart persiflirte. In

[1]) Necker, De la Révolution française. Oeuvres, X, 277 und 281.

[2]) E. et J. de Goncourt, Histoire de la société française pendant la Révolution, 15.

[3]) Anne-Dominique de Noailles, Marquise de Montagu. Paris 1865, 132 u. ff.

den „Briefen der Gräfin B. an den Chevalier . . .“ läßt er die Gräfin ſagen: „Die Generalſtaaten ſind jetzt das Loſungswort . . . . Ich glaube mich nicht zu täuſchen, wenn ich annehme, daß Sie, Chevalier, dieſe Dinge nie ſtudirt haben. Deßungeachtet kennen ſie dieſelben genau. Das iſt es eben, was die Pedanten mit Verzweiflung und ihre Freunde mit Stolz erfüllt . . . . Ich bitte Sie darum, bevor Sie ſich morgen auf die Jagd begeben, ſchreiben Sie mir ein Wort, zur Erklärung der Conſtitution“. Und der Chevalier ſeinerſeits beſchreibt die Gräfin wie folgt: „Dieſe Frau iſt wirklich außerordentlich. Denken Sie ſich, daß es nun zwanzig Jahre ſind, ſeit ſie ſich mit Entwerfung einer Conſtitution beſchäftigt, ſeit ſie alles vorhergeſagt hat, was ſich nun erfüllt, ſeit ſie bereit iſt, für das Gelingen ihres Plans den letzten Blutstropfen zu vergießen. Ihre Kräfte ſind erſchöpft, ihre Bruſt ſchwach, ihre Geſundheit elend, ihre Seele aber erſetzt Alles. . . . Wenn man mir glaubte, würde man ihr eine Statue errichten.“ Die Art, wie die Gräfin ihre politiſchen Diskuſſionen führt, läßt Suard ſie alſo ſchildern. „Ich habe zugleich den Erzbiſchof von N., der ſeinen Stand ganz wahnſinnig vertheidigt, und den Baron X., einen unwürdigen Höfling, angegriffen. Sie haben mir beide die ſchwerfälligen, althergebrachten Einwürfe vergilbter Chroniken und der alten Generalſtaaten über die Nothwendigkeit jener politiſchen Zwiſchenkörper und ſocialen Abſtufungen gemacht, an die man, ohne die Monarchie zu erſchüttern, nicht rühren dürfe. Nicht einen einzigen der vielen Gemeinplätze, mit welchen man eine ſo elende Theſe ſiegreich vertheidigen zu können glaubt, haben ſie vergeſſen. Ich aber habe ihnen ihre Geſchichte Frankreichs kurzweg geleugnet; ich habe erklärt, daß unſere Gebräuche barbariſch, unſere Geſetze abſurd ſeien, daß wir eine Conſtitution bekommen müſſen, und da ſie mir mit einiger Wegwerfung widerſprachen, habe ich erwidert, daß das Volk Alles, ſie aber gar nichts ſeien, und daß es ſich vielleicht empfehlen würde, die Monarchie abzu-

schaffen. Meine Mutter stand hierauf vom Stuhl auf und verließ das Zimmer; mein Vater erröthete und blickte mir scharf ins Auge; meine Gegner schwiegen, und nachdem ich von der Vollständigkeit meines Sieges mich überzeugt hatte, eilte ich fort in die Oper" [1]).

Für das Porträt der Gräfin B. in dieser Parodie verwendete Suard die Züge der Gräfin Tessé [2]), aber manche Andere konnte sich darin wiedererkennen. Die Situation erschien den meisten Beobachtern bereits so ernst, daß sie nicht mehr geneigt waren, ihre komische Seite hervorzuheben. „Es ist unmöglich", bemerkte der im republikanischen Genf aufgewachsene, als Erzieher der Söhne von Lord Shelburne und spätern Marquis von Lansdowne an die freisinnigste Auffassung der politischen Angelegenheiten gewöhnte Dumont, „es ist unmöglich, sich eine Vorstellung von der Verwirrung der Ideen, den Ausschweifungen der Einbildungskraft, den Lächerlichkeiten der volksthümlichen Begriffe, den Hoffnungen, Befürchtungen und Leidenschaften aller Parteien zu machen". „Man glaubte", meinte Graf Lauraguais, „die Welt am Tage nach der Schöpfung zu sehen" [3]). „Die heftigsten, sonderbarsten und schädlichsten Schriften fahren zu erscheinen fort", notirte Mallet du Pan in sein Tagebuch. „Ihre Verfasser halten es für möglich, in sechs Monaten die höchste Vollendung in Bezug auf eine Verfassung zu erreichen, eine absolute Monarchie in eine Republik zu verwandeln und freien Völkern nach den Vorschriften des Herrn Lacretelle die schönsten Lehren zu geben. In dieser Masse von Pamphleten entdeckt man weder zwei übereinstimmende Ideen noch zwei übereinstimmende Pläne. Das Uebermaß der Mißbräuche der Autorität hat die jetzige Krisis herbeigeführt; das

---

[1]) Suard, Mélanges de Littérature, IV, 201—212.

[2]) E. et J. de Goncourt, Histoire de la société française pendant la Révolution, 15.

[3]) Dumont, Souvenirs sur Mirabeau, 44.

Uebermaß der Reklamationen und Vorschläge wird sie vergeblich machen“ [1]).

Ganz übereinstimmend mit Mallet du Pan schrieb Grimm mit freimüthigem Scharfblick: „Ich sehe alle Tage gewöhnliche Menschen den Monarchen seiner Prärogativen mit weniger Bedenken berauben, als wenn es sich darum handelte, eine ihrer Phrasen zu opfern. Wann wird man aufhören, die Elemente der Gesellschaft wie jene eines geometrischen Problems zu behandeln“ [2]). Es begannen schon die prophetischen Worte sich zu erfüllen, mit welchen, in der Einsamkeit seiner heimathlichen Berge, der noch unbekannte Präsident des Senates von Savoyen 1784 seine Kollegen empfangen hatte. „Der Zerstörungsgeist unseres Jahrhunderts“, so lauteten sie, „hat nichts verschont; Gesetze, Sitten, altehrwürdige Institutionen, er hat Alles angegriffen, Alles erschüttert, und die Verheerung wird unsere Befürchtungen noch übertreffen“ [3]).

Als Graf Ségur, von einer diplomatischen Mission nach Paris zurückgekehrt, die Hauptstadt nach mehrjähriger Abwesenheit wiedersah, konnte er sich des Erstaunens über die vollzogene Veränderung, auch in socialer Beziehung, nicht erwehren. Der Atticismus, die vollendeten Umgangsformen und die rücksichtsvolle Mäßigung der alten Tage waren schon nicht mehr zu finden. Die politischen Leidenschaften hatten die Salons in Arenen verwandelt. Jedermann sprach laut für sich und hörte nicht mehr auf die Andern; „die Frauen“, fährt er fort, „machten darin keine Ausnahme, und unter den anziehenden oder bedeutenden Erscheinungen der jungen Generation entfaltete besonders eine, die Baronin Staël, eine so außerordentliche Schärfe der Dialektik und Beredsamkeit, daß nur sehr

[1]) Mallet du Pan, Analecta sur l'Histoire du temps. Unedirte Familienpapiere, November 1788.

[2]) Grimm, Correspondance littéraire, XIV, 319.

[3]) Comte Joseph de Maistre, Discours à la rentrée du Sénat de Savoye, 1874.

wenige Redner es mit ihr aufzunehmen vermochten, da sie nicht nur in Erstaunen zu setzen, sondern auch zu überzeugen und hinzureißen wußte“ [1]). Was Ségur schon als einen Verlust empfand, war kein solcher für Frau von Staël, die zu jung war, um den Wechsel zu fühlen, der auch in gesellschaftlicher Beziehung den Uebergang aus dem Reich der Theorien in das Gebiet der Thatsachen begleitete. Für sie war die Wendung gekommen, die nicht nur über die geistige Richtung der Persönlichkeit, sondern auch darüber entscheidet, ob dem Lebensschiff bei Verlassen des Hafens ein mühsames Kämpfen wider den Strom oder eine glückliche Fahrt, mit den vollausgespannten Segeln hoffnungsfreudiger Thatkraft und erwiderter Sympathien bestimmt ist. Und jetzt wenigstens standen die Zeichen ihr günstig. Was auch später kommen mochte, der Augenblick überbot ihre kühnsten Träume. An der Spitze des Staates stand ihr Vater, und ihre begeisterte Liebe für ihn theilte eine ganze Nation. Ueberall tönte ihr sein Name entgegen, fand sie sein Bild wieder, und die höchsten Zwecke des Daseins, das Glück eines Volkes, die Hoffnungen der Freiheit und der Zukunft verknüpften sich für sie mit den tiefsten, heiligsten Gefühlen des Herzens. Und das zu rechter Zeit, im Frühling des Lebens, in der Vollkraft ihrer vierundzwanzig Jahre, während die Muse ihr winkte und ihren Jugendlocken Kränze bereit hielt, die so oft erst die erkaltete Stirn berühren. Für Talleyrand war, wie schon gesagt, das höchste Maß gesellschaftlichen Genusses in den Jahren unmittelbar vor der Revolution erreicht. Für Frau von Staël bezeichnet es die Jahreszahl 1789, denn niemals, sagt sie, seien mehr Geist und eine größere intellektuelle Regsamkeit zu Tage getreten. An der großen Zahl von Talenten, welche unter dem Eindruck der damaligen Verhältnisse sich entwickelten, lasse das sich ermessen. Nie sei die Gesellschaft zugleich ernster und glänzender, als in

[1]) Comte de Ségur, Mémoires, II, 212—214.

den drei oder vier Jahren von 1788 bis 1791, in keinem Lande und zu keiner Zeit die Kunst der Rede in jeglicher Form bedeutender gewesen[1]). So trat sie, angeregt und mitwirkend, selbst mit fortgerissen und Andere wieder begeisternd, in die Bewegung ein, wo die Stelle, die sie ausfüllen sollte, ihr längst vorgezeichnet war. Die politischen Doktrinen von Frau von Staël haben sich mit den Umständen modificirt. Die Zeit, von welcher hier die Rede ist, weiß, wie schon bemerkt, wenig oder nichts von der großen constitutionellen Theorie der Considérations; die Frau, welche die Revolution durchlebte, ist eine andere als diejenige, welche die Revolution erzählt, und die gereifte Erfahrung von 1816 spricht eine andere Sprache als die jugendliche Schwärmerei von 1789. Aber so sehr auch das Erlebte auf ihre Gedankenrichtung einwirken sollte und mußte, so unverändert blieben ihre Sympathien. Sie gehörten damals und später jener Gruppe von Edelleuten, für welche sie nie aufgehört hat, es als Verdienst und Ehre zu beanspruchen, daß sie es waren, welche die Revolution begannen[2]). Hand in Hand mit ihrem hohen Begriff der Freiheit ging bei Frau von Staël die Ueberzeugung, daß eine Revolution zu ihren Gunsten nur dann gelingen konnte, wenn die Edelsten und Besten voranschritten und der Impuls von Oben kam. Der große Gedanke aller reformatorisch Gesinnten, von Vauban und Fenelon bis Turgot, war noch der gewesen, die Krone zur Reform zu verpflichten und die nationale Vertretung nicht eher zu berufen, als bis ihr eine von den Schlacken despotischer Gewalt befreite Monarchie entgegentreten konnte. Die junge Generation, in deren Reihen Frau von Staël das Problem der Zukunft mit zu lösen versuchte, greift in der socialen Hierarchie schon um eine Schichte tiefer. Wenn es nicht gelang, den König zu gewinnen, so mußten die

[1]) Madame de Staël, Considérations. Oeuvres, XII, 385.
[2]) Ebendaselbst, XII, 54 und 132.

Edelleute vorangehen, jene liberale Jugend von 1789, welcher Renan das Wort, sie habe den Begriff des Vaterlands geschaffen, auf die Lippen legt, „die Clermont-Tonnerre, die Lally-Tollendal, die Crillon, die Castellane, die La Rochefoucauld, die Toulongeon, die La Fayette, die Montmorency, deren selbstlose Hingebung", wie Frau von Staël, diesmal in Uebereinstimmung mit Sieyès, später schrieb, „nie von den Männern des Tiers übertroffen wurde" [1]). Das Verständniß für die Bedeutung und die Verpflichtungen einer starken, unabhängigen, geistig und politisch mächtigen Aristokratie liegt ihrer ganzen Auffassung der französischen Geschichte wie ihrer Vorliebe für die englischen Institutionen zu Grunde. In ihren Augen ist Richelieu der böse Geist der Nation, weil er die Aristokratie vernichtet und die mächtigen Vasallen der Krone zu Höflingen erniedrigt hat. Sie macht seinen Despotismus für die Zerstörung der Originalität und Loyalität des französischen Charakters haftbar und geht so weit, den großen Minister einen Fremden in Frankreich zu nennen [2]).

Es wirkt beinahe komisch, wenn sie ihren Vater gegen den Verdacht, Richelieu ähnlich werden zu können, wie gegen den schwersten Vorwurf vertheidigt [3]). Während der einzige Staatsmann der ersten Phase der Revolution den Minister auffordert, gerade diese Rolle zur Rettung Aller zu übernehmen [4]), erklärt Necker fast gleichzeitig und im Vollgefühl seiner sittlichen Ueberlegenheit dem König im Lauf einer Unterredung über die Situation, daß, „wenn je der Gang der Ereignisse einen Mazarin oder Richelieu erfordern sollte, er sich

---

[1]) Madame de Staël, Considérations. Oeuvres XII, 352 und I, 54. Sieyès bei A. Chérest, II, 255.

[2]) Ebendaselbst, XII, 36. 38.

[3]) Madame de Staël, Du caractère de Monsieur Necker et de sa vie privée. Oeuvres XVII, 40.

[4]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et la Marck, I, 350, Brief vom Mai 1789.

nicht mehr zum Minister eignen würde [1]). Dieselben Ansichten bestimmen das Urtheil von Frau von Staël über Ludwig XIV. und die Monarchie in Frankreich. Die große Frage des Tages, ob das Land eine Verfassung besitze, beantwortet sie dahin, daß es theils nach altem Brauch und Herkommen, theils nach Willkür, niemals aber nach festen Gesetzen regiert worden sei. Die sogenannte Constitution des Reichs bestehe nur in der Erblichkeit der königlichen Gewalt, seine Geschichte in den fortgesetzten Versuchen der Nation, sich Rechte, und des Adels, sich Privilegien zu sichern, während die Könige den Absolutismus einführten [2]). Es entgeht ihr nicht, welcher ungeheuren Gefahr ein Stand ausgesetzt ist, der zugleich bevorzugt und überflüssig geworden, die Eifersucht noch herausfordert, nachdem er die Macht verloren hat. Sie zweifelt keinen Augenblick, daß der französische Adel Privilegien opfern muß, aber sie will ihn durch Wiedergewinnung der politischen Macht dafür entschädigt wissen, und rechnet dabei, nicht auf den niedern Adel, der durch Geld oder Servilität seine Titel, Patente, Pensionen oder Pfründen erworben hatte und mit ihnen seine ganze Bedeutung verlieren mußte, sondern auf die alten historischen Geschlechter, welchen sie die Lebenskraft zutraut, nach dem Muster der englischen Aristokratie zum großen nationalen Patriciat zu werden, das unabhängig von leeren Standes-Vorurtheilen und beleidigenden Vorrechten willig seine Reihen jedem Verdienst aufschließt [3]). Wie in der idealen Welt des Dichters, auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, Götz und Karl Moor, Fiesko und Posa es sind, die dem neuen Geschlecht als Führer auf dem Weg nach Menschenglück und Freiheit voranschreiten, so sollten, nach der Auffassung von Frau von Staël wie nach der ihrer

---

[1]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même. Oeuvres, VI, 183.

[2]) Madame de Staël, Considérations. Oeuvres, XII, 147—151

[3]) Ebendaselbst, XII, 171—190 und 201.

Freunde, auch die Nachkommen der alten fränkischen Eroberer, nun, wo die Tribüne das Schlachtfeld und das Wort das Schwert ersetze, der neuen Zeit vorangehen und Frankreich zum zweiten Mal in Besitz nehmen. Diese Ausführungen sind den „Considérations" entnommen, aber die Gedanken, welche ihnen zu Grunde liegen, waren 1789 so lebendig in ihr, daß sie sich poetisch gestalteten, und das Drama „Montmorency" ungefähr zur selben Zeit entstand, wo Lally die Tragödie „Strafford" schrieb[1]) und Marie Joseph Chénier „Karl IX.", das Drama der Bartholomäusnacht, dichtete, welches den Ruf Talma's begründete und der Antheil des Theaters an den Ereignissen des ersten Revolutionsjahrs ist. Der „Montmorency" von Frau von Staël wurde nicht gegeben und später auch nicht veröffentlicht, aber zuweilen pflegte sie das Stück im Freundeskreise vorzulesen. Unter andern lernte es so der Nachfolger von Jefferson als Gesandter der Vereinigten Staaten in Paris, Gouverneur Morris kennen, der den Eindruck behielt, daß die Verfasserin noch besser schreibe als vortrage und der Charakter Richelieu's mit großem Geschick entworfen sei[2]).

Dieselbe Gesinnung, die sie bestimmte, den Widerstand gegen den Despotismus der Krone im siebzehnten Jahrhundert zu verherrlichen, veranlaßte sie, zu entschuldigen, was sie sonst niemals verzieh, und wenn von Mirabeau die Rede ist, mehr als einmal zu vergessen, daß sie vom größten Gegner ihres Vaters spricht[3]). Es besteht kein Zweifel darüber: wäre Frau von Staël nicht Necker's Tochter gewesen, so würde sie Demjenigen sich angeschlossen haben, der wie kein anderer den Genius der Revolution darstellte, so wie Frau von Staël 1789

[1]) Madame Necker, Mélanges, II, 157.

[2]) Jured Sparks, Life of Gouverneur Morris with selections from his Correspondence, I, 356.

[3]) Madame de Staël, Considérations. Oeuvres, XII, 209. 260. 262. 302. 314. 403. 405 und De l'opinion de la majorité de la nation, Zeitungsartikel von Anfang 1792. Oeuvres, XVII, 324—325.

die Revolution verstand. So lange Mirabeau lebte, blieb ihr Auge auf seine Titanengestalt geheftet und jeder Nerv in ihr für sein elektrisches Wort empfänglich. Die bewundernde Zustimmung für die politische Haltung ihres Vaters rettete sie nur durch den Sophismus, daß er als Staatsmann gewollt habe, was der aristokratische Volkstribun begehrte.

Und was wollte Necker? In den beiden Schriften, die er während der langen Ruhepause zwischen seinem ersten und seinem zweiten Ministerium schrieb, findet sich keine Auskunft darüber. Das Buch über Administration der Finanzen zeigte die frühere Vorliebe und Bewunderung für englische Institutionen, ohne etwas Neues darüber zu bringen oder die Frage ihrer Uebertragbarkeit auf französische Zustände zu erörtern[1]). Das Werk über die Wichtigkeit der religiösen Meinungen besprach die ungeheure sociale Gefahr einer irreligiös gewordenen Weltanschauung und erhielt den Preis der Akademie im Augenblick, wo sein Verfasser Minister wurde[2]). Aber so sehr es den Denker und Christen ehrt, mit solchen Fragen in einer solchen Zeit sich beschäftigt zu haben, so war das nur möglich, wenn das ungeheure Problem der Rekonstruktion der Monarchie den Staatsmann nicht absorbirte. Erst seine spätern Schriften beschäftigen sich mit dem politischen System, das er als Minister hätte durchführen sollen. Die Bereitwilligkeit, mit welcher er bei Uebernahme seines zweiten Ministeriums den früheren Widerstand gegen die Berufung der Stände aufgab, wurzelte in keiner veränderten Ueberzeugung. Denn später ist er wiederholt darauf zurückgekommen, daß die Ueberstürzung, mit welcher die Generalstaaten von der Regierung versprochen wurden, und die Ungeduld, mit welcher die Nation die Ausführung der eingegangenen Verpflichtungen forderte, Schuld an allem spätern Unheil trage. „Die Deputirten", sagt er, „sind zusammengetreten, ohne daß Jemand

[1]) Necker, Oeuvres, V, 598.
[2]) Grimm, Correspondance littéraire, XIV, 136.

Zeit gehabt hätte, sich auf eine so wichtige Sache gehörig vorzubereiten“ [1]). „Warum“, fügt er hinzu, „sollte ich verschweigen, daß meine ersten und letzten Gedanken stets einem Regierungssystem günstig waren, mit welchem weder die nach drei Ständen gesonderten Generalstaaten noch irgend ein anderes Institut der alten Monarchie zu vergleichen sind“ [2]).

Dieses Regierungssystem war das constitutionelle nach englischem Vorbild, gestützt auf eine starke, mächtige und einflußreiche Aristokratie, ohne die auch Necker die gemäßigte Monarchie gar nicht für möglich hielt. Ein Militäradel schien ihm gefährlich, ein Finanzadel zu vielen Wechseln unterworfen; er wollte den Erbadel und eine in zwei Kammern geschiedene Vertretung, weil er voraussah, daß, vom Augenblick an, wo dies nicht gelang, das Verlangen nach Gleichheit über den Begriff der Freiheit den Sieg davon tragen werde [3]). Alle späteren Ereignisse haben die Richtigkeit dieser Ansicht bestätigt. Leider that Necker nichts, um sie durchzusetzen, obwohl er den Zeitpunkt vor dem Zusammentritt der Stände als denjenigen bezeichnet, wo es dem energischen Willen des Königs, wäre ein solcher vorhanden gewesen, gelungen wäre, die Frage in diesem Sinne zu entscheiden [4]). Der König theilte allerdings die Antipathie seines ganzen Hauses gegen die englischen Institutionen [5]), wenn er auch darin nicht so weit wie sein Bruder, der Graf von Artois, ging, der noch unter der Restauration äußerte, es sei besser, Holz zu sägen, als unter den Bedingungen eines englischen Monarchen König zu sein.

Aber es gab andere Dinge, z. B. die Generalstaaten selbst oder die Wiederwahl Necker's, in die Ludwig XVI. gegen seine

[1]) Necker, De la Révolution française, 1796. Oeuvres, IX, 126—128 u. 145.

[2]) Ebendaselbst, IX, 131.

[3]) Necker, Dernières vues de politique et de finance 1802. Oeuvres XI, 240.

[4]) Ebendaselbst, XI, 132.

[5]) Necker, De la Révolution française, 1796, IX, 132.

Neigung gewilligt hatte, und ein Minister, der den bankrotten Staat übernahm, besaß wohl das Recht, ein Programm in Vorschlag zu bringen und eine Meinung zu haben. Daß Necker dies nicht einmal versuchte, lag viel weniger in den Verhältnissen als in seinem Charakter. Er nennt sich selbst unentschlossen und zu Bedenken geneigt[1]). Uebereinstimmend damit sagte Frau von Staël von ihrem Vater, er sei durch Charakter wie durch Geistesanlagen veranlaßt worden, die Umstände abzuwarten und ihnen durch keine Entscheidung vorzugreifen. „Bedenken hatten über ihn dieselbe Gewalt, wie über Andere die Leidenschaft. Die Erwägungen seines Verstandes und die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft versetzten ihn zuweilen in einen Zustand krankhaften Zögerns. Dazu pflegte er sich leicht ebenso bittere als ungerechte Vorwürfe zu machen". Frau von Staël setzt sich keinem Widerspruch aus, wenn sie dem Gesagten hinzufügt, „wider Willen, und nur durch die Umstände gezwungen, habe Necker zu Veränderungen in der politischen Organisation Frankreichs die Hand geboten"[2]). Ihrer Schilderung entspricht seine Handlungsweise vollkommen. Er versäumte nicht nur keine Gelegenheit, daran zu erinnern, daß er bei Uebernahme des Ministeriums den König und seine Rathgeber durch ihre Versprechungen, und durch die Hoffnungen, die sie erweckt hatten, gebunden fand[3]), sondern er wies die daraus sich ergebenden Verantwortungen auch dann noch zurück, als seine Stellung es ihm zur Pflicht gemacht hatte, zwischen Wahrung der ihm anvertrauten königlichen Autorität und den Wünschen der Nation zu vermitteln. Die Fragen, deren Entscheidung drängte, betrafen die geeignete Zahl der Abgeordneten

---

[1]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même 1791. Oeuvres, VI, 88.

[2]) Madame de Staël, Considérations. Oeuvres, XII, 66—67 u. 69—70 und Du caractère de Monsieur Necker. Oeuvres, XVII, 39.

[3]) Necker, De la Révolution française, 1796. Oeuvres, X, 58. Madame de Staël, Du caractère de Monsieur Necker etc. XVII, 41.

im Ganzen und in jedem der drei Stände, die Größe der Wahlbezirke, die Art und Weise der Leitung der Wahlen, die Bedingungen der Wahlfähigkeit und Wählbarkeit, die Form der Abstimmung und Abhaltung der Versammlungen, in welchen, nach altem Herkommen, die Aufträge der Wähler an die Abgeordneten aufgezeichnet werden sollten[1]). Ueber einen dieser Punkte stand Necker's persönliche Ansicht fest. Er wollte dem Tiers die doppelte Zahl von Abgeordneten bewilligt wissen und hielt es nach den Worten von Frau von Staël nicht für möglich, „den König dadurch, daß er sie verweigerte, dem Vorwurf der Ungerechtigkeit und einer gefährlichen Unpopularität auszusetzen“[2]). Ueberdies hatte er diese doppelte Vertretung den Provinzialversammlungen schon zugestanden und war in Folge dessen kaum mehr in der Lage, sie für die Generalstaaten zu verweigern. Weniger bestimmt dagegen waren seine Ideen darüber, ob die Wählbarkeit, wie Turgot es gewollt hatte[3]), an feste Bedingungen des Besitzes und an ein bestimmtes Einkommen geknüpft sein sollte. Erst als er aufgehört hatte, Minister zu sein, erklärte er dies für absolut nothwendig[4]), meinte dann aber in einer späteren Schrift wieder, die Feststellung solcher Bedingungen wäre in Frankreich bei dem Zustand des Steuerwesens nicht durchführbar gewesen und würde überdies den armen Pfarrklerus, der nichts besaß, und viele der fähigsten Mitglieder des Tiers ausgeschlossen haben, welche die demüthigende Bedingung der Zahlung der Taille vom Erwerb von Grund und Boden abhielt[5]). Als Minister aber that er auch in dieser

[1]) Lesser, Necker's zweites Ministerium, 71, nach dem Procès-verbal de l'assemblée des notables tenue à Versailles, en l'année 1788, 74—79.

[2]) Madame de Staël, Du caractère de Monsieur Necker. Oeuvres, XVII, 41.

[3]) Lavergne, Les Assemblées provinciales, 8.

[4]) Necker, Du pouvoir exécutif dans les grands États 1792. Oeuvres VIII, 578.

[5]) Necker, De la Révolution française, 1796. Oeuvres, IX, 87—89.

Richtung nichts, um die französischen Zustände seinem politischen Ideal der brittischen Constitution näher zu bringen, sondern er kam auf den unglücklichen Gedanken, eine zweite Versammlung von Notabeln zu berufen und ihnen die Feststellung der Wahlgesetzgebung zu überlassen. Dieser Schritt ihres Vaters wird selbst von Frau von Staël nicht vertheidigt und von Thiers der Absicht zugeschrieben, das Ansehen der ersten beiden Stände zu Gunsten der Krone zu vernichten [1]), eine Anschuldigung, welche auch die äußerste Rechte nie aufgehört hat, gegen Necker zu wiederholen. Gerechtfertigt ist die Anschuldigung schon deshalb nicht, weil bei dieser Gelegenheit die Berechnungen des Ministers fehlschlugen. Der König nämlich hatte, als er in die Berufung der Notabeln willigte, die Bedingung daran geknüpft, daß ihre Berathungen in keiner Weise beeinflußt werden sollten. „Diese Empfehlung des Monarchen", schreibt Necker, „schien mir durchaus nicht in Widerspruch mit seinen Interessen. Man gewann dadurch Zeit, den Gang der öffentlichen Meinung zu studiren, ihre Fortschritte zu beobachten und ihre Kräfte zu berechnen. Und indem die Berather des Königs die Notabeln, ohne sich einzumischen, verhandeln ließen, sicherten sie dem Monarchen die Gelegenheit, ein wenig mehr als diese zu Gunsten des Tiers zu thun" [2]). Mit andern Worten, Necker wollte Zeit gewinnen und seine Popularität wahren, ohne deshalb mit den beiden ersten Ständen zu brechen, deren er zur Errichtung seines zukünftigen politischen Gebäudes gar nicht entbehren konnte.

Unter diesen Voraussetzungen traten die Notabeln am 6. November 1788 ein zweites Mal zusammen und statt des Siegelbewahrers Barentin legte Necker, der sich dieses Recht

---

[1]) Madame de Staël, Considérations. Oeuvres, XII, 178. Thiers, Histoire de la Révolution française. Édition de Bruxelles 1838, I, 17.

[2]) Necker, De la Révolution française, 1796. Oeuvres, IX, 87.

ausdrücklich vorbehalten hatte[1]), ihnen die Ergebnisse der Nachforschungen der Regierung über die Bildung der Reichsstände und die Frage vor, ob sie an den alten Ueberlieferungen unverändert festhalten oder nicht vielmehr, nach des Königs Wunsch, die Bedürfnisse der Gegenwart dabei berücksichtigen wollten[2]). In dem Gutachten über die ganze Wahlgesetzgebung sollten sie sich darüber entscheiden. Die Notabeln waren in Bezug auf die wichtigste Frage, die der doppelten Vertretung des Tiers, insofern nicht weniger gebunden als Necker, als sie dieselbe im vorhergehenden Jahr den Provinzialversammlungen zugestanden hatten. Seit der Zeit aber war in unzähligen Brochüren und Erörterungen aller Art diese Frage nicht nur als unbedingte Forderung des dritten Standes, sondern bereits auch als Angriffswaffe desselben gegen die beiden andern Stände verwerthet worden. Angesichts dieser wachsenden Gefahr erklärten jetzt die Notabeln in allen ihren Bureaux, mit Ausnahme des vom Grafen von Provence präsidirten, sich gegen die doppelte Vertretung des Tiers, verweigerten somit Necker ihre moralische Unterstützung, wie sie Brienne die pekuniären Hülfsmittel verweigert hatten, und ihre Sitzungen, die der englische Volkswitz schon 1787 als die der not-ables bezeichnete[3]), wurden am 12. December geschlossen. Für Necker war, seinen angeführten Aeußerungen nach, die Entscheidung weder unerwartet noch so ganz unerwünscht. Er hatte zwar auch jetzt noch manche Bedenken und gab nach Malouet „nur zögernd und unter dem Eindruck nach, den die öffentliche Stimme nie auf ihn zu machen verfehlte“[4]), aber endlich ging er doch voran und ent-

---

[1]) Leser, Necker's zweites Ministerium, 63. Barentin, Mémoires autographes, 48.

[2]) Necker, Oeuvres complètes, VI, 402 ff. Arrêt du 5. Octobre, 412—416, Discours d'ouverture.

[3]) Lord Auckland, Journal and Correspondence, I, 249.

[4]) Malouet, Mémoires, I, 249 und Necker, De la Révolution française. Oeuvres, IX, 97.

schied im Namen des Königs, was die Notabeln unerledigt gelassen oder verweigert hatten. Es wurde bestimmt, daß die Bailliagen und Sénéschausseen, die seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in allen Provinzen, die keine Stände hatten, die Wahlbezirke für die Generalstaaten bildeten, nicht wie früher gleiches Recht genießen, sondern je nach der Zahl ihrer Einwohner und dem Betrag ihrer Leistungen an den Staat ihre Vertretung wählen sollten, was die Gesammtzahl der Abgeordneten aller, auch der ständischen Provinzen auf mindestens tausend festsetzte[1]), und die doppelte Vertretung des Tiers wurde gewährt. Das aber ließ Necker außer Acht, daß er die bereits von allen Seiten angegriffenen zwei ersten Stände vollends dadurch diskreditirte, daß er sie berief, befragte und wieder entließ, um hierauf das Gegentheil von dem zu thun, was sie in ihrer weitaus größeren Majorität gerathen hatten. Unterdeß war wieder Zeit verloren worden und die für Januar versprochene Berufung der Stände mußte abermals vertagt werden. Für die beiden Bestimmungen über die Wahlbezirke und die Zahl der Mitglieder des Tiers, die zuerst dem König vorgelegt und im Ministerrath vom 27. December 1788 gutgeheißen wurden, beanspruchte Necker die volle Verantwortung. Mercy berichtet, aus einer Unterredung mit Madame Necker, „der Vertrauten des Herzens ihres Gemahls", die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß dieser entschlossen war, seine Entlassung zu nehmen, wenn der König nicht nachgab, weil er, im Fall der Tiers geopfert wurde, keine Möglichkeit mehr sah, dem Bürgerkrieg zu entrinnen. Erfülle man hingegen seine Wünsche, so werde es später möglich sein, Glanz und Stellung der beiden andern Stände zu sichern[2]). Aber charakteristischer Weise setzte Necker später auseinander, daß diese Bestimmung fälschlich eine dop-

[1]) Lefer, Necker's zweites Ministerium, 87, Note, nach Barentin, Mémoires autographes, 67—68.

[2]) Wertheimer, Documents inédits relatifs à Marie-Antoinette. Revue historique, 1884, II, 327. Mercy an Kaunitz, 6. Januar 1789.

pelte Vertretung, un doublement du tiers, genannt worden sei, denn, sagt er, in den dritten Stand konnten Edelleute und Priester gewählt werden, während kein Nichtprivilegirter einen andern als seinen eigenen Stand vertreten konnte. Zudem habe es sich für die Regierung nicht so sehr um die Zahl der Stimmen in den Generalstaaten als vielmehr um die ihrer Anhänger in der Nation gehandelt[1]). Die treuesten und verläßigsten dieser Anhänger seien aber die Pfarrer gewesen, die er, im Einverständniß mit den Notabeln und zwar ausdrücklich als „Anwälte und Vertreter des armen Volkes" in die Versammlungen des Klerus als Wähler berufen und von denen er Unterstützung für seine Pläne erwartet habe[2]). Auch in diesem wichtigen Punkt, der eine so große Rolle in der Revolutionsgeschichte gespielt hat, sollten Necker's Erwartungen getäuscht werden. Der so lange zurückgesetzte, von allen einträglichen Stellen ausgeschlossene Pfarrklerus weigerte sich, seine Interessen den hohen geistlichen Würdenträgern zu überlassen, die so lange taub für seine Bitten und Vorstellungen geblieben waren. Die 187 Pfarrer, die sich im Juni 1789 mit dem Tiers vereinigten, gaben den Ausschlag zu seinen Gunsten. Es waren also nicht, wie Necker geglaubt hatte, die beiden ersten Stände, die Anhänger in den Reihen des Tiers gewannen, sondern dieser zog die oppositionellen Elemente in ihren Reihen zu sich hinüber[3]). Dieser falschen Berechnung schloß sich ein anderer verhängnißvoller Irrthum an. Necker meinte nämlich durch die Bestimmungen vom 27. December alle Grundlagen der constitutionellen Freiheit ge-

---

[1]) Necker, De la Révolution française 1796. Oeuvres, IX, 64, 97 und 99.

[2]) Ebendaselbst, IX, 97 und 162.

[3]) Malouet, Mémoires, I, 279. Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution, I, 170—171. Bernhardi, Geschichte Rußlands, II[1], 173. Taine, Origines de la France contemporaine, la Révolution, I, 11. Chérest, La Chute de l'ancien Régime, II, 255.

geben zu haben[1]), während im Gegentheil den Generalstaaten die Entscheidung der wichtigsten Fragen überwiesen blieb. Die eigentliche Folge der doppelten Vertretung des Tiers hätte, wie Frau von Staël ganz richtig bemerkt, die Theilung der nationalen Vertretung in zwei Kammern sein müssen, und alle spätern Schriften ihres Vaters bestätigen, daß dieses das Ziel war, welches ihm vor Augen stand, als er sie gewährte[2]). Die Entscheidung des Ministerraths vom 27. December war nur der erste Schritt dazu. Denn der Tiers konnte sich mit dem Gebotenen nicht zufrieden geben, wenn doch wieder nach Ständen gestimmt wurde, da in diesem Fall das Zugeständniß aufhörte, ein solches zu sein, und er in das frühere Verhältniß von einer gegen zwei Stimmen zurücktrat. Wollte er zur politischen Herrschaft gelangen, so mußte er, was auch später geschah, das Votum nach Köpfen in einer Versammlung durchsetzen.

Sollte dagegen das politische Gleichgewicht in einer gemäßigten Monarchie, auf welche Necker's Gedanken gerichtet waren, hergestellt werden, so war die Theilung der nationalen Vertretung in zwei Kammern bedingt. Diese Lösung konnte nur unter der Voraussetzung gelingen, daß der Minister Gleichgesinnte fand, die bereit waren, sie mit ihm vorzubereiten, bis der Augenblick, sie durchzuführen, kam. Es war keine Zeit zu verlieren, denn das Verlangen, die drei Stände zu einer Versammlung zu vereinigen, das zuerst im August laut geworden war[3]), hatte seitdem täglich an Stärke gewonnen, und es war schon kaum mehr zweifelhaft, in welchem Sinn die Frage, wenn der Minister sie aus den Händen gab, von der Mehrheit der nationalen Vertretung ent-

[1]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même 1791. Oeuvres complètes, VI, 207.

[2]) Madame de Staël, Considérations. Oeuvres complètes, XII, 179. Necker, De la Révolution française. Oeuvres IX, 73 und Malouet, Mémoires, I, 279.

[3]) Leser, Necker's zweites Ministerium, 107, Note, citirt: Considérations intéressantes sur les affaires présentes. Août 1788.

schieden werden würde. Dagegen fehlte es nicht an Männern, wie sie Necker zur Durchführung seiner Ideen bedurfte. Die meisten derselben brauchte er nicht zu suchen; sie boten sich selbst.

Nach De Pradt zählt die Revolution vier große Schriftsteller: Frau von Staël, Burke, Rivarol und Mallet du Pan. Nach Taine sind die vier Beobachter, deren Urtheil am meisten Gewicht hat, Gouverneur Morris, Malouet, und wieder Rivarol und Mallet du Pan. Von diesen stand Morris, der 1789 im Auftrag der Vereinigten Staaten finanzieller Angelegenheiten wegen sich in Paris befand, mit Necker nicht nur in dem gebotenen offiziellen, sondern auch in regem gesellschaftlichen Verkehr. Als Fremder jedem Parteiinteresse fern und auf die Rolle eines aufmerksamen Beobachters angewiesen, gewannen seine Rathschläge, die Necker später wahrhaft prophetisch genannt hat[1]), dadurch nur um so größeren Werth. Rivarol war kein Freund von Necker, aber durchaus kein prinzipieller Gegner seiner Politik. Gerade die Art und Weise, in welcher er den Minister später unter dem Namen „Narses" schilderte, gibt von seiner hohen Achtung für den Menschen Zeugniß[2]). Aber Rivarol liebte, nach den Worten seines Biographen, „nur den Lärm, den er selbst machte"[3]), und wollte nicht unthätig bleiben, wenn er auch seinen Stolz darein setzte, zu keiner Partei zu gehören. Manche seiner Argumente gegen die Revolution wurden siegreiche Waffen gegen sie in der Hand von Burke[4]). Er ist einer der Wenigen, die der 14. Juli ernüchtert und der schon halb verlorenen königlichen Sache zugewendet fand. Das Feuer der politischen Satyre eröffnete er 1789, und führte, da ihr kaum mehr etwas zu vertheidigen blieb, die

[1]) Necker bei Jured Sparks, Life of Gouverneur Morris, III, 110, 111 u. 121 Brief an Morris.

[2]) Rivarol, La Galerie des États-généraux, 1789. Erstes Porträt, Narses (Necker).

[3]) Lescure, Rivarol, 147. Dazu, Caro, Rivarol et la Société française. Journal des Savants, Septembre 1883.

[4]) Lescure, Rivarol, 228.

royaliſtiſche Preſſe zum Angriff. Mit ihm fochten ſein Bruder, der Marquis de Rivarol, Mirabeau's Bruder, bekannt als Mirabeau-Tonneau, Bergaſſe, Lauraguais, Champcenetz und Süleau, die beiden letzteren ſeine intimen Freunde, die mit ihrem Blut die Ehre bezahlt haben, an der Spitze des monarchiſch-liberalen Journalismus von 1789 geſtanden zu ſein.

Während die Pariſer Geſellſchaft den Blick auf Rivarol's Epigramme wie auf wohlgezielte Pfeile gerichtet hielt, redigirte Necker's Landsmann, Mallet du Pan, im Auftrag von Panchaud den politiſchen Theil des „Mercure de France". Einer der erſten, das Gewicht ſeines Einfluſſes auf die öffentliche Meinung zu verwerthen, war Baron Staël, der die Unterſtützung von Mirabeau und die Feder von Mallet du Pan im Januar 1789 zu Gunſten Schwedens gegen Rußland aufbot[1]). Letzterer war damals ſchon, was er immer geblieben iſt, der unabhängigſte der Publiciſten und der ehrlichſte der Politiker, Republikaner von Geburt und Sympathie, Monarchiſt nur deswegen, weil ſeine Vernunft ihm ſagte, daß in einem Lande wie Frankreich die Freiheit entweder durch die Krone geſchützt oder verloren gegeben werden müſſe; allen Uebertreibungen ſo abgeneigt, daß er ſchon 1788 gegen Mounier im Dauphiné den Vorwurf der Demagogie erhebt;[2]) unnachſichtig gegen Schmeichler, gleichviel ob ſie nach Oben oder Unten ſich wenden, den Monarchen verblenden oder die Maſſen verführen. Vor Allem ein Charakter mehr noch als ein Talent, von ſolcher Ueberzeugungstreue, daß er für ſein politiſches Glaubensbekenntniß eintritt, „ſo lange Raum für einen Tiſch und ein Stück Papier darauf"[3]) bleibt, und in Elend und Verbannung, unabhängig ſo wie er gelebt hat, ſtirbt. Um ſeine volle Kraft zu verwerthen, bedurfte Mallet

[1]) Léouzon-Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, 86 u. 96, Depeſchen vom 8. Juni 1788 und 29. Januar 1789 und Bernhardi, Geſchichte Rußlands, II², 290, 291.

[2]) Mallet du Pan, Analecta. Unedirte Familienpapiere. Januar 1789.

[3]) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, Mallet du Pan, IV, 471.

du Pan und die Monarchisch-Konstitutionellen mit ihm nur eines Programms, das sich vertheidigen ließ. Den Plan zu einem solchen entwickelte Malouet, einer der verdientesten Beamten des Reichs, Intendant von Toulouse und langjähriger Freund des Hauses Necker, der Frau von Staël als Kind gekannt und vom ersten Ministerium ihres Vaters einen so hohen Begriff seiner Fähigkeiten bewahrt hatte, daß er von ihm rühmte, er habe „die Rechte der Völker den Gewissen der Könige eingeschärft“ [1]).

Jetzt wünschte er Necker und seine Kollegen zu einem Programm zu verpflichten, das keine gerechten und nothwendigen Concessionen verweigern, aber auch keine der Grundbedingungen der Autorität preisgeben, vor Allem nichts im Unklaren lassen und die Generalstaaten zu einer gesetzgebenden Versammlung konstituiren sollte [2]). Im Einvernehmen mit Cicé, dem Erzbischof von Bordeaux, und la Luzerne, Bischof von Langres, der auch von Frau von Staël „als einer der ausgezeichnetsten Männer Frankreichs“ [3]) bezeichnet wird, wünschte er die gefährlichsten Fragen, wie vor Allem die Wahlprüfungen und die Entscheidung darüber, ob nach Köpfen oder nach Ständen gestimmt werden solle, der Regierung vorbehalten und die der Diskussion zu ziehenden Grenzen nicht den Generalstaaten anheimgestellt zu wissen. „Nehmen Sie eine entschiedene Haltung an“, wiederholte er den Ministern, „denn Sie haben gar keine.“ Aber er fand Necker „verlegen und doch voll Selbstgefühl, stets zur Kritik der vorgeschlagenen Maßregeln, niemals aber zu einem Entschluß bereit“ [4]).

Erst Frau von Staël ist diesem treuen Freund ihres Vaters gerecht geworden. Sie rühmt von ihm, daß er unwandelbar

---

[1]) Dareste, Histoire de France, VII, 158.

[2]) Sainte-Beuve, Nouveaux Lundis, Malouet, XI, 269.

[3]) Madame de Staël, Considérations. Oeuvres, XII, 198.

[4]) Malouet, Mémoires, I, 252—254. Sainte-Beuve, Nouveaux Lundis, Malouet, XII, 269.

vom Gewissen geleitet worden, nennt ihn „die reinste Seele, die ihr begegnet sei", einen Mann, dem, um eine große Rolle in der Welt zu spielen, nichts zu wünschen gewesen wäre, als mehr Menschenkenntniß und weniger Vertrauen in die der Wahrheit eigene Kraft. „Sagen Sie Malouet, daß ich ihn liebe", schrieb sie noch Jahre nachher an Camille Jordan[1]).

Unzertrennlich vom Namen von Malouet ist der von Mounier, dem Wortführer des Dauphiné, seines persönlichen Freundes und Necker's, dessen politischer Gesinnung er deswegen am nächsten stand, weil er bestimmter als Malouet im Sinn der englischen constitutionellen Ideen vorgehen wollte. Es ist wiederholt bemerkt worden, daß die Doktrinen, mit welchen die Revolution begann, am meisten mit denjenigen übereinstimmen, die sie nach fünfundzwanzig Jahren abschlossen. Nichts kömmt der Charte von 1815 so nahe, als die zu Anfang 1789 gemachten Vorschläge von Mounier[2]). Er modificirte die früheren Beschlüsse des Dauphiné bereits dahin, daß die Generalstaaten selbst zur Bildung von zwei Kammern schreiten sollten, nur daß die erste keine Adelskammer, sondern ein Senat von lebenslänglich und nach Verdienst theils vom König ernannten und theils gewählten Mitgliedern gewesen wäre[3]). Nach diesem großen Zugeständniß an die demokratischen Sympathien des Tags wollte Mounier für den König eine um so stärkere Exekutive. Auch er hatte seine Illusionen und sollte sie bald erkennen, aber das kurze Jahr seiner politischen Thätigkeit begrenzt doch in der französischen Revolutionsgeschichte die Hoffnungen der Freiheit. Es gibt kein größeres Lob für ihn, den Frau von Staël „leidenschaftlich vernünftig" — passionnément raisonnable —

---

[1]) Sainte-Beuve, Nouveaux Lundis, Madame de Staël à Camille Jordan, 6. Sept. 1802, XII, 255.

[2]) Lavergne, Le parti de la monarchie constitutionelle en 1789, Revue des Deux-Mondes, 1842, II, 552.

[3]) Mounier, Nouvelles Observations sur les États-généraux de France, bei Lanzac de Laborie, 43—52.

nennt, und dessen unerschütterliche Charakterfestigkeit ihre Bewunderung gewann [1]).

Unter seinem Einfluß stand, wie erwähnt, der junge Barnave, der von ihr unter allen großen Rednern der Constituante als Derjenige bezeichnet wird, dessen Talent sich am meisten zur Argumentation und Debatte im Sinn des englischen Parlamentarismus geeignet habe. Wie Necker und Mounier, so ging auch Barnave vom Gedanken der gemäßigten Monarchie und der Allianz des Königthums mit der Freiheit aus, von dem ihn die Versuchungen des Ehrgeizes und das Bedürfniß nach Popularität entfernten, aber für die er endlich doch fallen sollte. In denselben Kreis gehörte Lally Tollendal, einer der intimsten Freunde des Necker'schen Hauses, von Frau von Staël „ein wunderbarer Redner und einer der wahrhaft großen Bürger genannt, in dem siebenundzwanzig Jahre der Revolutionen immer neue Vorzüge entwickelten" [2]). Ist auch das Lob dieses begeisterten Anhängers ihres Vaters, den der kühlere Talleyrand „einen guten Jungen, einen sehr guten Jungen und sonst nichts" [3]), und Rivarol spottend »le plus gras des hommes sensibles« nannte, etwas übertrieben, so brachte Lally doch immerhin den Monarchisch-Constitutionellen die nicht zu unterschätzende Kraft seines beredsamen, oft zündenden Wortes.

Das waren die hervorragendsten unter den natürlichen Bundesgenossen von Necker. Denn so sehr auch in wichtigen Punkten ihre Ansichten auseinander gingen oder noch zu unbestimmt formulirt waren, verband sie doch Alle die Ueberzeugung, daß die Rückkehr zum Alten nicht mehr möglich war und die Reform mit der Monarchie durchgeführt werden müsse.

---

[1]) Madame de Staël, Considérations. Oeuvres, XII, 208—209 und 268.

[2]) Ebendaselbst, XII, 248, 303.

[3]) Madame d'Arblay, Diary and Letters, V, 410.

Sie wären Necker's Partei gewesen, wenn er überhaupt die Nothwendigkeit erkannt hätte, mit einer Partei, und durch sie zu regieren. Erst der Unmuth, in ihm keinen Führer zu finden, verwandelte Männer wie Rivarol oder Mallet du Pan in Necker's persönliche Gegner. Das Jahr, das er unbenützt verstreichen ließ, neigte sich seinem Ende, als ihm ein letztes Angebot in dieser Richtung, die Heeresfolge des Grafen Mirabeau, gemacht wurde. Vom 28. Dezember 1788 ist der denkwürdige Brief desselben an Montmorin datirt, in welchem es heißt: „Als Bürger zittere ich für die königliche Autorität, die nie nothwendiger als in diesem Augenblick war, wo sie sich ihrem Ruin entgegen neigt .... Hat das Ministerium, das sich in eine verhängnißvolle Lage stürzt, weil es die Generalstaaten hinausschiebt, statt sich auf dieselben vorzubereiten, denn auch auf Mittel gedacht, um ihre Controle nicht fürchten zu müssen, oder vielmehr um ihre Unterstützung zu gewinnen? Hat es einen festen, bestimmten Plan, den die Vertreter der Nation nur gutzuheißen brauchen? Diesen Plan, Herr Graf, ich habe ihn. Er hängt mit dem einer Constitution zusammen, die uns vor den Complotten der Aristokratie, den Ausschreitungen der Demokratie, und der grenzenlosen Anarchie retten würde, in welche die Autorität, eben weil sie schrankenlos sein wollte, mit uns gerathen ist“ [1]).

Nur die ungeheure Kraft, die der Correspondent von Montmorin in sich fühlte, konnte seine Sprache und die Zuversicht erklären, daß sie Gehör finden würde.

Mirabeau stand damals im vierzigsten Jahr. Ganz Frankreich erzählte sich die Verirrungen seiner Jugend, die fürchterlichen Kämpfe seines ersten Mannesalter gegen den Vater, die Gattin, die Schwester, die jahrelange Haft zu Vincennes, aus welcher er mit ungebrochener Energie, aber in offener Empörung

[1]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 340—341.

gegen alle Bande, die er verletzt hatte, in die Gesellschaft zurückkehrte. Dann folgten der Aufenthalt in England, die Veröffentlichung politischer Pamphlete, ihre Verurtheilung durch das Parlament, eine erste Reise nach Deutschland, die Begegnung mit dem großen Friedrich. Das Jahr 1785 brachte die ersten Beziehungen zu Calonne, die Arbeiten über die Finanzen, die 1787 mit dem erwähnten Angriff gegen Necker und Calonne schlossen, weil dieser letztere die Verfolgung seiner politischen Schriften nicht verhinderte [1]).

Dazwischen lag die auf den Vorschlag von Talleyrand gegebene Mission nach Berlin, zum doppelten Zweck, die letzten Augenblicke König Friedrich's zu überwachen und Mirabeau von Paris zu entfernen. So entstand das Werk über die preußische Monarchie [2]) und die sträfliche Veröffentlichung des Inhalts der geheimen Correspondenz an Vergennes, um sich aus dringender Geldnoth zu retten [3]).

Von dem zweiten Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt ist eine Aufzeichnung bei Rahel erhalten, die Mirabeau, so wie er sich in ihrer Mädchenerinnerung erhalten hat, schildert: „Als er in Berlin war", schreibt sie, „sah ich ihn, in bürgerlichem Anzug, ganz das Ansehen habend wie die damaligen Hofleute seiner Nation; in einfacher Kleidung, die obwohl vornehmer Gesellschaftsrock oder gar Courkleidung, doch schon sehr nach dem nachherigen englischen Anzug hinneigte; er trug ein leicht gekrauft gepudertes Toupet, Haarbeutel, Schuhe und Strümpfe, und dazu passende Kleider, ohne Gold, Silber noch Stickerei. Er hatte dunkle, lebhafte Augen, die mit starken Augenbrauen

---

[1]) Mirabeau, Essai sur le despotisme, 1776. Considérations sur l'ordre de Cincinnatus, 1784. Essai sur les lettres de cachet et les prisons d'État, 1782.

[2]) Mirabeau, De la Monarchie prussienne, 1788.

[3]) Mirabeau, Histoire secrète de la Cour de Berlin, 1788 und Bacourt darüber, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 343—346.

dennoch weit blickten, war pockennarbig, und breiter, aber nicht feister Gestalt; er hatte das Ansehen wie Einer, der viel, und mit Vielen gelebt hat. Auch bewegte er sich mehr, als die Leute von seiner Klasse pflegen, denn er hatte nichts Kompassirtes; er zeigte sich in den kleinsten und gleichgültigsten Bewegungen seiner Person als sehr thätig, und als Einer, der Alles selbst untersucht, kennen lernt und ergründet; so gebrauchte er seine Lorgnette und ich möchte sagen, sein ganzes Ich. Er ging in die deutsche Komödie, in die Kouliſſen, und brachte täglich seine Briefe selbst auf die Post, wo ich ihn zu halben und ganzen Stunden verweilen sah, während eine Dame und sein achtjähriger Sohn ihn im Wagen erwarteten. Mein Vater zeigte ihn mir als Nichts, als den Grafen Mirabeau. Ich wußte gar nichts von ihm; und um so zuverlässiger traue ich meinem damaligen Urtheil: er machte einen guten Eindruck auf mich, obgleich er mir alt, und nicht niedlich und hübsch vorkam, weil ich fast ein Kind war .... Er sah auch aus als Einer, der viel gelitten und diskutirt hatte" [1]).

Von 1788 an duldete es Mirabeau nicht mehr fern von Paris. Er fühlte seine Stunde gekommen, obwohl er noch der Oeffentlichkeit nichts als ein Gegenstand der Neugierde oder des Aergernisses war; in socialer Beziehung ein Ausgewiesener, in politischer ein Abenteurer; eines jener Elemente, auf welcher die Revolutionen zählen, weil sie von der Ordnung nichts mehr zu hoffen haben. So wie er zuerst erschien, „großartig, aber befleckt" hat Frau von Staël ihn geschildert, als Einen, „der Alles wußte, Alles voraussah; auf seine niederschmetternde Beredsamkeit rechnend, um den ersten Platz zu erringen, den seine Sittenlosigkeit ihm verschloß; von umfassendstem Geist und rastloser Energie, bereit sich den Eintritt in die Salons von Paris

[1]) Rahel, Ein Buch des Andenkens, II, 64—65, zu vergleichen mit den Aufzeichnungen von de la Marck bei Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 86.

dadurch zu erzwingen, daß er eine ganze gesellschaftliche Ordnung in Brand steckte".

Bevor er die herostratische That vollbrachte, versuchte Mirabeau eine Rehabilitation. Den Preis dafür bot der Brief an Montmorin.

Was Necker's Freunde vergebens von ihm erwarteten, und was das beste seiner Werke, sein sociales Evangelium, wie Frau von Staël es nennt, um volle vier Jahre zu spät brachte;[1]) die Grundlagen der gemäßigten Monarchie, sie sind in Mirabeau's vorrevolutionären Schriften enthalten[2]) und in der allgemeinen Verwirrung behielt er allein sie klar vor Augen.

Den Zwecken der Demokratie widerspricht es, ihre Doktrinen bei Mirabeau nicht wiederzufinden. Ihre Historiker schwächen daher den Einfluß von Montesquieu auf ihn ab, um dafür den von Rousseau zu betonen; sie ziehen seine Vorliebe für englische Institutionen in Zweifel und da seine ausgesprochen monarchische Gesinnung sich nie auch nur einen Augenblick verleugnet hat, so bezeichnen sie die »démocratie royale« als das Ziel nach dem er strebte[3]). Diese Auffassung stützt sich auf den Haß von Mirabeau gegen den Adel des Ancien Régime, mit dem für ihn persönlich keine Versöhnung möglich war und von welchem er bald erkannte, daß er als Stand nie mit der constitutionellen Monarchie sich versöhnen werde. Aber ihr widerspricht das Zeugniß aller Zeitgenossen, die Mirabeau am besten gekannt haben und die Aeußerungen von Mirabeau selbst, wenn die Leidenschaft ihn nicht fortriß, seine Pläne und seine Haltung in der letzten Zeit seines Lebens. Nach Dumont wollte er für Frankreich eine Constitution nach dem Vorbild Englands, aber

---

[1]) Madame de Staël, Considérations. Oeuvres, XII, 18. Necker, Du pouvoir exécutif dans les grands États. Oeuvres, VIII.

[2]) Lanfrey, Essai sur la Révolution française, 126.

[3]) Decrue, Les idées politiques de Mirabeau, Revue historique, Mai-Juin 1883, 44—45 u. 51.

den heimathlichen Verhältnissen entsprechend. Als statt dessen der Tiers sich zur Nationalversammlung constituirte, bezeichnete er diesen Schritt als die Ursache aller nachherigen Katastrophen und sprach das bekannte Wort: „Sie wollten den König beherrschen, statt durch ihn die Herrschaft in der Hand zu behalten“ [1]). De la Marck sagt ausdrücklich, daß Mirabeau seine Ausschließung durch den Adel der Provence als den Wendepunkt bezeichnet habe, der seine spätere Haltung veranlaßte, „denn“, fügt er hinzu, „seinen Charakteranlagen und selbst seinen Principien nach war er ein Aristokrat, ein Bewunderer englischer Zustände, wo eine starke, kluge und gemäßigte Aristokratie zwischen der königlichen Macht und der Nation vermittelt, und alle bedeutenden Elemente derselben in sich aufnimmt“ [2]). Nicht anders dachte Frau von Staël über ihn: „Sein Geist“, sagt sie, „war zu überlegen, um nicht die Unmöglichkeit der Demokratie in Frankreich zu erkennen. Aber auch wenn sie möglich gewesen wäre, würde er keinen Geschmack an ihr gehabt haben“ [3]). „Aristokrat aus Neigung, Tribun aus Berechnung“ nennt ihn Necker. In einer der ersten und maßlosesten seiner Schriften wollte Mirabeau doch selbst die Feudallasten nicht ohne Entschädigung aufgehoben wissen. Seine Verfassung wußte von keiner Zulassung des Proletariats. Er verlangt Garantien des Besitzes für die Theilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten [4]), verwirft den Appell an das Volk, „der den Gesetzgeber zum Sklaven macht“, den Gedanken von Rousseau, daß das Volk durch sich selbst regieren soll, wie später das Projekt von Sieyès über

[1]) Dumont, Souvenirs sur Mirabeau, 218—219 u. 268. Mirabeau, Lettres à Mauvillon, 468.

[2]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et le Comte de la Marck, 109—110. Malouet, Mémoires, II, 13.

[3]) Madame de Staël, Considérations. Oeuvres, XII, 262—263.

[4]) Mirabeau, Essai sur le despotisme. Essai sur les lettres de cachet et les prisons d'État, 1782. Henri Martin, Histoire de France, XVI, 535, 536, Note.

außerordentliche Versammlungen, seine sogenannten Conventionen, welche die Constitution jedesmal umformen sollten, wo die Nation es verlangte. Dagegen hält Mirabeau den Gedanken von Montesquieu über die Trennung der Gewalten fest und opfert das Zweikammersystem erst, nachdem keine andere Wahl für ihn bleibt als die, entweder gar nicht oder durch den dritten Stand zu regieren[1]). Thiers gesteht, daß Mirabeau darin nicht aus Ueberzeugung, sondern unter dem Druck der Nothwendigkeit gehandelt habe[2]), und Henri Martin macht ihm „die unentschlossenen Bedenken" zum Vorwurf, mit welchen er diese Wendung vollzog[3]).

Solche Anschauungen lagen dem Plan von Mirabeau zu Grunde. Necker konnte Anfangs 1789 Alles in demselben annehmen, nur seinen Urheber nicht. Er war stets von der Ueberzeugung ausgegangen, daß im öffentlichen Leben die Befolgung der moralischen Gesetze womöglich noch nothwendiger als im Privatleben sei[4]). Mehr als Klugheit und Voraussicht galt ihm die Reinheit der Absichten, das Vertrauen in den Sieg der Vernunft und der Gerechtigkeit[5]). „Die Moral", pflegte er zu sagen, „ist im Wesen der Dinge begründet." Es entsprach nicht nur seiner red-

lichen ...art, sondern auch seiner Eitelkeit, sie als Staatsmann ... in, auch wenn Necker die Angriffe auf ...te, machte ein Zusammengehen mit ... Reich unmöglich. Mirabeau selbst ...tungen seiner Jugend seiner Sache ...en. Zum Gegner aber brauchte und ... werden lassen. Sein Ehrgeiz

de Mirabeau. Revue historique,

...on, I, 139.
...ance depuis 1789, I, 49.
...ations. Oeuvres, XII, 72.
...erture de l'assemblée des Notables.

und vor Allem seine Geldverlegenheiten boten Mittel, ihn festzuhalten. Necker ergriff sie nicht. Er war, wie gesagt, ein feiner Beobachter menschlicher Schwächen und Verkehrtheiten, aber die Sympathie, die aller wahren Menschenkenntniß zu Grunde liegen soll, besaß er doch nicht. In seinen zahlreichen Schriften finden sich beinahe nie Persönlichkeiten erwähnt. Mit Ausnahme von Montmorin, den er seinen Freund nennt, gehen die großen Rollenträger der Revolution wie unbemerkt an ihm vorüber, kaum daß eine flüchtige Bemerkung über Mirabeau, über Danton oder Robespierre daran erinnert, in welcher Welt er lebte. So ging die erste Gelegenheit verloren, mit Mirabeau sich zu verständigen. Montmorin, der ganz ernstlich daran dachte, Mirabeau auf dem Weg nach der Provence aufgreifen und deportiren zu lassen, schrieb ihm einen verletzenden Brief, der den Herausgeber der „geheimen Geschichte des Berliner Hofs" verfolgen zu lassen drohte. Dieser Brief fand den Herkules der Revolution, wie Goethe ihn nennt, schon in der Provence, inmitten der Wahlschlacht, die ihn als den größten Redner Frankreichs offenbarte und aus welcher er, der vorbestimmte Führer der Monarchisch-Constitutionellen, als Anwalt des Tiers wiederkehrte.

Inzwischen war die Lösung, welche vergebens von der Regierung erwartet wurde, durch einen Andern gegeben worden.

Ebensowenig wie der Natur, sind der Geschichte unvermittelte Erscheinungen bekannt. Die anscheinend spontansten Dinge, die geflügelte Rede, das Stichwort großer historischer Situationen, die zündende Entgegnung der Tribune finden sich bereits irgendwo angedeutet, der Ton angeschlagen und präludirt, der im geeigneten Moment mit packender Gewalt zum vollen Akkord anschwellen wird.

Bevor Barnave in der Nationalversammlung, nach dem Mord von Foulon zu Lally Tollendal gewendet, in die verhängnißvollen Worte ausbrach: „War denn das Blut, das eben vergossen worden ist, so rein?", hatte schon ein Mitglied des

Tiers dem Edelmann, der davon sprach, wie seit Jahrhunderten die französischen Schlachtfelder mit dem Blut seiner Standesgenossen gedüngt worden seien, entgegnet: „Glauben Sie denn, das vom Volk vergossene Blut sei Wasser gewesen?“ [1])

Und bevor die Marseillaise im ehernen Rhythmus von Rouget de Lisle als Schlachtgesang der Revolution erscholl, hatte der größte Redner der Gironde, hatte Vergniaud sie in Prosa gedichtet.

Graf Lauraguais erzählt, daß gegen Ende von 1788 eines Morgens der Dichter Champfort, einer der erbittertsten Menschen seiner Zeit, zu ihm gekommen sei und gesagt habe: „Soeben habe ich ein Buch gemacht“. „Wie, ein Buch?“ „Nun ja, nicht ein Buch, so einfältig bin ich nicht; aber den Titel eines Buchs, und dieser Titel ist Alles. Ich habe ihn bereits dem Puritaner Sieyès geschenkt, der ihn nun commentiren kann, so viel er will. Er kann sagen, was er mag, man wird sich stets nur des Titels erinnern.“ „Und wie lautet dieser?“ „Er lautet so: was ist der dritte Stand? Alles. Was hat er? Nichts!“ [2])

Kurz darauf erschien die berühmte Brochure von Sieyès: »Qu'est ce que le Tiers?«, die auf die weitere Frage, was der dritte Stand verlange, die Antwort bereit hatte: „Etwas zu werden“.

Zwei andere kurz zuvor erschienene Flugschriften desselben Verfassers, waren, obwohl politisch von größter Tragweite, fast unbemerkt vorübergegangen [3]). Man hätte sie lesen müssen, um ihren Inhalt zu kennen, während diesmal der verunglückte Dramendichter, der dem Publikum nicht verzeihen konnte, ihn

---

[1]) Grimm, Correspondance littéraire, XIV, 217, Décembre 1788.

[2]) Lauraguais, Lettres à Madame . . . . ., 1802. Sainte-Beuve, Champfort, Causeries du Lundi, IV, 537.

[3]) Sieyès, Essai sur les privilèges, 1788. Moyens d'exécution dont les représentants de la France pourront disposer en 1789. Mignet, Notices historiques, Sieyès.

ausgepfiffen zu haben, ihm diese Mühe erſparte. Die Definition von Sieyès war übrigens thatſächlich die ſeinige. Denn ſie lautete dahin, daß, was eine Nation conſtituire, die Arbeit des Einzelnen und die allgemeinen Dienſtleiſtungen ſeien, und zog daraus den Schluß, daß eben der dritte Stand dieſe Bedingungen erfülle. Als nicht zur geſellſchaftlichen Ordnung gehörend erſcheinen ihm die Privilegirten, worunter Sieyès merkwürdiger Weiſe nur den ihm verhaßten Adel, keineswegs aber den Klerus verſteht, den er nicht als Stand, ſondern als Beruf auffaßt, wie er auch diejenigen, die ihn ausübten, nicht als Privilegirte, ſondern als Beamte betrachtet. Durch Vernichtung dieſer Privilegirten würde die Nation nicht etwa verlieren, ſondern gewinnen.

Der Moment, in welchem das Werk von Sieyès beginnt, iſt gerade derjenige, in welchem Mirabeau das ſeinige zuerſt bedroht weiß. Er iſt der Urheber des Beſchluſſes, durch welchen der Tiers ſich zur Nationalverſammlung conſtituirte und ſomit die Zerſtörung der hierarchiſchen Gliederung der Geſellſchaft vollzog[1]). Was dieſem Beſchluß ſeine eigentliche Bedeutung gab, war, daß er nicht etwa als letztes Auskunftsmittel gegen die Weigerung der beiden andern Stände, ſich mit dem Tiers zu vereinigen, ergriffen wurde. Der darauf bezügliche Vorſchlag von Sieyès iſt vielmehr von Anfang Januar 1789, alſo volle vier Monate vor Zuſammentritt der Stände datirt, und von ſolcher Wichtigkeit, daß er wörtlich angeführt zu werden verdient. „Der Tiers", ſo lautet er, „ſoll getrennt von den beiden andern Ständen bleiben. Dieſe vertreten etwa 200 000 Individuen und denken nur an ihre Privilegien. Der Tiers allein, ſo wird man entgegnen, vermag keine Generalſtaaten zu bilden. Nun! deſto beſſer! ſo wird er die Nationalverſammlung ſein"[2]). Das verhältnißmäßig vorſichtige Auftreten von Sieyès als Deputirter täuſchte nicht. Wußte doch Jedermann, daß,

[1]) Exposé historique des écrits de Sieyès. An VIII, 18; von ihm ſelbſt veröffentlicht.

[2]) Chérest, La Chute de l'ancien Régime, II, 276.

was er eigentlich wollte, nicht die Vereinigung, sondern die Vernichtung der Stände war[1]). Nur im Hinblick auf diesen dritten Stand entwirft hierauf Sieyès, als systematischer Feind, nicht des Feudalstaates, wie Mirabeau, sondern jeder socialen Hierarchie überhaupt[2]), das System der Repräsentativverfassung, das im Gegensatz zu Rousseau, nach welchem der Wille nicht repräsentirt, die Souveränetät nicht delegirt werden kann, und somit das Volk beständig einzugreifen hat, die Lehre durchführt, daß „das Volk alles dabei gewinne, wenn es in so vielen Dingen, als nur immer möglich, sich repräsentiren lasse, während die Freiheit in eben dem Maß abnehme, als man mehrere Repräsentationen auf die nämlichen Personen häufe"[3]).

So entsteht der künstlichste Regierungsmechanismus, der je aus den Betrachtungen und Combinationen eines einsamen Denkers hervorgegangen ist. Er bezweckt, „gleich weit von Alleinherrschaft, von Adelsherrschaft und von roher Volksherrschaft", Begründung des Reichs der Vernunft, durch möglichste Theilung aller, auch der politischen Arbeit, und Errichtung der repräsentativen Demokratie, als einzig legitimen Regierungsform, außer welcher es nach Ausspruch ihres Erfinders „nur Usurpation, Superstition oder Wahnsinn gibt", weil sie allein „den Menschen vor dem Bürger, das Recht über das Gesetz, die Vorschriften einer unwandelbaren Moral über die wechselnden Bestimmungen menschlicher Einrichtungen setzt"[4]).

Zu diesem Zweck soll die sociale Pyramide umgestürzt und

---

[1]) Chérest, La Chute de l'ancien Régime, III, 134, 148, 163, 183—184.

[2]) Beaulieu, Essais, I, 139, citirt bei Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 47, Note.

[3]) Sieyès bei Oelsner, Emanuel Sieyès' politische Schriften, Vorrede. 112—115.

[4]) Oelsner, Emanuel Sieyès politische Schriften, Vorrede, I, 27. Exposé historique des écrits de Sieyès. An VIII. Motto des Titelblattes. Mignet, Notices historiques, Sieyès, 4 u. Note S. 3.

ihre bisherige Basis, die königliche Gewalt, an die Spitze gesetzt werden, weil es ja vorläufig für Sieyès noch erwiesen bleibt, „daß in den Monarchien bessere Garantien der Freiheit als in den Republiken bestehen“ [1]), und weil erstere seinem Ideal staatlicher Einheit, politischer Gleichheit und centralisirter Verwaltung am günstigsten erscheinen. Gleich nach der Schrift »Qu'est-ce que le Tiers?« brachte seine nächste politische Brochure [2]) den Vorschlag der großen territorialen Umänderung, welche nach den ständischen die lokalen Privilegien opferte, die Provinzen in Departements eintheilte, die historische Karte von Frankreich in eine administrative verwandelte, und so das unvergleichlichste Werkzeug zwar nicht der Freiheit, wie ihr Urheber meinte, wohl aber der Centralisation schuf, das je der Tyrannei der Massen oder dem Despotismus eines Einzelnen zur Verfügung gestellt wurde [3]). Dieses Genie der Organisation, das selbst auf die Thiere sich erstreckte, die mit einem alljährigen Fest beglückt werden sollten [4]), und dessen politisches Werk so oft mit einem Schachspiel verglichen worden ist, hatte Alles, nur das Eine nicht berechnet, daß seine Figuren lebendig und mit eigenem Willen begabt waren und nicht Vernunft, sondern Leidenschaft sie in Bewegung setzte. Die Erfahrung hätte ihn darüber belehren können, denn er war in seiner Eigenschaft als Generalvikar des Bischofs von Chartres Commissär der Diöcese bei den Generalversammlungen des Klerus, Deputirter seines Standes bei den Provinzialstaaten der Bretagne und bei der Provinzialversammlung in Orléans gewesen, wo, schon charakteristisch genug, die Belehnung mit einer reichen Abtei seine erste sich heftig ankündigende Opposition beschwichtigte [5]), gerade so wie

[1]) Mignet, Notices historiques, Sieyès, 3, Note. Ferrières, Mémoires, II, 405. Sieyès 1791, nach der Flucht von Varennes.

[2]) Sieyès, Plan de délibérations pour les Assemblées de bailliage, 1789.

[3]) Sieyès bei Mignet, Notices historiques, 12. Lanzac de Laborie, J. J. Mounier, 242.

[4]) Oelsner, Emanuel Sieyès politische Schriften, Vorrede, I, 80.

[5]) Lavergne, Les Assemblées provinciales, 174, Note.

Napoleon nach dem 18 Brumaire ihn durch Verleihung eines großen Besitzthums und eines Grafentitels für immer unmöglich machte. Aber Sieyès verachtete die Erfahrung nicht weniger als er die Geschichte haßte. Von der einen will er keine Belehrung, von der andern keine Präcedentien annehmen. Der Fund dieser Constitution, die Alles um ihn her suchte, würde ihm, falls er eingetreten wäre, geradezu als eine Calamität erschienen sein. „Sollten wir", ruft er empört, „am Ende des achtzehnten Jahrhunderts dahin gekommen sein, die Kenntnisse der Gesetzgeber von Gothen und Vandalen zu Hülfe rufen zu müssen!" [1]). Er selbst verlor seine Zeit nicht damit, in vergilbten Pergamenten den historischen Grundlagen der Nation nachzuspüren. Nach der Aussage Solcher, die ihn kannten, scheute er die Arbeit, las wenig und ließ sich später die seltenen Male, wo er überhaupt sprach, seine Reden von des Renaudes aufschreiben, wie denn auch alle seine Schriften Gelegenheitsschriften, den Bedürfnissen des Augenblicks entsprungen sind.

In seiner Bibliothek war wenig mehr als eine vollständige Ausgabe von Voltaire zu finden, die er jedesmal, wenn er damit zu Ende war, wieder von vorne anfing, weil, wie er sich ausdrückte, „alle Resultate da gegeben seien" [2]). Dumont, der zuweilen bei Luberſac, Bischof von Chartres, mit ihm zu Tische war, erzählt, daß er nie diskutirte. Wenn Jemand ihm widersprach, nahm er an, dieser habe ihn nicht verstanden und auf Einwände pflegte er nicht zu entgegnen. Für den ihn umgebenden gesellschaftlichen Zustand empfand er die tiefste Verachtung. „Ich glaubte", fährt Dumont fort, „daß dieser Freiheitsfreund England lieben müsse und lenkte deswegen das Gespräch darauf. Aber zu meinem Erstaunen mußte ich wahrnehmen, daß er die ganze englische Constitution als eine Charlatanerie, erfunden um dem Volk zu imponiren,

[1]) Oelsner, Emanuel Sieyès politische Schriften. Sieyès, Plan de délibérations pour les Assemblées de bailliage, I, 223—224.

[2]) Sainte-Beuve, La Fayette, Note.

betrachtete und mitleidig schien er mir zuzuhören, als ich ihn auf einige Einzelheiten des Systems aufmerksam machte. Eines Tags, nach einem Frühstück bei Talleyrand, gingen wir zusammen im Tuileriengarten spazieren. Sieyès war mittheilsamer und gesprächiger als sonst und sagte mir diese Worte, die ich nicht wieder vergessen habe: ‚Die Politik ist eine Wissenschaft, die ich erschöpft zu haben glaube . . .‘ Die Werke, die er allen andern vorzog, waren der Socialkontrakt, die Schriften von Condillac, und Adam Smith". „Wenn Brissot", fügt Dumont hinzu, „von Constitutionen sprach, so pflegte er zu sagen, dadurch sei England zu Grunde gegangen. Sieyès, Condorcet, Garat und eine Menge Anderer, die ich gekannt habe, dachten ebenso" [1]).

Diese Schilderung von Sieyès findet sich durch ihn selbst bestätigt. Wenn er von Rousseau sprach, versäumte er nicht, hinzuzufügen, „daß dieser in seinen beredsamen, an Einzelheiten reichen, im Grund dürftig gedachten Aufstellungen die Principien der socialen Wissenschaft mit den Anfängen der menschlichen Gesellschaft verwechselt habe" [2]). Diese sociale Wissenschaft glaubte er seiner Metaphysik wie Minerva dem Haupte Jupiters entsprungen. Sein bewundernder Ausleger, Oelsner, zögert denn auch nicht, „die Anglomanen", wie er sie nennt, Mounier, Lally, Malouet, als „Knechte der Erfahrung" zu brandmarken [3]).

Der Einfluß von Sieyès beherrschte die Nationalversammlung während der ersten Monate ihrer Dauer, bis zum Augenblick wo sein Axiom: „Wir wollen nicht den Besitz zerstören, sondern die Besitzer wechseln" [4]), sich gegen ihn wendete, die Revolution zu ihrem wahren Evangelium, dem Socialkontrakt zurückkehrend, Hand auf die Kirchengüter legte, und Sieyès vergebens das Urtheil über sie sprach: „Sie wollen frei werden und wissen nicht

[1]) Dumont, Souvenirs sur Mirabeau, 63 u. 133.
[2]) Sainte-Beuve, Sieyès. Causeries du Lundi, V, 150.
[3]) Oelsner, Emanuel Sieyès politische Schriften, Vorrede, I, 7.
[4]) Ferrières, Mémoires, II, 405.

gerecht zu sein". Von da an ergriff ihn die tiefste Verachtung, sein Biograph sagt mehr, „ein wahrer Ekel" vor der Menschheit[1]), die sich nicht nach seinem Vernunftbegriff construiren lassen wollte. Er hüllte sich am Fuß der Tribüne von Mirabeau in das geheimnißvolle Schweigen, das nicht zum wenigsten zur Aufrechthaltung seines Ansehens beitrug und ihm seiner Neigung nach gestattete, die Fäden der politischen Intriguen in der Hand zu behalten, ohne für die Art und Weise, in der er sie spielen ließ, zur Verantwortung gezogen werden zu können, und allen möglichen Complikationen, wenn nicht immer mit einem persönlichen Vortheil, so doch mit heiler Haut zu entschlüpfen. Ein Charakter von so zweideutiger Beschaffenheit, daß einer der ehrenhaftesten Vertreter der liberalen Gesinnung Frankreichs nicht zögert, die Verszeile als auf ihn passend anzuführen: »Il vit de haine et meurt de peur«[2]).

In der Zeit seines ersten Auftretens, unter dem Eindruck des Erfolgs der Brochure »Qu'est-ce que le Tiers?« lernte Frau von Staël Sieyès kennen[3]) und sah ihn öfters als Gast in ihrem Hause, wo Morris eines Tags bei Tisch mit ihm zusammentraf und auch mit anhörte, „wie er Alles, was vor ihm über Regierungskunst gesagt oder gesungen worden, mit derselben Verachtung ablehnte". Des Gegensatzes zwischen seinem Standpunkt und ihrem eigenen war Frau von Staël sich damals noch so wenig bewußt, daß sie zu Morris sagte, „die Meinungen und Schriften dieses Mannes würden in der Politik eine neue Aera, wie Newton's Entdeckungen in den Naturwissenschaften eröffnen"[4]). Später, in den Considérations, hat sich diese hohe Meinung über Sieyès dahin modificirt, daß sie von ihm, der

[1]) Oelsner, Emanuel Sieyès politische Schriften, Vorrede, I, 81.

[2]) Laboulaye, Cours de Législation comparée, les Pamphlets de la Révolution. Revue des Cours littéraires, Octobre 1868, 777.

[3]) Oelsner, Emanuel Sieyès politische Schriften, Vorrede, I, 108.

[4]) Jured Sparks, Life of Gouverneur Morris, I, 353. Léouzon-Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, 1789, 144.

sie viele Jahre überlebte, sagt, er sei ohne Zweifel ein Mann von ebenso großem als umfassendem Geiste, aber abhängig von solchen Launen des Charakters und mit Worten so sparsam, daß seine Aeußerungen schon ihrer Seltenheit wegen als Orakel galten. Mit an die Spitze der populären Bewegung gestellt, habe sein eigenthümliches Wesen ihn ebenso isolirt, als sein Verstand ihm Bewunderer erweckte. Denn nicht dazu gemacht, mit den Menschen in Berührung zu treten, sei er durch ihre Schwächen und Fehler ebenso leicht verletzt als dazu angelegt gewesen, sie durch die seinigen zu verletzen. Nur das Eine habe man mit Sicherheit von ihm gewußt, daß er alle Standesvorrechte hasse, obwohl er große Anhänglichkeit für den Klerus bewahrte, die ihm von den Leuten des Bergs in Anbetracht seiner unversöhnlichen Feindschaft gegen jede Art der Aristokratie verziehen worden sei [1]).

Die Ereignisse hatten längst Klarheit in die Beziehungen zwischen ihr und Sieyès gebracht. Nach dem 13. Vendémiaire war es zum Bruch zwischen ihnen gekommen, den spätere Ereignisse und der Antagonismus ihrer Stellung zu Bonaparte nur noch mehr erweiterten.

Noch im Januar, am 24., während der Kriegsruf von Sieyès ins Land ging, erließ Necker die Wahlordnung zur Berufung der Stände, die zuerst am 27. April, dann am 5. Mai zusammentreten sollten. Vergebens forderte man die Regierung auf, jetzt wenigstens die Wahlen zu beeinflussen. Ludwig XVI., der seinen Ministern verboten hatte, in irgend einer Weise in die Berathungen der Notabeln sich zu mischen, und Necker, der eine Beeinflussung der Wahlen, wie später den Versuch, eine Partei in der Nationalversammlung zu gewinnen, ebenfalls als unmoralisch verwarf, waren vor der Hand in Frankreich, wo Alles von Constitution sprach, die einzigen, die constitutionell

[1]) Madame de Staël, Considérations. Oeuvres, XII, 209 u. 305.
[2]) Malouet, Mémoires, I, 254.

handelten. So wählte denn zum ersten und letzten Mal mit voller Freiheit das ganze Land, und zwar nicht nur die Männer, sondern in den privilegirten Ständen, wo der Besitz repräsentirt war, auch die Frauen, unter andern die Aebtissinnen[1]), während drei Monaten und in hunderten von Versammlungen seine Deputirten und redigirte die vielbesprochenen Cahiers, in welchen nach alter Sitte die Klagen und Wünsche der Wähler jedes Standes ihren Abgeordneten zugestellt wurden. Es ist wiederholt versucht worden, in diesen zahllosen Dokumenten übereinstimmende Gedanken zu entdecken. Laboulaye, der französische Rechtsgelehrte, führt sie, insoweit solche überhaupt vorhanden sind, auf den Einfluß der für die Wahlversammlungen bestimmten Schrift von Sieyès zurück, die der Herzog von Orléans verbreiten ließ[2]). Sie gab dem Tiers, mit andern Worten der Bourgeoisie, die den Ausschlag gebende Richtung, denn der Bauernstand und die Arbeiter spielten bei den Wahlen eine so passive Rolle, daß man unter den fünfhundertachtundsiebenzig Mitgliedern des Tiers kaum fünf Bauern zählte[3]). Schwerer als für den Stand, der Alles für sich begehrte, war die Aufgabe für Diejenigen, die nur Opfer zu bringen hatten. Der Beschluß der Regierung vom 27. Dezember 1788 hatte bereits alle pekuniären Privilegien verurtheilt; übereinstimmend damit willigten die Cahiers der beiden ersten Stände in das Princip gleicher Vertheilung der Abgaben. In den wichtigsten andern Punkten, wie Aufhören aller Willkürherrschaft, Theilung der gesetzgebenden Gewalt zwischen dem König und der Nation, Ministerverantwortlichkeit, regelmäßige Berufung der Generalstaaten und Provinzialver-

[1]) Laboulaye, Cours de Législation comparée, l'Assemblée constituante. Revue des Cours littéraires, VI. Année 1868—1869, 322.

[2]) Sieyès, Plan de délibérations pour les Assemblées de bailliage. Oelsner, I, 195.

[3]) Laboulaye, Cours de Législation comparée, l'Assemblée constituante. Revue des Cours littéraires, VI. Année 1868—1869, 327. Niebuhr, Vorlesungen über die französische Revolution, I, 174.

sammlungen, Reform der Gerichtsbarkeit[1]), war gleichfalls kein principieller Gegensatz zwischen den Wünschen der Stände zu finden, nichts was eine Verständigung zwischen ihnen verhindert hätte, wenn wirklich die Begründung der Freiheit das gemeinsame Ziel gewesen wäre[2]). Noch in der Brochure vom Dezember 1788 klagte Sieyès, „das Zweikammersystem zähle eine so große Menge von Anhängern, daß man darüber erschrecke“[3]). Nun, nach wenigen Monaten, die größere Veränderungen als sonst Jahrzehnte sich vollziehen sahen, war das schon anders geworden. Den Tiers, welcher inzwischen von Sieyès belehrt, nicht nur die politische, sondern auch die sociale Gleichheit wollte, und die nachdrängenden Bauern, die das Land begehrten, konnte keine derartige Concession mehr befriedigen. Es fehlte nicht an Warnungen für die Regierung, was zu gewärtigen sei, wenn sie nicht doch noch die Vermittlung übernehmen und mit einem bestimmten Programm zwischen die Parteien treten würde. In drei Provinzen, in der Provence, der Franche-Comté und der Bretagne, kam es zu offenen Gewaltthaten zwischen den Ständen. Zu Marseille und Aix war es Mirabeau, der die Ordnung wiederherstellen half, da die Regierung, wie Necker es ausdrückte, „vor unbedachter Anwendung der Gewalt“ zurückschreckte[4]). Die Franche-Comté gab das Beispiel des Angriffs auf die Schlösser, und der Adel der Bretagne weigerte sich überhaupt, Deputirte aus seiner Mitte zu wählen. Während der vier Monate vor Einnahme der Bastille zählte man dreihundert Aufstände in Frankreich, wovon der erste in Paris am 28. April ausbrach, weil der Pöbel die Papierfabrik von Reveillon auf den Verdacht einer Herabsetzung des Arbeitlohns hin plünderte und aller Wahrscheinlichkeit nach

[1]) Larcy, Louis XVI et les États Généraux. Correspondant 1868, 505.

[2]) Dareste, Histoire de France, VII, 149, Henri Martin, Histoire de France, XVI, 648—649.

[3]) Oelsner, Emanuel Sieyès politische Schriften; Versuch über die Vorrechte, I, 118.

[4]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même. Oeuvres, VI, 183.

vom Herzog von Orléans dafür bezahlt wurde[1]). Der Garten seines Palais royal war zum Club geworden, wo Tag für Tag aufrührerische Reden die Köpfe erhitzten und die Polizei sich eines alten Vorrechtes wegen nicht zeigen durfte.

Schon vom Februar ist das Geständniß Necker's, daß kein Gehorsam mehr und man selbst der Truppen nicht sicher sei. Er wiederholte es dem König vierzehn Tage vor Eröffnung der Generalstaaten und fügte hinzu, er fürchte, daß der Monarch über die Stimmung in der Armee getäuscht werde[2]).

Frau von Staël hatte dies wohl vergessen, als sie eine der irrigsten Behauptungen der „Considérations" mit den Worten niederschrieb, das Vertrauen in die Regierung sei so groß gewesen, daß trotz der herrschenden Noth die Ordnung in Frankreich während des Winters 1788—1789 nirgends gestört worden sei. Ein Brief von ihr, vom 21. Januar 1789 datirt, spricht die Hoffnung aus, unerachtet der Zersplitterung der vorhandenen Kräfte, das Verfassungswerk gelingen zu sehen. „Frankreich", schreibt sie dem ihr persönlich nicht bekannten schwedischen Correspondenten, „ist auf dem Punkt, Europa ein gewaltiges Schauspiel zu geben. Dies allein sollte seinen Ehrgeiz wecken, aber ich zittere für den von Klippen umgebenen Steuermann"[3]).

Noch blieb der Ort zu bestimmen, an welchem die Generalstaaten zusammentreten sollten. Man hat oft gegen Necker die Erklärung seiner spätern Schriften angeführt, bei gewissenhafter Prüfung seines öffentlichen Handelns sei er sich keiner Schuld bewußt[4]). Eine Ausnahme aber hat er doch gemacht. „Ein

---

[1]) Taine, Origines de la France contemporaine. La Révolution, I, 13, 17, 18 u. 40. Jefferson, Complete Works, Autobiography, I, 100. Droz, Histoire de Louis XVI, 171.

[2]) Malouet, Mémoires, I, 287.

[3]) Ungedruckte Briefe von Frau von Staël, im Besitz der Universitätsbibliothek Upsala. Frau von Staël an Nils von Rosenstein. Paris, 21. Januar 1789.

[4]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même. Oeuvres, VI, 88.

Irrthum, den ich damals beging" — so schreibt er 1791 —, „ist nicht bekannt geworden. Ich schlug nämlich dem König vor, die Generalstaaten in Paris statt in Versailles zu versammeln. Seine Majestät war es, die sich meinem Vorschlag aus sehr guten Gründen widersetzte" [1]).

Der Monarch fürchtete das Palais royal und den Aufruhr in den Straßen, der Minister die Cabalen von Versailles, mehr noch als das Uebergewicht der Hauptstadt, gegen welches er nach dem Zeugniß von Frau von Staël, durch die Provinzialversammlungen zu reagiren hoffte [2]).

So wurde unter dem Dach Ludwig's XVI. Raum für die Abgeordneten geschaffen. Nur den Sitzungssaal des Tiers unterließ man bis zum letzten Augenblick zu bestimmen, was Veranlassung gab, daß dieser die mit Tribünen versehene, sogenannte Salle des Etats erhielt. Malouet erzählt, daß Necker, als durch Anwesenheit des Pöbels auf den Gallerien die Folgen dieses verhängnißvollen Zufalls sich geltend machten, auf den Gedanken verfiel, den Saal in einer Nacht unter dem Vorwand der Baufälligkeit niederreißen zu lassen.

Seine Mauern stehen noch heute. Die Monarchie Ludwig's XIV. war es, die zusammenstürzte.

---

[1]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même. Oeuvres, VI, 54.

[2]) Madame de Staël, Considérations. Oeuvres, XII, 86—87.

[3]) Malouet, Mémoires, I, 295.

# Sechstes Kapitel.

„Diejenigen, die in der französischen Revolution eine zufällige Begebenheit zu sehen glauben, haben ihre Blicke weder auf die Vergangenheit noch auf die Zukunft gerichtet. Sie haben die Schauspieler mit dem Stück verwechselt und in der Leidenschaft den Männern des Augenblicks zugeschrieben, was das Werk der Jahrhunderte war" [1]).

Mit diesen Worten eröffnet Frau von Staël das Denkmal, das sie der Revolution gesetzt hat. Am 4. Mai, dem Tag des feierlichen Gottesdienstes, welcher dem Zusammentritt der Reichsstände vorhergehen sollte, und zu welchem halb Paris nach Versailles geströmt war, um den Zug der Deputirten mitanzusehen, befand sich Necker's Tochter am selben Fenster mit Madame de Montmorin, der Frau des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. „Ich gab mich", schreibt sie, „den lebhaftesten Hoffnungen hin, als ich zum ersten Mal in Frankreich die Vertreter der Nation erblickte. Madame de Montmorin, deren Verstand im Uebrigen durchaus nichts hervorragendes hatte, sagte mir in einem entschiedenen Ton, der seine Wirkung auf mich nicht verfehlte: Sie haben Unrecht, sich zu freuen. Aus allem Dem werden große Katastrophen für Frankreich und für uns entstehen."

[1]) Madame de Staël, Considérations. Oeuvres, XII, I.

„Diese unglückliche Frau", fügt Frau von Staël hinzu, „starb auf dem Schaffot mit einem ihrer Söhne. Der andere ertrank. Ihr Gatte wurde am 2. September in Stücke gehauen; ihre älteste Tochter starb im Krankenzimmer eines Gefängnisses; ihre jüngere Tochter, Madame de Beaumont, ein edles, geistreiches Wesen, ist der Last ihrer schmerzlichen Erinnerungen vor dem vollendeten dreißigsten Lebensjahr erlegen. Die Niobiden haben kein tragischeres Schicksal erfahren als diese unglückselige Mutter" [1]). In den Reihen des Adels sah sie „glänzende Nullitäten", in der hohen Prälatur manche berüchtigte Erscheinung vorüberziehen, dann kamen, durch ein Musikchor von den geistlichen Würdenträgern getrennt, die zahlreichen Pfarrer, und hierauf der Tiers, Advokaten, Notare, einige Aerzte, achtunddreißig kleine Grundbesitzer, einige sechzig Industrielle, unter fünfhundertsiebenundsiebenzig Abgeordneten etwa zehn Männer, die große Aemter im Staat bekleidet hatten [2]). Frau von Staël folgte dem auf breiten Schultern liegenden, struppigen Lockenhaupt Mirabeau's, von dem, hatte man ihn einmal ins Auge gefaßt, der Blick sich nicht wieder abwenden konnte; sie war am folgenden Tag, den 5. Mai, auf ihrem Platz in der Tribüne, um der Eröffnungsceremonie beizuwohnen, die unter Andern auch Baron Grimm als Augenzeuge und noch ausführlicher als sie selbst beschreibt. In dem provisorisch errichteten Saal, von jonischen Säulen getragen, dessen Oberlicht eine zeltartige Drapirung von weißem Taffet dämpfte und prächtige Teppiche schmückten, erhob sich an einem Ende die Estrade für den König, die Prinzen und Großwürdenträger des Hofs. Der Thron stand unter einem prachtvollen Baldachin; zu seiner Linken der Lehnstuhl der Königin, hierauf Sitze für die königlichen Prinzessinnen; die der Prinzen standen zur Rechten. Zu Füßen des Throns nahmen der Siegelbewahrer und der Oberstkämmerer Platz, weiter unten,

[1]) Madame de Staël, Considérations, XII, 194.

[2]) Taine, Origines de la France contemporaine. La Révolution, I, 155.

an einem langen Tisch, den ein mit goldenen Lilien reichgestickter, violetter Sammetteppich bedeckte, saßen die Staatssekretäre; rechts und links von ihnen Staatsräthe, Requêtenmeister, die Gouverneure und Militärkommandanten der Provinzen. Auf der Langseite zur Rechten nahmen die Deputirten des Klerus Platz, die Cardinäle und der Episkopat in vollem Ornat. Ihnen gegenüber saßen die des Adels, in goldverbrämtem schwarzen Mantel, goldgesticktem Unterkleid, aufgeschlagenem Federhut, Spitzenkravatte und weißen Strümpfen. In der Mitte, die Blicke auf den Thron gerichtet, der Tiers, in dem so oft in Wort und Bild dargestellten schwarzen Anzug, mit kurzem Mantel und dreimal aufgeschlagenen Hut, ohne jedes Abzeichen. Die Logen der Gesandten und der etwa zweitausend zählenden Zuschauer, im ersten Rang meist nur Damen, vertheilten sich zwischen den Säulen.

Unter den Ministern war Necker der einzige, der statt der richterlichen Amtskleidung der Parlamentarier oder der aristokratischen Tracht mit dem Degen zur Seite, in einfach bürgerlicher Kleidung erschien, »pluie d'or sur fond canelle«, mit reicher Stickerei. Bei seinem Eintritt in den Saal empfingen ihn lebhafte Beifallsbezeugungen, die sich für den Herzog von Orléans wiederholten, als er, das einzige Mitglied des Tiers unter den Prinzen des Hauses Frankreich, als Deputirter für Crépy im Valois erschien, und seinem Collegen, einem Pfarrer, den Vortritt ließ. Die Deputirten des Dauphiné erhielten wegen der von ihnen durchgeführten Vereinigung der Stände eine unbedeutende Ovation, aber den Versuch, sie für die Vertreter der Provence zu erneuern, unterbrach Zischen und Gemurmel, dessen Beziehung auf den Grafen Mirabeau er selbst am wenigsten mißverstand. Im Saale vertheilten sich indessen festlich gekleidete Herolde und königliche Garden zur Aufrechterhaltung der Ordnung.

Nach zwei Stunden, gegen elf Uhr, trat, gefolgt von seinem ganzen Haus und umgeben von den hohen Würdenträgern seiner Krone, der König ein, im großen Mantel und Federhut, mit prachtvollen Diamanten geschmückt, aber, was auffallen mußte,

ohne alle Insignen königlicher Würde[1]). Die Versammlung empfing ihn stehend, mit begeisterten Zurufen. Die Königin, die am vorhergehenden Tag einem eisigen Stillschweigen begegnet war, ließ etwas auf sich warten und ihre Züge verriethen, als sie eintrat, Spuren ungewöhnlicher Bewegung. Zum ersten Mal überkam Frau von Staël ein Gefühl ängstlicher Bangigkeit; sie glaubte den ganzen Ernst der Lage im Gesichtsausdruck der Deputirten zu lesen und fragte sich, „was aus einer Vereinigung von Männern werden solle, deren ganzes Geschäft sich auf Sprechen beschränkte“[2]).

Der König las mit Würde die Begrüßungsrede an seine Stände. Sie sprach die väterlichsten Gefühle und Hoffnungen auf bessere Zeiten aus, enthielt in politischer Beziehung aber kein Wort von Bedeutung. Dennoch wurde der König zweimal durch Akklamationen unterbrochen. Was man in seiner Rede vermißt hatte, erwartete man von jenen seiner Rathgeber. Der Siegelbewahrer Barentin ergriff nach ihm das Wort, aber um noch weniger zu sagen. Die große Frage über die Art der Abstimmung berührte er nur ganz vorübergehend, um zu erwähnen, daß sie durch die freie Entscheidung der Generalstaaten, mit Zustimmung Seiner Majestät erledigt werden würde, und sich hierauf wieder in Gemeinplätze über die Nothwendigkeit des Friedens und der Eintracht, den Segen der durchzuführenden Reformen zu verlieren. Nun erhob sich Necker zu einer mehr als dreistündigen Rede, die Broussonet, der Vorstand des landwirthschaftlichen Vereins, nach der ersten halben Stunde für den Minister weiter las, worauf dieser sie vollendete, wie man sagt, um den schlimmen Eindruck zu verwischen, den sie bei der Versammlung hervorzurufen schien[3]). Sie war vor Allem eine Finanzrede und wiederholte als solche die Taktik des Compte rendu. Falsche Angaben enthielt sie nicht, aber indem sie wichtige Punkte

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI. II, 174.

[2]) Madame de Staël, Considérations, XII, 174.

[3]) Chérest, La Chute de l'ancien Régime, III, 22.

mit Stillschweigen überging, gab sie dennoch ein falsches Bild der Situation. Das seit Brienne um etwa fünfzehn Millionen reduzirte jährliche Deficit wurde auf 56 Millionen angegeben, aber die schreckenerregende Thatsache, daß die schwebende Schuld 551½ Millionen betrug, im Unklaren gelassen[1]), während die Maßregeln zur Herstellung des Gleichgewichts im Jahresbudget mit so peinlicher Genauigkeit erörtert wurden, daß selbst der Umstand zur Sprache kam, ob es nicht etwa besser sei, den Regie-Tabak gepulvert zu verkaufen[2]). Dieser Art der Behandlung der finanziellen Angelegenheiten lag übrigens eine wohlüberlegte Absicht zu Grunde. Denn nicht nur glaubte Necker immer noch ernstlich, daß mit Ruhe, Ordnung und gewissenhafter Sparsamkeit die Geldverlegenheiten des Staates zu überwinden sein würden; er wollte vor Allem wie schon bemerkt, verhindern, daß des Königs Ansehen durch das Bekenntniß einer Nothlage vor den Vertretern der Nation geschädigt werde. Dadurch erklärte sich der zuversichtliche Ton, mit dem er von der Lage der Finanzen sprach, und die Rückkehr zu seinem Standpunkt, nach welchem er die Berufung der Generalstaaten von Seiten des Königs nicht als einen Akt der Nothwendigkeit, sondern als freies Zugeständniß seiner Gerechtigkeit hinzustellen sich bemühte. „Es gibt nur eine große, nationale Politik, ein Princip der Ordnung, der Kraft und des Glücks", sprach Necker, „und dieses Princip ist in der vollkommensten Moral, dem Lieblingswerk des Allerhöchsten gegeben"[3]). Durch Eintracht und Dankbarkeit, Aufopferung und Lauterkeit der Gesinnung, Hingebung an das öffentliche Wohl und alle edlen Gefühle in der Menschenbrust, an die er appellire, werde es durchgeführt werden. Endlich aber, nach langen Redens-

[1]) Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 45—46. Lefer, Necker's zweites Ministerium, 123.

[2]) Droz, Histoire de Louis XVI., II, 176, Note.

[3]) Necker, Discours à l'ouverture des États-généraux. Oeuvres, VI, 557 u. 560.

arten, gelangte der Minister doch an den Hauptpunkt, die große Verfassungsfrage der Abstimmung nach Köpfen oder nach Ständen. Die rechtliche Entscheidung lag, darüber bestand kein Zweifel, in des Königs Hand. Es war vergebens, sein Ansehen in der Finanzfrage eifersüchtig zu decken, wenn seine Autorität nicht über Constituirung der Stände entschied, die wenige Augenblicke vorher noch daran erinnert worden waren, daß sie die Erneuerung ihres Bestehens nur seinem Willen zu danken hatten. Da brachte, inmitten athemlosen Schweigens der Zuhörer, die ministerielle Rede jetzt, statt der erwarteten Entscheidung, den Ausdruck bloßer Wünsche von Seiten der Regierung. Die Stände, meinte Necker, sollten anfangs getrennt von einander berathschlagen, damit Adel und Klerus mit vollkommen freier Selbstbestimmung das Opfer ihrer pekuniären Vorrechte brächten, worauf jeder Stand durch besondere Commissäre zur Untersuchung der Frage schreiten könne, in welchen Fällen es sich empfehle gemeinsam, in welchen nach Ständen zu stimmen. Für beide Formen der Abstimmung führte er empfehlende Gründe an und schloß mit der Aufforderung an die Versammlung, dem Souverän, „als Vormund seines Volkes", mit weisen Rathschlägen zur Begründung der Wohlfahrt des Reichs entgegenzukommen und nicht eifersüchtig mit dem wohlthätigen Einfluß der Zeit wetteifern zu wollen [1]).

Wohin die persönlichen Sympathien des Ministers neigten, verrieth sich nur etwa in der Bemerkung, daß es dem Monarchen leichter sein werde, seinen gefürchteten Einfluß auf eine Versammlung, als auf zwei Kammern geltend zu machen. Eine bestimmtere als diese negative Empfehlung des Systems, durch welches er regieren wollte, wagte Necker nicht [2]). Als zu später Nachmittagstunde

[1]) Lord Auckland, Correspondence, I, 320. Der Correspondent ist Huber, ein Verwandter der Familie Necker. Madame de Staël, XII, 196—197. Léouzon-Le Duc, Correspondance du Baron de Staël-Holstein, 99—100. Depesche No. 113 vom 10. Mai 1789.

[2]) Necker, Discours à l'ouverture des États-généraux. Oeuvres, VI, 611.

der Vortrag und mit ihm die Feierlichkeit zu Ende kam, erhob sich der König und verließ unter begeisterten Zurufen die Versammlung. Während die Königin ihm zu folgen sich anschickte, rief eine Stimme, „noch gerührt von der Milch frommer Denkungsart", ihr ein Lebehoch zu. Sie verneigte sich tief und erntete eine Ovation[1]). Dann geleitete eine jubelnde Menge den Hof ins königliche Schloß zurück. Auch Necker wurde wieder applaudirt. Erst ruhigere Ueberlegung und gegenseitiger Meinungsaustausch brachten ein Urtheil über das Tagewerk vom 5. Mai. Nach Gouverneur Morris hatte „Bourbon im ersten Akt des Dramas zwar die Freiheit gegeben, aber dann, ohne es auch nur zu bemerken, zugleich abgedankt". Nicht der König, wohl aber seine Umgebung habe, nach des Amerikaners energischen Worten »the pang of greatness going off« gefühlt. Malouet sah „durch des Königs Verzicht auf Entscheidung die Brandfackel der Zwietracht in die Versammlung geschleudert"[2]). Auch Frau von Staël erkennt die Tragweite des Geschehenen, aber sie billigt den Entschluß ihres Vaters, die Herstellung der Constitution den Generalstaaten überlassen zu haben. Die Unverbesserlichen der Hofpartei gewannen aus Necker's Rede den Eindruck, daß die Berufung der Stände hätte vermieden werden können, und den Deputirten des Tiers entging es nicht, daß der Minister zwar um ihren Rath gebeten, aber ihrer Rechte, der Steuerbewilligung vor Allem, mit keinem Wort Erwähnung gethan hatte. Sieyès nannte Necker „einen vollkommenen Rechenmeister, mit poetischen An- und Aussichten"[3]). Die beste Rechtfertigung, die Necker selbst für sich geltend machte, wiederholt Niebuhr. Er führt an, daß der Minister einmal gesagt habe, man werfe ihm vor, dem König keinen

[1]) Jared Sparks, Life of Gouvernor Morris, with selections from his Correspondence, I, 304—308.

[2]) Malouet, Mémoires, I, 295.

[3]) A. W. Schlegel, Jakob Necker, Aufsatz in den Zeitgenossen, I, 1816—1817, 37.

Rath gegeben zu haben. Das könne man nicht wissen, denn wohl sei es möglich für einen Andern Verstand, niemals aber, für einen Andern Charakter zu haben. Weder damals noch später konnte er mit Zuversicht auf die Unterstützung des Monarchen rechnen[1]).

Schon der folgende Tag führte mit der Formfrage über die Prüfung der Wahlzeugnisse die Krisis herbei. Der Adel schritt ohne Zögern zur Verificirung seiner Mandate; die Geistlichkeit schien bereit, ein Gleiches zu thun, als der Tiers diese Prüfung durch alle drei Stände zugleich verlangte und dafür auf das Beispiel von 1483 verwies, während der Adel auf das gegentheilige Verfahren von 1614 sich stützte.

Für den in berechneter Unthätigkeit abwartenden Tiers war es nur Mittel zum Zweck der Vereinigung der Stände, für welche u. a. die adeligen Deputirten der Dauphiné, dann der Herzog von Liancourt und La Fayette ihre Standesgenossen zu gewinnen suchten, obwohl La Fayette noch im April das Zweikammersystem, weil es in Amerika eingeführt war, als allen seinen Wünschen entsprechend, bezeichnet hatte[2]). Man ernannte auf den vermittelnden Vorschlag des Klerus Commissäre, um Besprechungen zwischen den Ständen einzuleiten, die über einen Monat in Anspruch nahmen, aber zu keiner Verständigung führten. Während der Widerstand des Adels als sträflicher Trotz verurtheilt wurde, fand andererseits die friedliebende Mäßigung des Klerus eine nicht minder harte Beurtheilung. Lally Tollendal beschuldigte ihn, auf den Sieger zu warten, um sich demselben hierauf als Verbündeten anzuschließen.

Etwas vor diese Zeit, Ende Mai, fällt der zweite Verständigungsversuch von Mirabeau mit Necker. Unbeirrt durch Haß und Anfeindungen, nur zu bereit, um den Preis der Revolution, nicht aber als bloßes Werkzeug der Demokratie, zur

[1]) Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution, I, 177.

[2]) Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, I, 421, Brief von La Fayette vom 1. April 1789.

Führerschaft zu gelangen, hatte Mirabeau am 18. Mai den ersten, indirekten Versuch von Sieyès vereitelt, auf den von ihm inspirirten Antrag seines Freundes Chapelier die beiden ersten Stände dringend zur Vereinigung mit dem Tiers aufzufordern und dann, im Weigerungsfall, den Tiers zur Nationalversammlung zu constituiren. Auch Mirabeau wollte die Vereinigung der Stände, aber nicht die Alleinherrschaft des Tiers. Je genauer er die Elemente kennen und verachten lernte, die um ihn her sich bewegten, um so unerträglicher wurde ihm die Haltung der Regierung. „Ein Schatten von Talent bei Necker", schrieb er im Mai, „und er hatte in acht Tagen 60 Millionen Steuern, 150 Millionen Anleihen und schickte uns am neunten Tag nach Hause. Mit nur ein wenig Charakter wäre er unerschütterlich, ginge mit uns, die wir seine Sache verfechten, beherrschte den Hof wie Richelieu, und wir wären wiedergeboren"[1]). Was Necker nicht that, that Mirabeau. Er ward Journalist, griff das Ministerium an, sah sein erstes Zeitungsblatt unterdrückt[2]), schuf sich ein zweites Organ und mit diesem eine Partei im ganzen Land[3]), bemächtigte sich der Tribüne, erzwang sich zuerst Gehör, dann Applaus, und war am Punkt am 27. Mai seinen Zweck durch Verständigung mit dem Klerus zu erreichen, als der König am 28. Mai mit einem Vermittlungsvorschlag eingriff. In besonderen Sendschreiben an die Stände forderte er sie auf, ihre Vollmachten einzeln zu prüfen, sich gegenseitig die Ergebnisse derselben mitzutheilen und in zweifelhaften Fällen die Entscheidung dem Ministerrath zu überlassen.

Als der Inhalt des königlichen Briefes im Tiers besprochen werden sollte, verlangte Malouet die Räumung der Tribünen und wurde dafür von keinem andern als Volney muthloser Perfidie angeklagt. „Die Deputirten", sprach er nur zu prophetisch,

---

[1]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 350.

[2]) Mirabeau's Les États-généraux, die nur eine ganz kurze Zeit erschienen.

[3]) Mirabeau, Lettres à ses commettants.

„müssen vor ihren Gebietern berathen“ [1]). Auf diesen Tribünen, in den ersten Clubs der Hauptstadt, vor allem im Club breton, dem spätern Jakobinerclub, und in den Caffé's des Palais royal, versuchte man sich bereits in der Kunst zu regieren und war nicht mehr gewillt, sich darin stören zu lassen. Des Königs Aufforderung wurde vom Adel mit Einschränkungen erwidert, die es dem Tiers ermöglichten, sie seinerseits abzulehnen. Der Klerus erklärte sich nicht bestimmt, man wußte ihn aber in seiner Majorität längst den Interessen des dritten Standes gewonnen. Die wieder aufgenommenen Besprechungen scheiterten am 9. Juni noch einmal, und schon der folgende Tag brachte den Vorschlag von Sieyès, die beiden andern Stände zur Vereinigung mit dem Tiers aufzufordern, und damit, wie er sich ausdrückt, „das Tau durchzuschneiden, das allein noch das Schiff am Ufer hielt“.

Seine Befürchtung, es möge dem König gelingen, Frieden zu schließen, war nicht von langer Dauer gewesen. Durch die Allianz mit der Pfarrgeistlichkeit unter den Deputirten des Klerus und mit der liberalen Minorität unter jenen des Adels war der Sieg des dritten Standes gesichert. Wurde er jetzt nicht von Oben zugestanden, so ließ er sich ertrotzen. Da, in der Spannung des Augenblicks, gewann der Staatsmann bei Mirabeau die Oberhand. Er allein unter allen seinen Collegen fragte sich, was nach dem Sieg geschehen werde und ob es sich lohne, von einem bevorzugten Stand sich zu befreien, nur um unter die Herrschaft eines andern zu gerathen, die allem Anschein nach mit einer Usurpation beginnen wollte. Eben diese Besorgnisse veranlaßten seinen zweiten Annäherungsversuch an Necker. Die loyale, einsichtsvolle Haltung von Malouet hatte ihm in der Versammlung des Tiers so imponirt, daß er durch seinen Genfer Freund, Duroveray, eine Besprechung mit ihm vermitteln ließ, zu welcher Malouet sich nicht ohne Schwierigkeiten bereit fand. In

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI., II, 191—192.

einem dritten Haus begegnete er sich mit dem Deputirten von Aix und hörte mit Erstaunen, wie dieser sich als seinen Gesinnungsgenossen erklärte. Niemals, äußerte Mirabeau, werde er sich dem Despotismus verkaufen; was er aber wolle, sei eine freie, monarchische Constitution. Das Königthum dürfe nicht erschüttert werden. In den Reihen seiner Collegen seien gefährliche Leute, entzündliche Köpfe. Was in der Aristokratie an Verstand vorhanden sei, besitze keine Vernunft. Es sei von geringer Bedeutung, ob zwischen den Ministern und ihm selbst Abneigung oder Sympathie bestehe. Es handle sich vielmehr darum, ob sie einen Plan besäßen, der sich vertheidigen ließe. „Ist ein solcher vorhanden und beruht er auf vernünftigen Grundlagen", schloß Mirabeau, „so verpflichte ich mich, ihn zu unterstützen, alle meine Anstrengungen, meinen ganzen Einfluß aufzubieten, um die über uns hereinbrechende Invasion der Demokratie zu verhindern". Malouet fand zum ersten Mal seine eigenen lang gehegten Gedanken, Besorgnisse und Wünsche bei einem Andern wieder, und eilte freudig erregt zu den Ministern, um die von Mirabeau begehrte Zusammenkunft zwischen ihnen festzusetzen. Er sprach lange mit Montmorin und Necker, aber ohne sie von der Wichtigkeit seiner Mittheilung überzeugen zu können. „Sie haßten Mirabeau und fürchteten ihn noch nicht." Necker sagte nichts und betrachtete die Zimmerdecke, was als ein Zeichen besonderer Unentschlossenheit bei ihm galt. Jedoch erwies er sich zugänglicher als Montmorin, und für die Zusammenkunft mit Mirabeau wurde ein Abend bestimmt.

Mirabeau kam leider ohne Malouet und fand sich in Gegenwart des steifen, zurückhaltenden Mannes, der im kältesten Tone zu ihm sprach: „Mein Herr, Monsieur Malouet sagt, Sie hätten mir Vorschläge zu machen. Worin bestehen diese?" Auf diese Anrede hin trat Mirabeau zurück, maß denjenigen, der ihn so angeredet hatte, mit einem Blick der Verachtung, erwiderte: „Mein Vorschlag besteht darin, Ihnen einen guten Morgen zu wünschen" und ging. Im Sitzungssaal des Tiers

fand er Malouet, überstieg einige Bänke, um bis zu ihm zu gelangen und sagte zornig: »Votre homme est un sot, il aura de mes nouvelles«[1]). Zu de la Marck sprach er um dieselbe Zeit das historische Wort: „Das Staatsschiff ist vom heftigsten Sturm gepeitscht und es steht Niemand am Steuer"[2]).

Necker blieb für ihn „die Uhr, die immer nachgeht". Sie sahen sich nur als Gegner, in der Nationalversammlung wieder.

Gegen den Vorwurf, Mirabeau nicht zu rechter Zeit gewonnen zu haben, nimmt Frau von Staël ihren Vater dadurch in Schutz, daß sie sagt, für solche Dinge sei er nicht der rechte Mann gewesen; sie seien besser durch Andere besorgt worden, und überdieß würde Mirabeau niemals mit der Demagogie gebrochen haben, bevor er nicht durch sie auf den Schild gehoben worden sei[3]). Sie mag den Fehler, einen der größten der Revolution, immerhin entschuldigen, begangen hätte sie ihn nicht.

Was nun folgte, ist bekannt. Am 12. Juni begann der Tiers die Prüfung aller Vollmachten nach Bailliagen; am 13. erschienen, von einem Jubelrausch begrüßt, die ersten drei Pfarrer in seiner Mitte; schon am nächsten Tag folgten sieben oder acht andere, worauf die Versammlung sich als constituirt und Sieyès sie am 15. Juni als die Vertreterin des Willens der Nation erklärte. An jenem Tag sprach Mirabeau drei Mal. Er verlangte die Sanktion des Königs als nothwendige Bedingung, ohne welche er den Entschlüssen seiner Kollegen keine Rechtskraft zuerkennen könne, und donnerte ihnen zu, daß er ohne diese Sanktion lieber in Constantinopel als in Frankreich leben würde. Denn schrecklicher dünke ihm nichts, als eine souveräne Aristokratie von sechshundert Personen, der es frei stehe, sich heute unabsetzbar, morgen erblich zu erklären,

[1]) Malouet, Mémoires, I, 311 und II, 471 Appendix. Mallet du Pan, Mercure britannique, 2. Janvier 1800. Dumont, Souvenirs sur Mirabeau, 56. Chérest, La chute de l'ancien régime, III, 76.

[2]) Sainte-Beuve, Camille Desmoulins, Causeries du Lundi, IV, 97.

[3]) Madame de Staël, Considérations, XII, 262.

und, wie jedes aristokratische Regiment, mit der unbeschränkten Herrschaft zu endigen. Vor seinem Blick lag eine Vision des Konvents, und die empörte Opposition schleuderte ihm den Vorwurf entgegen, sich an die Krone verkauft zu haben[1]).

Allein Mirabeau warnte vergebens. Am 17. Juni erklärte sich der Tiers mit 491 gegen 90 Stimmen auf den Vorschlag von Sieyès zur Nationalversammlung. Er vollzog zugleich den ersten Akt der Souveränetät, indem er aussprach, daß alle Steuern, weil ohne Zustimmung der Vertreter des Landes erhoben, ungültig seien, verfügte aber, daß sie bis zur Auflösung der Versammlung provisorisch fortgezahlt werden sollten und garantirte die Rechte der Gläubiger des Staates.

Mirabeau stimmte an jenem Tag nicht; mitten in den Siegesjubel seiner Kollegen warf er die düstere Prophezeihung, man habe den ersten Schritt zum Bürgerkrieg gethan. Auch Malouet gestand, daß die Deputirten des Tiers ihre Befugnisse überschritten hatten[2]). „Das Dekret", sagt Frau von Staël, „war die Revolution selbst".

Jetzt endlich, nachdem die Entscheidung gefallen war, beschloß Necker, doch noch einzugreifen.

Unermüdlich, aber ebenso vergeblich, hatte er bis dahin, wie er sagt, dem König wiederholt, sich in eine Constitution nach dem Muster der englischen zu fügen. Schon Mitte Mai hatte er warnend auf die Berichte aus den Provinzen verwiesen, und die Befürchtung ausgesprochen, die Armee werde sich gegebenen Falles nicht mehr verlässig erweisen. Noch sei die wirkliche Lage der Dinge nicht bekannt. Der König möge die Frist benützen und heute gewähren, was er morgen schon zu geben gezwungen werden könne. Niemals, fügte Necker mit der

[1]) Mirabeau, Lettres au Major Mauvillon, 467, 17. Juin 1789 und onzième Lettre à mes commettants, 222, 235. Laboulaye, Cours de Législation comparée. L'Assemblée constituante. Revue des Cours littéraires. Mai 1869, 395.

[2]) Malouet, Mémoires, I, 319.

richtigsten Einsicht in den Charakter Ludwig's XVI. hinzu, würden Gesetze ihn so sehr als die Bedenken seines eigenen Gewissens beschränken[1]).

Der Minister beging diesmal nur den Fehler, nicht Alles zu sagen. Nicht allein das Offizier-Corps in seiner Mehrheit war durch die angeführten Verordnungen von 1781, welche alle höheren Stellen von Adelsvorrechten abhängig machten, in die Opposition gedrängt worden; auch die Truppe selbst war desorganisirt und die Disciplin durchbrochen, und zwar hauptsächlich dadurch, daß ein durch Brienne eingesetztes Comité, an dessen Spitze Graf Guibert, ein großer Bewunderer Friedrichs des Großen stand, das preußische System einzuführen beschloß. Damit war die Anwendung körperlicher Strafen für die Mannschaft und die Vorschrift verbunden, daß nur der Oberstenrang zum Eintritt in den Generalstab befähigte, womit den Bürgerlichen und dem kleinen Adel die letzte Möglichkeit zu den höheren Stellen zu gelangen, versperrt und andererseits der Soldat so aufgebracht wurde, daß Selbstmorde, Revolten und Desertionen sich häuften und zwei Uebungslager zu Saint-Omer und Metz 1788 vorschnell wieder aufgehoben werden mußten. Nicht besser stand es um die innere Verwaltung. Tocqueville hat bereits gesagt, wie und aus welchen Gründen die schwerfällige, unregelmäßige, von ihren Leitern selbst nicht mehr beherrschte Maschinerie des französischen Staatswesens ins Stocken gerathen war und schon Jahre vor der Revolution durch jeden neuen Reformversuch immer mehr gelähmt wurde, weil die bisherigen Autoritäten so stark in Mißkredit geriethen, daß sie keinen Gehorsam mehr fanden und die neuen Institutionen nicht durchgeführt wurden. Als daher die Revolution ausbrach, trat der merkwürdige Fall ein, daß Handel und Industrie, der Besitz und die Finanzleute sich gegen das Bestehende wandten und besonders letzteren geradezu die Absicht zugeschrieben wurde, den

[1]) Madame de Staël, Considérations, XII, 218—219.

Aufstand, wenn nöthig, zu bezahlen[1]). Dazu kam es wohl nur in den seltensten Fällen, denn auf allen Punkten von Frankreich, in der Freigrafschaft, in der Provence, in der Bretagne, der Normandie, dem Languedoc, tobten, unter dem Vorwand der Wiederherstellung alter provinzieller Rechte und Verfassungen, schon im Lauf des Sommers und Herbstes 1788 und des darauffolgenden Winters Aufstand und Empörung, und Necker mußte beschwichtigen und allen Parteien nachgeben, nur um die Gelder bewilligt zu erhalten, ohne welche die Fortexistenz des Staates zur Unmöglichkeit wurde. Daß es ihm gelang, auch jetzt noch seine Finanzadministration zu fristen, nannte selbst Mirabeau „nichts geringeres als ein Wunder“[2]).

Wenn Necker vom trostlosen Zustand des Landes weg seine Augen auf die Persönlichkeiten richtete, die als Deputirte entsendet worden waren, so konnte sich bei ihm wie bei so manchen Andern keine hohe Meinung von der politischen Einsicht und den Fähigkeiten einer Versammlung bilden, in welcher unter Andern der Cardinal von Rohan, vom Klerus der Bailliagen von Hagenau und Weißenburg gewählt, eine Stelle gefunden hatte, und Pétion und Brissot als Candidaten von Luberſac, Bischof von Chartres, durchgedrungen waren[3]). Necker sprach sich schon nach den ersten Zeiten des Verkehrs mit den Deputirten dahin aus, „daß es zweckdienlicher gewesen wäre, statt so viele politische Schwätzer und völlige Novizen in Staatsangelegenheiten ohne Ziel und Ende reden zu lassen, den ersten besten, im Besitz einer Stentorstimme befindlichen Untergebenen seines Ministeriums auf die Tribüne zu schicken, und den Text der britischen Constitution von ihm verlesen zu lassen“[4]).

Dieser Text aber ist bekanntlich damals wie später vergeb-

---

[1]) Tocqueville, L'ancien Régime, 286—286. Rivarol, Mémoires, 135 u. 186, bei Chérest, La chute de l'ancien régime, II, 100—101.

[2]) Chérest, La chute de l'ancien régime, II, 136—140.

[3]) Ebendaselbst, II, 566 u. 575.

[4]) Necker, De la Révolution française, IX. 299.

lich gesucht worden. Der König war zu keinem Entschluß zu bringen, und die Vertreter der französischen Nation empfanden in ihrer weitaus größeren Mehrheit den bloßen Vorschlag einer Verfassung nach dem Vorbild ihrer englischen Nachbarn als die unerträglichste der Demüthigungen[1]). Die Wochen, die vom Hof und den Ständen nutzlos vergeudet wurden, nützte der Aufstand in den Provinzen. Es mehrten sich die Anzeichen, die dem Parlamentarier Fréteau Recht gaben, als er schon Anfangs Mai seine adeligen Collegen aufgefordert hatte, sich weniger um politische Doktrinen zu kümmern, „denn der Krieg zwischen Armen und Reichen sei erklärt[2])."

Das Bewußtsein davon, daß die Agrarfrage es war, die, nachdem sie über hundert Jahre lang, von Fenelon und Vauban bis zu den Oekonomisten und zu Turgot vergeblich ihre Lösung von der Monarchie verlangt hatte, nun abermals im Vordergrund der Ereignisse stand, spricht sich auch bei Frau von Staël aus .. „Die jungen Leute und die Fremden", sagt sie, „die Frankreich vor der Revolution gekannt haben, die heute das Volk durch die Theilung des Landes und die Aufhebung der Feudalität bereichert sehen, können sich keine Vorstellung vom Zustand dieses Landes machen, als noch alle Lasten die Nation bedrückten. Die Anhänger der Sklaverei in den Colonien haben oft wiederholt, ein französischer Bauer sei unglücklicher als ein Neger. Das Argument mußte zu Gunsten der Weißen, nicht zur Bedrückung der Schwarzen geltend gemacht werden"[3]). Jetzt, wo die meisten dieser Lasten entweder schon hinweggenommen oder doch am Punkte waren, es zu werden, schrieb das Landvolk seine Auslegung der Freiheit mit der Flammenschrift eingeäscherter Schlösser und zerstörter Archive, und mitten in der Hauptstadt, im Palais royal, forderte der

[1]) Necker, Du pouvoir exécutif dans les grands États, VIII, 42.

[2]) Laboulaye, Cours de Législation comparée. L'Assemblée constituante, Revue des Cours littéraires, Mai 1869. 379.

[3]) Madame de Staël, Considérations, XII, 86—87.

nge Camille Desmoulins alle brutalen Instinkte der Menge rch Aussicht auf Beute heraus. „Vierzigtausend Paläste, chlösser und Residenzen, zwei Fünftel der Güter Frankreichs, llen der Lohn der Tapferkeit sein: die Nation muß gesäubert erden", predigte der Schulkamerad von Robespierre, der Ver- sser der Ode:

»Necker descend de la montagne
Le raison seule l'accompagne:
En lui le peuple espère encor . . .« [1]).

Necker durfte nicht eingestehen, daß nicht nur der dritte tand, die Communen in Versailles, sondern auch bereits der erte Stand, die Bauern, sich in offener Empörung gegen die egierung befanden. Denn die Opposition am Hof und unter m Klerus und Adel wartete nur auf ein solches Zeichen, um einer Reaktion zu schreiten, deren erstes Opfer er, der Mi- ster selbst, geworden wäre. Die Stimmung war so gereizt, ß der Marquis von Montesquiou kaum Gehör sich verschaffen nnte, als er im Anschluß an la Luzerne, Bischof von ngres, vorschlug, den Entschluß des Tiers mit Constituirung ner aus Adel und Klerus gebildeten ersten Kammer zu be- ntworten [2]), und d'Espréménil sagte laut, wenn der General- okurator seiner Pflicht eingedenk sei, werde er die Mitglieder s Tiers, als des Hochverraths schuldig, verfolgen lassen. Das er konnte Necker hoffen, daß es ihm jetzt gelingen werde, ne Politik bei dem König, gerade weil sie zwischen den beiden tremen Parteien die Mitte hielt, durchzusetzen, und sowohl die n seinen Gegnern beabsichtigte Rückkehr zum Alten durch ederwerfung des Tiers, als die Zerstörung aller Regierung rch bedingungslose Anerkennung der Erklärung vom 17. Juni rhindern zu können.

Diesem Gedanken entsprach sein Vorschlag, der König möge

[1]) Sainte-Beuve, Camille Desmoulins, Causeries du Lundi, III, 80.
[2]) Madame de Staël, Considérations, XII, 198.

jetzt aus eigener Machtvollkommenheit thun, was der Tiers soeben gegen dieselbe gethan hatte, nämlich die Vereinigung der Stände befehlen. Nur über ihre besonderen Angelegenheiten sollten Klerus und Adel gesondert berathen, die von den Ständen zu entwerfende Constitution auf dem Zweikammersystem beruhen, dem König eine starke Exekutive, vor Allem der Oberbefehl über die bewaffnete Macht gesichert werden, alle Dekrete der Versammlung, um Gesetzeskraft zu erhalten, seiner Sanktion bedürfen, und das Publikum künftig von den Sitzungen ausgeschlossen sein[1]).

Der König dagegen versprach Aufhebung aller bestehenden Steuerprivilegien, Anerkennung des Rechts der Steuerbewilligung durch die Stände und ihres Antheils an der Gesetzgebung, die sich vor Allem mit Verbesserung des Civil- und Criminalrechts, Sicherung der Freiheit der Personen und der Presse zu befassen hatte. In feierlicher königlicher Sitzung sollte der König den Ständen seinen Willen eröffnen, und in den allerbestimmtesten Worten hat Necker seine Politik mit diesem Vorschlag identificirt. „Mein Entschluß", sagt er, „entsprang der Ueberzeugung, daß mein Plan die weitaus größere Mehrheit der Nation für sich hatte. Um dieser den Krieg zu erklären und der öffentlichen Meinung zu spotten, mußte man das Augenmerk auf einen Andern als auf mich werfen"[2]). Der Hof war in Marly, in tiefer Trauer um den eben gestorbenen siebenjährigen Dauphin, als Necker den Monarchen bestimmte, am 19. Juni, zwei Tage nach Constituirung des Tiers, dort den Ministerrath zu versammeln. Dieser schien anfangs dem Projekt günstig, jedoch am folgenden Tag, als der ganze Umfang der Concessionen an den Tiers klarer geworden war, erhoben sich schon ernste Bedenken, so daß nur drei Minister, Mont-

[1]) Bertrand de Molleville, Mémoires, Appendix. Barentin, Mémoire autographe, 182—183. Necker, De la Révolution française, IX, 182—196. Das Originalprojekt verbrannte Necker mit vielen anderen Papieren, als die Revolution Coppet bedrohte.

[2]) Necker, De la Révolution française, IX, 217.

morin, Saint-Priest und la Luzerne, auf Necker's Seite blieben.

Während der Sitzung, als ein definitiver Entschluß gefaßt werden sollte, wurde der König plötzlich, nach Necker und Saint-Priest durch die Königin, hinaus gerufen, und als er zurückkehrte, ließ er die Sache vertagen bis zum folgenden Morgen, den 21. Juni, wo mit dem Staatsrath auch zum ersten Mal die Brüder des Königs erschienen. Ludwig, Graf von Provence, der künftige König Ludwig XVIII. sprach in gemäßigtem Ton, ließ aber die große Frage der Vereinigung der Stände unentschieden. Karl, Graf von Artois, stimmte für ihre gesonderte Aufrechthaltung, aber für Preisgabe der pekuniären Privilegien und Erleichterung der Lasten des Volks. In seinem Sinn äußerten sich die Minister Barentin, de Puységur und Villedeuil, und vier beigezogene Staatsräthe[1]). Da erklärte der König sich mit dieser Majorität einverstanden und ließ am folgenden Tag, dem vierten der Berathungen, das neue Projekt endgültig redigiren.

Ein Biograph Necker's erinnert daran, daß er das Mittel in der Hand hatte, den Widerstand seiner Gegner zu brechen. Der Schatz war leer. Er brauchte nur diese Thatsache bekannt zu geben und hinzuzufügen, daß ohne Einwilligung des Tiers keine Möglichkeit blieb, den Staatshaushalt fortzuführen[2]). Nur daß ein solches Geständniß mit seiner offiziellen Darstellung der Finanzlage nicht in Einklang zu bringen war, und daß der Sieg seiner Politik nur um den Preis seines Ansehens als Gebieter des Credits errungen worden wäre. So entschloß er sich denn zu schweigen, und nachdem er erklärt hatte, daß jede Modifikation seines Planes den Werth desselben vernichte, sprach er sich nicht weiter über das aus, was er persönlich im Fall seiner Verwerfung zu thun gedenke.

---

[1]) Barante, Notice sur Saint-Priest. Necker, De la Révolution française, IX, 198—199. Leser, Necker's zweites Ministerium, 146. Larcy, Louis XVI et les États-généraux, Correspondant, Mai 1868, 516—518.

[2]) Leser, Necker's zweites Ministerium, 146—147.

Während dieses in Marly geschah, verbreiteten sich in Versailles Gerüchte eines nahen Staatsstreichs. Die Aufregung wuchs, als der Ceremoniemeister, nach Frau von Staël in Folge eines bloßen Mißverständnisses, den Sitzungssaal des Tiers schließen ließ, um ihn für die königliche Sitzung in Bereitschaft zu setzen. „Die Deputirten glaubten", sagt sie, „oder gaben wenigstens vor, zu glauben, daß man ihnen verbiete, sich zu versammeln" [1]), worauf sie sich in den Ballspielsaal begaben und die bekannte Scene folgte, wo Mounier seine Collegen zum feierlichen Eidschwur aufforderte, sich nicht zu trennen, bevor die Verfassung des Reichs vollendet sei, als deren Grundlagen er das Recht der Steuerbewilligung und Antheil an der Gesetzgebung für die Stände, ihre regelmäßige Berufung und Ministerverantwortlichkeit beanspruchte. Es war kein Jahr vergangen, so schrieb derselbe Mounier, dieser unglückselige Eid sei ein Attentat gegen die königliche Autorität gewesen; nicht genug könne er sich anklagen, ihn in Vorschlag gebracht zu haben [2]). „Es war das Signal zur Insurrektion", sagt Malouet [3]), der überhaupt schon ernstlich daran dachte, seine Entlassung zu nehmen, so tief ernüchterte ihn das noch ungewohnte, Tag für Tag sich wiederholende Schauspiel, wie kleine Leute, Advokaten, Kaufmänner, Landärzte, ohne jede Vorbereitung und Sachkenntniß gegen alle bestehenden Einrichtungen zu Felde zogen, den Socialcontrakt citirten und Verfassungen in Vorschlag brachten. Der Schwur im Ballspielhaus war am 20. Juni geleistet worden. Am 22. Juli ließ der Klerus dem Tiers die Ludwigskirche zu Versailles zur Verfügung stellen. Seine langen Bedenken waren zu Ende; hundertneunundvierzig Mitglieder des geistlichen Standes, von Erzbischöfen und Bischöfen geführt, vereinigten sich, von lautem Jubel begrüßt, mit dem Tiers.

---

[1]) Madame de Staël, Considérations, XII, 211.

[2]) Mounier, Recherches sur les causes qui ont empêché les Français de devenir libres. Lanzac de Laborie, Jean Joseph Mounier, 89—93.

[3]) Malouet, Mémoires, I, 278 u. 323.

Am folgenden Tage, 23. Juni, erschien der König in feierlicher Sitzung, ohne Necker. Seine Rede, in gebieterischem Ton vorgetragen, hielt das Programm desselben im Wesentlichen noch aufrecht, aber mit einer entscheidenden Ausnahme: Aufrechthaltung der gesonderten Berathung der Stände. Was der Tiers im Widerspruch damit beschlossen hatte, wurde für null und nichtig erklärt und den Deputirten befohlen, sich jetzt zu trennen und am folgenden Tage nach Ständen wieder zusammenzutreten. Ludwig XVI. schloß mit der Betheuerung seiner unparteiischen Fürsorge für das Wohl des Landes. Wolle man ihn nicht unterstützen, so werde er allein es begründen. Die Majorität hörte ihn mit eisigem Schweigen, unter dem überwältigenden Eindruck, daß die Krone Partei für den Adel genommen habe. Als der Marquis de Brézé, nachdem sich der Monarch entfernt hatte, die Abgeordneten aufforderte, auseinanderzugehen, erfolgte die historische Entgegnung von Mirabeau, „sie seien hier durch den Willen des Volkes und würden nur den Bajonetten weichen“ [1]), und die Auslegung des Geschehenen durch Sieyès: „Wir sind heute, was wir gestern waren; laßt uns deliberiren“, worauf die Versammlung die Unverletzlichkeit ihrer Mitglieder aussprach. Als man dem König die Weigerung, seinem Befehl Folge zu leisten, mittheilte, ging er einige Augenblicke nachdenklich auf und ab, und sagte dann unmuthig: „Nun, wenn sie den Saal nicht räumen wollen, so lasse man sie darin“.

Im Lauf des Tags, der gegen ihn entschieden hatte, reichte Necker seine Entlassung ein. Baron Staël erzählt, daß in den Berathungen zu Marly der Graf von Artois einer ersten, darauf bezüglichen Anspielung mit dem Ausruf begegnet sei: „Nein, mein Herr, Sie müssen uns als Bürge bleiben; wir halten Sie für alles Uebel verantwortlich, das Sie angerichtet haben“ [2]).

[1]) Chérest, La chute de l'ancien régime, III, 256—259.

[2]) Léouzon-Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, 103, Depesche Nr. 116, 25. Juni. Jefferson, Complete Works. Autobiography, I, 90.

Necker sagt, er habe die Folgen nicht auf sich nehmen wollen, welche die Einreichung seines Entlassungsgesuchs vor der königlichen Sitzung für den Monarchen gehabt hätte. Ihr beizuwohnen aber würde ihm, mit dem Ministerium, auch seine Popularität gekostet haben. Lally-Tollendal täuscht sich wohl, wenn er erzählt, es habe eines Fußfalls von Frau und Tochter bedurft, um Necker's Fernbleiben am 23. Juni zu erreichen. Bailly war bereits am Vorabend davon unterrichtet[1]). Während der Monarch unter Murren und Schmähungen von der königlichen Sitzung in seine Gemächer sich zurückbegeben mußte, war Frau von Staël Zeuge, wie die Menge die Wohnung ihres Vaters umdrängte und tausendstimmig seinen Namen rief. Es kamen Deputirte des Adels, des Klerus, des Tiers. Sie vergossen Thränen, als er sie zur Mäßigung aufforderte, und betheuerten ihr Vertrauen zu ihm. Da schickte der König und ließ Necker zu sich rufen. Die Königin war anwesend. Sie hatte von ihren Gemächern aus zum ersten Mal das Toben des Aufruhrs vernommen, und versprach erschüttert, den Plänen des Ministers keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen. Ludwig XVI. bat Necker dringend, zu bleiben, verweigerte ihm aber dennoch die Entlassung der Minister, deren Widerstand das Scheitern seines Planes veranlaßt hatte. Die Aufregung in Versailles war so groß, daß Necker trotzdem nachgeben zu müssen glaubte, obwohl er sich nicht verhehlen konnte, welchen ungeheuren Mißgriff er damit beging[2]). Er bestand nur auf Zurückziehung der Truppen, schon deshalb, weil ihre Zuverlässigkeit höchst zweifelhaft sei.

Das Finanzministerium, le contrôle général, wie man es nannte, hing mit den Gebäulichkeiten des Residenzschlosses von Versailles zusammen. Der Minister konnte in dasselbe zurückkehren, ohne sich der in den Höfen angesammelten Menschen-

[1]) Necker, De la Révolution française, IX, 215. Lally-Tollendal, Necker, Biographie Michaud. Chérest, La chute de l'ancien régime, III, 249.

[2]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même, VI, 95 und De la Révolution française, IX, 214.

menge zu zeigen und Frau von Staël bemerkt ausdrücklich, daß nichts ihm gefährlicher erschienen sei, als ein persönlicher Triumph auf Kosten der königlichen Autorität[1]). Dennoch vermied er es nicht, sich dem Volk zu zeigen, „um die Aufregung desselben zu beschwichtigen". Es brachte ihn mit stürmischen Ovationen bis in seine Wohnung zurück, und so sah derselbe Tag den Monarchen insultirt und seinen Minister vergöttert. Frau von Staël schien es, als ob alle diese Stimmen, die den Namen ihres Vaters wiederholten, die von Freunden seien, mit welchen das Gefühl der Liebe für ihren Vater sie verband; sie empfing ihn mit dem Hochgefühl, daß er zum zweiten Mal die Zügel der Herrschaft dem Monarchen zurückgegeben habe[2]).

Necker's Täuschung ging nicht so weit. Als seine Freunde ihn umringten und darauf aufmerksam machten, daß die Menge ihn den Retter Frankreichs nenne, erwiderte er, sie würden vielleicht, bevor vierzehn Tage vergangen seien, mit Steinen nach ihm werfen[3]). Darin aber begegnete er sich mit seiner Tochter, daß auch er noch glaubte, der Thron könne, obwohl erschüttert, doch noch wieder befestigt werden.

Unabhängigkeit des Urtheils war nur bei Denjenigen zu finden, die nicht mit in die Wirbel des entfesselten Stroms der Leidenschaften gezogen, sich die gährenden Elemente von ferne betrachteten. Unter diesen Zeugen der Revolution stehen die schon mehrmals genannten zwei Amerikaner, Gouverneur Morris und Thomas Jefferson, in erster Reihe. Letzterer, der Gesandte der Vereinigten Staaten, bemaß die Menschen je nachdem sie seinem republikanischen Freiheitsideal sich näherten oder von ihm entfernten. Er war nicht absichtlich ungerecht, wohl aber sich selbst bewußt, „alle Vorurtheile der Geburt, der

[1]) Madame de Staël, Considérations, XII, 236.

[2]) Madame de Staël, Considérations, XII, 234. Léouzon-Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, 104, Depesche Nr. 116, 25. Juni 1789.

[3]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même, VI, 96.

Gewohnheit und des Alters mit sich nach Europa herübergenommen zu haben". Zu diesen Vorurtheilen gehörte ein unversöhnlicher Haß gegen die Monarchie, die er mit den großen Plagen der Menschheit auf eine Linie stellte. Er meinte, wenn alles Unheil, das die republikanische Regierungsform bis zur Stunde des Gerichtes bringen werde, in die Wagschale gelegt und gegen das aufgewogen würde, was Frankreich in einer Woche, England in einem Monat in Folge seiner monarchischen Regierungsform zu leiden habe, so würde letzteres überwiegen. Das hinderte ihn aber nicht, von Ludwig XVI. zu urtheilen, er sei großer Opfer fähig und vom besten Willen beseelt, wenn es nur gelinge, ihn von dem zu überzeugen, was das allgemeine Wohl verlange. Im August 1788 nennt er ihn „den pflichttreuesten Mann seines Reichs, den ehrlichsten, den sparsamsten, der die eigene Meinung den Wünschen der Nation unterzuordnen wisse" [1]). »He had not a wish, but for the good of the nation«, bezeugt noch der achtundsiebenzigjährige Greis von Ludwig XVI. Aber letzterer war ein König, und als solcher ein unverbesserliches Uebel. Lieber als die republikanische Sache ihm zu opfern, würde Jefferson nicht nur in seinen Untergang, sondern in die Zerstörung der halben Welt gewilligt haben" [2]). Um so merkwürdiger bleibt es, daß selbst ein Fanatiker, wie dieser, an jenem 23. Juni seinen Freunden vom Tiers dringend rieth, es nicht zum Bruch kommen zu lassen, sondern ein Compromiß einzugehen und sich mit den Zugeständnissen zu begnügen, wie sie im Großen und Ganzen der König, immer noch dem Programm Necker's entsprechend gab. „Aber", sagt Jefferson, „meine Freunde dachten anders, und die Zeit hat bewiesen, wie bitter sie sich getäuscht haben. Nach so vielen Kriegen, dem Verlust von Millionen, der Untergrabung des Glückes vieler Tausender und endlich der Fremdherrschaft haben sie nicht mehr

[1]) Jefferson, Complete Works. Correspondence, I, 445, II, 221. 253. 439. 490.

[2]) Ebendaselbst, III, 502.

erreicht, als was ihnen an jenem Tage geboten wurde, und selbst das nicht ohne die Furcht, es wieder zu verlieren". Unter diesen Freunden von Jefferson, die sich nicht überzeugen ließen, war La Fayette, jetzt Deputirter des Adels der Auvergne. Der amerikanische Theoretiker und der französische Schwärmer für Amerika verstanden sich vollkommen. La Fayette, den die Aufträge seiner Wähler verpflichteten, für die Abstimmung nach Ständen zu votiren, erklärte sich entschlossen, „diese Instruktionen zu verbrennen und entweder seinem Gewissen nach zu stimmen oder, wenn er das nicht konnte, seine Entlassung zu nehmen; denn", schreibt Jefferson, „sein Herz war mit dem Volk" [1]).

Am Abend jenes 23. Juni speiste Gouverneur Morris mit La Fayette. Wie Jefferson war Morris der persönliche Freund des nunmehrigen Präsidenten der Vereinigten Staaten, George Washington; denn auch er war Mitglied des Congresses gewesen, der ihre Unabhängigkeit durchkämpfte. Mit Jefferson war er gut bekannt, obgleich er sowohl in Bezug auf persönliche Eigenschaften wie auf Gesinnung mit dem starren Erfinder der Menschenrechte wenig gemein hatte. Fein, gewandt, zur Ironie geneigt, ein Weltmann und ein Menschenkenner, waren seine edlen Gesichtszüge denen von Washington so ähnlich, daß er dem Bildhauer Houdon zur Ausführung von dessen Büste saß. Im Jahr 1780 war ihm zu Philadelphia, in Folge eines Sturzes, das Bein amputirt worden. Als eines Tages, während des Revolutionsjahrs 1792, der Pariser Pöbel seine Caroſſe mit dem Ruf „herunter mit dem Aristokraten" verfolgte, streckte er, schnell gefaßt, seinen Stelzfuß zum Wagenschlag heraus und rief: „Was wollt Ihr denn mit einem Aristokraten, der seine Glieder im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gelassen hat!" worauf er, brausend applaudirt, seines Wegs fahren konnte [2]). Mit Worten sich abfinden zu lassen, oder an

[1]) Jefferson, Complete Works, an G. Washington, III, 29. Jared Sparks, Gouverneur Morris, I, 314.

[2]) J. Chanut, G. Morris, Nouvelle Biographie générale, XXXVI, 654.

die unfehlbare Ueberlegenheit irgend einer Regierungsform zu glauben, lag einem solchen Manne fern. Er beurtheilte das lebendige Frankreich, das vor ihm lag, nicht die abstrakten Chimären, die in den Köpfen spukten. Wenn Jefferson von der Vernichtung aller Standesunterschiede sprach, so entgegnete Morris, es sei problematisch, ob und in wie fern der Menschheit überhaupt damit gedient sei; daß sie sich aber in Frankreich nicht bewähren könne, dessen sei er gewiß. Auf solche Aeußerungen Bezug nehmend, bemerkte sein Tischgenosse La Fayette an jenem 23. Juni, Morris schade der guten Sache sehr, denn beständig würden die Gesinnungen von Morris gegen die von ihm selbst vertretenen Ansichten geltend gemacht. „Und zwar mit vollem Recht", erwiderte der Amerikaner, „denn ich bekämpfe die Demokratie aus Liebe zur Freiheit und sehe die Franzosen ihrem Verderben entgegeneilen. Gern würde ich sie daran verhindern, wüßte ich nur wie". Die Anschauungen von La Fayette und die seiner Freunde, fügte er hinzu, befänden sich vollständig im Widerspruch mit dem Menschenmaterial, aus welchem die Nation zusammengesetzt sei. Das Schlimmste, was ihnen begegnen könne, werde die Erfüllung ihrer Wünsche sein. Die Antwort, die La Fayette darauf gab, ist gleichfalls erhalten. Er wisse wohl, lautete sie, daß seine Partei toll geworden sei und verschweige es auch nicht; trotz Allem aber sei er mit ihr zu sterben entschlossen. Morris meinte, zweckdienlicher scheine es ihm, sie zur Vernunft zu bringen und mit ihr zu leben[1]).

Ueber Necker lautet das Urtheil von Morris nicht weniger bestimmt. Kurz nach seiner Ankunft in Frankreich, im Februar 1789, hatte er den Minister und seine Gattin, etwas später auch Frau von Staël kennen gelernt. Er fand Madame Necker zwar steif, ohne Anmuth, aber stets mit dem Wohl der Andern beschäftigt und empfand eine aufrichtige Verehrung für sie.

---

Taine, Les Origines de la France contemporaine. La Révolution, II, Psychologie du Jacobin.

[1]) Jared Sparks, Gouverneur Morris, I, 314.

Necker hielt er für durchaus redlich, wohlmeinend, unintereſſirt, aber auch für geiſtig nicht bedeutend, und in ſeinem eigenen Gebiete, der Finanz, ungenügend unterrichtet, obwohl es einer Häreſie gleichkomme, das zu ſagen. In der Politik dagegen, nach dieſes Wortes höherer, auf Menſchenglück gerichteter Bedeutung, ſei er ein vollſtändiger Ignorant, weswegen es ihm auch nie gelingen werde, weder eine Conſtitution zu ſchaffen, noch Andere für eine ſolche zu gewinnen. Vom Augenblick der Berufung der Stände an ſei er auf dem weiten Meer des Zufalls ſteuerlos umhergetrieben worden[1]).

Der am 23. Juni geſcheiterte Plan war thatſächlich Necker's letzter Verſuch, dem Fahrzeug die Richtung zu geben. Von da an nahmen die Dinge noch einmal ungehindert ihren Lauf. Am 24. Juni erſchien der Klerus abermals, und zwar jetzt vollzählig im Sitzungsſaal des Tiers. Am folgenden Tag folgten ſiebenundvierzig Mitglieder des Adels, mit dem Herzog von Orléans an der Spitze, unter Führung von Clermont-Tonnerre und Lally-Tollendal. Die Abgeordneten, die noch widerſtanden, wurden bereits vom Volk inſultirt[2]); den Erzbiſchof von Paris zwang in den Straßen von Verſailles eine drohende Volksmenge, dem Beſchluß ſeines Standes ſich zu fügen. Bailly, der proviſoriſche Präſident der Nationalverſammlung, öffnete ihre Pforten der erſten jener Deputationen des Pariſer Volkes, die ſie bald beherrſchen ſollten. Auf den öffentlichen Plätzen ſah man königliche Garden ſich verſammeln und laut ausſprechen, ſie würden des Königs Leben vertheidigen, aber nicht zu Mördern ihrer Mitbürger werden; ſie ſeien die Soldaten der Nation[3]). Schon im Mai hatte Frau von Staël die Armee „ein Heer von Bürgern" genannt[4]).

---

[1]) Jared Sparks, Gouverneur Morris, I, 300, II, 93—94.

[2]) Necker, De la Révolution française, IX, 219. Droz, Histoire de Louis XVI., II, 191.

[3]) Jefferson, Complete Works, I, 93.

[4]) Madame de Staël, Considérations, XII, 219.

„Eine Legion von Philosophen" betitelte sie Camille Desmoulins, unter dessen Augen täglich hunderte von Soldaten der Pariser Regimenter im Palais royal bewirthet wurden und der ihre wachsende Zuchtlosigkeit verfolgen konnte[1]). Der Eindruck dieser Vorgänge war so überwältigend, daß der König, jetzt durch die von Mercy gewonnene Königin beeinflußt[2]), auf Necker's Vorschlag zurückkam, und am 29. Juni, wo keine Aussicht, seinen Entschluß als einen freiwilligen aufgenommen zu sehen, mehr bestand, die Vereinigung der Stände befahl. Diesmal fühlte der Minister doch endlich, „daß das Schwert aus des Königs Händen geglitten sei, . . . daß sein Berather die Furcht war"[3]). Am Abend jenes Tags illuminirte Versailles, aber in den Gemüthern gährte eine unversöhnliche Bitterkeit. Die Sieger hatten keinen Grund mehr, dankbar für eine erzwungene Gabe zu sein. Die Besiegten ergaben sich nur scheinbar. Der König hatte innerhalb von fünf Tagen zwei einander ganz entgegengesetzte Befehle gegeben und hielt schon sein Leben für bedroht. Der Adel konnte jetzt geltend machen, daß es nicht mehr seine Sache sei, die er zu vertheidigen habe, und erklärte dem König, durch den Mund des Herzogs von Luxembourg, daß er seiner Pflicht, für ihn zu fallen, eingedenk sei, worauf Ludwig XVI. erwiderte, seiner persönlichen Sache solle kein Menschenleben geopfert werden[4]). Diese Resignation theilte seine Umgebung nicht. Mußte man zu Grunde gehen, so sollte es wenigstens nicht ohne Gegenwehr sein. Man konnte in den Hofkreisen von Versailles sich nicht darein ergeben, einen Zustand, der so lange gedauert hatte, nun

[1]) Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 53.

[2]) Wertheimer, Documents inédits relatifs à Marie-Antoinette. Revue historique, II, 1884, 328—329. Mercy an Kaunitz, 4. Juli 1789.

[3]) Necker, De la Révolution française, IX, 220, 277—278. Jared Sparks, Gouverneur Morris, II, 70.

[4]) Laboulaye, Cours de législation comparée, L'Assemblée constituante, Revue des Cours littéraires, Juin 1869, 445. Chérest, La chute de l'ancien régime, III, 285—286.

plötzlich preiszugeben. Statt seine Vernichtung in einer verhängnißvollen Verkettung von Ursachen, Fehlern und Verantwortungen zu suchen, erschien es zweckentsprechender, einen Menschen dafür haftbar zu machen, um sagen zu können, daß, wenn nur einmal dieser entfernt sei, auch die Ereignisse der letzten sechs Monate ungeschehen gemacht werden würden. Mercy, der die Ereignisse seit so vielen Jahren Tag für Tag verfolgte, schrieb sorgenvoll an den kaiserlichen Hof nach Wien, man suche in Versailles die Dinge so darzustellen, als ob Necker bei seiner erworbenen großen Popularität nichts anderes im Schilde führe, als sich mittelst derselben zum Diktator der Monarchie aufzuwerfen und den Allerchristlichsten König gleichsam unter seiner Vormundschaft nach eigenem Gutdünken zu leiten. „Die Häupter dieser fürchterlichen Kabale", sagt er, „sind die Prinzen von Condé, von Conti, Madame Adelaïde, welche nebst mehreren vornehmen Standespersonen den nicht weit aussehenden Herrn Comte d'Artois in ihre Schlinge gezogen und diesen Prinzen vorausgeschoben haben, um ihre schädlichen Insinuationen gegen oben erwähnten Finanz-Minister bei Ihren Majestäten auf eine unverdächtige Art anzubringen" [1]).

Soweit Mercy, der nicht unerwähnt läßt, daß die plötzlich erwachte Freigebigkeit und Popularität des Herzogs von Orléans bei seinem bekannten geizigen Charakter sich nicht anders als durch die versteckte Absicht erklären lasse, an der Spitze des Tiers eine dem König höchst nachtheilige Rolle zu spielen [2]). Der Zustand von Paris rechtfertigte diese Befürchtungen. Am 30. Juni befreite der Pöbel elf wegen Insubordination in das Gefängniß der Abbaye eingesperrte Soldaten, ohne daß die Wache haltenden Truppen sich dem ernstlich widersetzten. Diese Vorgänge veranlaßten die Verstärkung der Truppen durch Herbeiziehung von meist fremden und daher verlässigern Regi-

[1]) Wertheimer, Documents inédits relatifs à Marie-Antoinette. Revue historique, II, 1881, 327. Mercy an Kaunitz, 4. Juli 1789.

[2]) Ebendaselbst, Mercy an Kaunitz, 4. Juli 1789.

mentern in der Umgegend von Versailles und Paris unter dem Befehl des alten Marschalls von Broglie, dessen Sohn zur freisinnigen Minorität des Adels gehörte, während die Opposition zur Vertheidigung ihrer Sache auf den Vater, den Helden des siebenjährigen Kriegs, blickte.

In der Assemblée selbst regte sich während dieser Zeit zum letzten Mal, unter dem Eindruck des Sieges, ein versöhnlicher Geist. Am 27. Juni, zwei Tage vor dem Eintreffen der königlichen Schreiben, welche dem Adel und Klerus Vereinigung der Stände befahlen, hatte Mirabeau eine denkwürdige Rede gehalten. Ihr erfüllte die Besorgniß, den Unwillen der Hofpartei und die Aufregung des Volkes in blutige, nicht wieder gut zu machende Thaten sich verwandeln zu sehen, und deshalb schlug er zur Beschwichtigung der Gemüther ein Manifest an die Nation vor, das an Alles erinnern sollte, was durch den König, selbst noch an jenem 23. Juni, gewährt worden war und die Zuversicht aussprach, daß es fester Mäßigung gelingen werde, das begonnene Werk zu vollenden. Der spätere Entschluß des Königs vereitelte diesen Plan. Es war nicht der letzte im Sinn einer Verständigung. Am 9. Juli legte Mounier den ersten Ausschußbericht über die Constitution der Versammlung vor. In demselben sprach er mit allem Nachdruck aus, viel weniger wichtig sei es, neue Gesetze zu machen als der Ausführung der vorhandenen sich zu versichern. Man müsse im Auge behalten, daß die Franzosen kein neues, aus den Wäldern hervorgetretenes Volk, sondern eine Nation von fünfundzwanzig Millionen Menschen seien, die ihre innern Beziehungen befestigen, aber die Grundlagen der Monarchie nicht erschüttern wollten. Ihr sei unverbrüchliche Treue geschworen, der Kampf gelte nur ungesetzlicher Willkürherrschaft[1]).

Aber es fehlte, wie von Anfang an so auch jetzt, jedes Zusammenwirken mit dem leitenden Minister. Mounier bestätigt, daß

[1]) Larcy, Louis XVI. et les États généraux; Correspondant, Mai 1868, 522. Lavergne, Les Monarchiens de la Constituante. Revue des Deux-Mondes, 1842, 555—556.

auch er ihn nie sah und nur nach allgemeinen Voraussetzungen handeln konnte[1]). „Es gab Geheimnisse und Aftergeheimnisse", sagt Necker „und ich glaube, der König selbst wußte nicht Alles"[2]). Frau von Staël berichtet, Niemand habe ihren Vater über den wahren Grund der Zusammenziehung der Truppen offiziell informirt, aber fortwährend seien ihm Rathschläge und Mittheilungen von außen zugekommen, die ihm keinen Zweifel über das, was sich vorbereitete, lassen konnten. Er habe auch gewußt, daß davon die Rede war, ihn in die Bastille zu stecken, aber er sei geblieben, wie ein ausgesetzter Posten, der den Angreifer über die Bewegung des Gegners zu täuschen versucht. Jeden Tag sei er vom König mit der Ueberzeugung zu den Seinigen zurückgekehrt, den Befehl zu seiner Verhaftung vorzufinden[3]). Wieder bot er seine Entlassung an, wenn seine Dienste nicht mehr willkommen seien und fügte hinzu, er werde in diesem Falle Frankreich sofort und möglichst unbemerkt verlassen. „Ich nehme Sie beim Wort", bemerkte der König, „aber bleiben Sie"[4]). Inzwischen, am 7. Juli, war die Zahl der Truppen unter Broglie auf dreißigtausend angewachsen; weitere fünfzehntausend Mann wurden erwartet. Niemand zweifelte mehr, daß ein Staatsstreich beabsichtigt sei, als der Monarch selbst, der allen Gewaltmaßregeln widerstrebte. In diese Zeit fällt der Gedanke, den Herzog von Orléans als Generallieutenant des Reichs dem unfähigen König an die Seite zu geben. Mirabeau, der unerachtet späterer Dementi's seiner Freunde mit dem Projekt bis zu einem gewissen Grad einverstanden war, behandelte es gar nicht als Complott, sondern als eine Eventualität, welche die Umstände gebieten konnten; er besprach sie mit Männern ganz entgegengesetzter Richtung, mit den Royalisten Bergasse und Mounier,

[1]) Mounier, Recherches sur les causes qui ont empêché les Français de devenir libres, I, 240.

[2]) Necker, De la Révolution française, IX, 225.

[3]) Madame de Staël, Considérations, XII, 236—239.

[4]) Laboulaye, Cours de législation comparée, L'Assemblée constituante, Revue des Cours littéraires, Juin 1869, 459.

wie mit Target und Robespierre[1]). Necker galt ihm nur mehr „als eine Pygmée", und er wollte ihn für weitere Pläne nicht mehr in Betracht gezogen wissen. Eine feudale Reaktion aber sollte und mußte verhindert werden. Am 8. Juli sprach Mirabeau, eindringlich, großartig, und auch jetzt nicht ohne Mäßigung. Seine Rede wurde der Adresse zu Grunde gelegt, die vierundzwanzig Mitglieder der Assemblée am 11. Juli dem König mit dem Ansuchen überreichte, die Truppen zurückzuziehen. Ludwig XVI. erwiderte, er sei für die öffentliche Ruhe verantwortlich; sie verlange außerordentliche Vorsichtsmaßregeln und er verlange Vertrauen. Wenn die Assemblée beunruhigt sei, so möge sie mit seiner Einwilligung nach Noyons oder Soissons sich begeben. Er werde in diesem Fall nach Compiègne gehen, also mitten ins Lager.

Graf Crillon beschwichtigte die Unzufriedenen unter seinen Collegen mit dem Hinweis darauf, daß das Wort Ludwig's XVI. das eines ehrlichen Mannes sei; Mirabeau aber warnte vor Gefühlspolitik und drang vergebens auf Wiederholung der Bitte um Entfernung der Truppen. Da, um drei Uhr Nachmittags an jenem 11. Juli, überbrachte der Marineminister la Luzerne Necker ein Handbillet des Königs, das ihn an sein Versprechen erinnerte, nöthigenfalls das Land zu verlassen und ihn aufforderte, es schnell und geheim zu thun. Der entlassene Minister bemeisterte sich so vollständig, daß einige zu Tisch geladene Gäste, unter diesen sein Bruder, sein Vetter Huber, de Cicé, Erzbischof von Bordeaux und Frau von Staël selbst, von dem inzwischen Vorgefallenen nichts vermutheten. Nur bemerkte man, daß er der letzteren zuweilen liebevoll die Hand drückte[2]). Nach dem Diner machte er Madame Necker, die allein vom Geschehenen wußte, den Vorschlag, etwas frische Luft zu schöpfen, und bestieg mit ihr, als handle es sich um eine gewöhnliche Ausfahrt, den Wagen. Nach ein paar hundert Schritten, um halb sechs Uhr,

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI., II, 284—286.

[2]) Lord Auckland, Correspondence, I, 331. Brief von Huber, Paris, 14. Juli 1789.

ließ er den Weg zur ersten Post einschlagen und fragte dort seine Diener, ob sie ihn außer Land zu begleiten sich entschließen wollten. Hierauf reiste er ohne Aufenthalt, und ohne daß Madame Necker ihm gestattete, auf ihre schwache Gesundheit Rücksicht zu nehmen, bis Brüssel[1]). Die Befürchtung von Breteuil, seinem Nachfolger im Ministerium, Necker werde einen Aufstand zu seinen Gunsten in Paris provociren, es sei daher rathsam, ihn festnehmen zu lassen, wies der König zurück. Sie beruhte auf keinem geringern Irrthum als dieser ganze Staatsstreich überhaupt, dessen eigentliche Absichten nie vollständig aufgeklärt worden sind. Genug, daß man allgemein glaubte, es sei beschlossen gewesen Paris auszuhungern, eine Anzahl von Abgeordneten der Nationalversammlung gefangen zu nehmen, diese selbst aufzulösen und zum alten System zurückzukehren[2]).

Necker war trotz aller Warnungen auf diese Wendung nicht vorbereitet, „weil er sich dem öffentlichen Wohl in einem Augenblick, wo er das Reich vor Bankrott und Hungersnoth schützte, unentbehrlich glaubte[3]). Dem scharfsinnigen Morris dagegen war es nicht entgangen, daß Necker's Popularität schon lange nicht mehr seinen Verdiensten galt, sondern vornehmlich auf der Opposition der Hofpartei beruhte, daß, wie er sich ausdrückt, gerade der Versuch, ihn zu Fall zu bringen, seinen Sturz verhinderte[4]). Jetzt, als die Nachricht sich in Paris verbreitete, daß dieser Versuch gelungen war, entzündete sich die Begeisterung für ihn wie nie zuvor. Man trug Cocarden von grüner Farbe, weil es die seiner Livreen war und weil Camille Desmoulins das Blatt eines Baumes im Palais royal sich deswegen zuerst auf die Brust geheftet hatte, während er vor einer unabsehbaren Menschenmenge, die Verbannung Necker's „das

[1]) Necker, De la Révolution française, I, 226 u. ff. und De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même, VI, 97.

[2]) Jared Sparks, Gouverneur Morris, II, 78. Morris an Washington, 31. Juli 1789.

[3]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même, VI, 97.

[4]) Jared Sparks, Gouverneur Morris, II, 70.

Zeichen zur Bartholomäusnacht der Patrioten" nannte, und eine Pistole in der Hand die Bürger von Paris zu den Waffen rief. Die Theater wurden geschlossen; es ward Sturm geläutet und die mit Trauerflor bedeckten Büsten von Necker und des Herzogs von Orléans, den man fälschlich auch verbannt glaubte, wurden durch die Straßen geschleppt. Als Necker's Bruder sich anschickte, ihm zu folgen, ward er mit seinen Begleitern in der Rue de Clichy angehalten und zur Rückkehr gezwungen, denn wenn er gehe, riefen die Leute, werde Niemand mehr ihnen Nachricht von ihrem Vater geben können[1]). Frau von Staël war am 11. Juli Abends nach Paris zurückgekehrt. Erst am folgenden Morgen setzte sie ein Brief ihres Vaters von seiner Abreise in Kenntniß, aber ohne ihr zu sagen, wohin er gegangen sei. Ihr aber befahl er, sich aufs Land zurückzuziehen, um nicht der Gegenstand öffentlicher Demonstrationen in der Hauptstadt zu werden. Aber dazu war es bereits zu spät. Eine Deputation nach der andern begehrte Einlaß bei der jungen Frau und verlangte von ihr in den überschwänglichsten Ausdrücken die Rückkehr ihres Vaters. Endlich riß sie sich doch los und ging nach St. Ouen. Dort holte sie ein zweiter Kurier Necker's mit der Nachricht ein, daß ihre Eltern auf dem Weg nach Brüssel seien, und bereits am 13. Juli war sie mit Baron Staël auf den Weg zu ihnen. Nicht ohne Mühe gelang es ihr, sie in der fremden Stadt, unter einem fremden Namen und in einem unbekannten Gasthaus wiederzufinden, wo sie weinend dem Vater zu Füßen sank. Er trug noch dieselbe Kleidung, in welcher er Versailles verlassen hatte; ebenso ihre Mutter. Ohne Vorbereitungen zur Reise und selbst ohne Paß, hatten sie nur mit Mühe die Grenze erreicht. Necker benutzte den kurzen Aufenthalt in Brüssel um dem Bankhaus Hope in Amsterdam seine Bürgschaft von zwei, aus seinem Vermögen bei ihnen deponirten Millionen Livres für eine Getreidelieferung nach Paris zu er-

[1]) Lord Auckland, Correspondence, I, 335. Brief von Huber, Paris, 16. Juli 1789.

neuern, um in der Verproviantirung der Hauptstadt keine Stockung eintreten zu lassen. Hierauf setzte er mit Baron Staël seine Reise nach Basel fort, das er am 20. Juli erreichte[1]). Frau von Staël folgte in langsameren Tagereisen mit ihrer Mutter, und sah so zum ersten Mal das deutsche Rheinland. Ein am 16. Juli abgeschickter Kurier von La Fayette, mit der Nachricht von der Rückberufung ihres Vaters, verfehlte sie in Brüssel[2]); als jedoch die beiden Damen in Frankfurt eintrafen, fanden sie bereits königliche Kuriere aus Frankreich, mit offenen Briefen von Ludwig XVI. und der Assemblée, die Necker zum dritten Mal an die Spitze der Geschäfte beriefen[3]).

Einen Tag nach diesen Kurieren trafen auch sie in Basel ein, und dort erst erfuhren sie, was sich in der Zwischenzeit in Paris zugetragen hatte: den längst gefürchteten Abfall der Armee mit Ausnahme der wenigen Fremdregimenter, den Kampf zwischen diesen letzteren und den revolutionirten Gardes françaises, den Aufstand in Paris, die Plünderungen, die Bildung und Bewaffnung der Bürgergarde, mit einem Wort Alles, was schon am 13. Juli jeder Regierung ein Ende gemacht hatte. Dann die Thaten vom 14. Juli, die Einnahme der Bastille, die Ermordung von de Launay und Flesselles, die „bedingungslose Capitulation“[4]) des Königs vor der Assemblée, die hinreißende, von Lally Tollendal als Abgesandtem der Versammlung auf dem Stadthaus zu Paris gehaltene Rede zu Ehren Necker's, das Ende des Ministeriums Breteuil nach dreitägiger Dauer, die Vereitelung der Pläne zu Gunsten des Herzogs von Orléans

---

[1]) Madame de Staël, Du caractère de Monsieur Necker et de sa vie privée, XVII, 52. Necker an seinen Bruder Germany, Basel, 24. Juli 1789.

[2]) Lord Auckland, Correspondence, I, 336. Brief von Huber, Paris, 16. Juli 1789.

[3]) Madame de Staël, Du caractère de Monsieur Necker et de sa vie privée, XVII, 44—51 und Considérations, XII, 246.

[4]) Jefferson, Complete Works, I, 99. Lord Auckland, Correspondence, I, 328—333, als Augenzeugen.

durch das Erscheinen des Königs in der Hauptstadt und auf dem Stadthaus, um das Geschehene anzuerkennen „und eine Abbitte zu thun, wie nie zuvor ein Souverän sie geleistet, nie ein Volk sie empfangen hatte“ [1]). Auch Mirabeau sagte, als er von diesem Schritt des Königs hörte: „Derjenige, der ihm das gerathen hat, ist ein kühner Sterblicher; ohne diesen Schritt war Paris für ihn verloren. Zwei oder drei Tage später, und es war nicht mehr möglich für ihn, zurückzukehren“. Nicht weniger außerordentlich als die Nachrichten selbst, waren die Boten, die sie überbrachten. Am Abend des 15. Juli hatte die erste Emigration, die des Grafen von Artois, seiner Freunde Breteuil und Montesson, der Herzoginnen von Polignac, von Guiche, des Grafen Vaudreuil, des Abbé de Vermond, lauter Vertraute der Königin, begonnen. Necker's Berichterstatterin war die Herzogin von Polignac. Sie ließ ihn zu Basel in ihren Gasthof bitten, und, nachdem sie zu seinem Sturz beigetragen hatte, schilderte sie ihm die Ereignisse, welche die Folge davon gewesen waren, und denen sie nun selbst zum Opfer fiel. Frau von Staël erzählt, daß Necker, der nie an die Möglichkeit von Proskriptionen gedacht hatte, einiger Zeit bedurfte, um die Verkettung von Umständen, die ihn mit der Herzogin zusammenführten, zu begreifen. Dann trennten sich ihre Wege, um sich nicht wieder zu kreuzen. Die Freundin der Königin ging ins Heimathland derselben, nach Wien, wo Entsetzen über das Ende der unglücklichen Fürstin dieser Gefährtin ihrer frohen Tage ein frühes Grab bereitete. Necker aber entschloß sich, „an einen Hof zurückzukehren, dessen Launen er erfahren, eine leere Staatskasse und ein Volk, dessen Gunst vielleicht nicht weniger erschöpft war, wiederzufinden“. Noch von Basel aus, am 24. Juli, schrieb er seinem Bruder, Necker de Germany, es scheine ihm, als winke ein Abgrund ihm ent-

[1]) Jefferson, Complete Works, I, 101—102. Dumont, Souvenirs sur Mirabeau, 114—115.

gegen[1]). Vergebens versuchte Madame Necker, ihn zurückzuhalten. Ihre Tochter sagt nicht, in welche Wagschale ihr eigener Einfluß fiel, aber allen Anzeichen wie ihrer ganzen Natur nach konnte sie nicht anders, als die Rückkehr zur That befürworten.

An diesen kurzen Aufenthalt in der Schweiz knüpft sich die Erinnerung an eine Begegnung mit Lavater. Dieser brachte den Sommer 1789 in Basel bei seinem Freund Sarasin zum Gebrauch einer Kur zu, lernte Necker kennen und spricht in Briefen „von den sanften, himmlischen Zügen" seiner eigenthümlichen Physiognomie. Von seiner „geistreichen Tochter" erwähnt er nur, daß sie mit ihm über Physiognomik gesprochen habe[2]).

Die Reise der Frau von Staël von Basel nach Paris, an ihres Vaters Seite, glich einem Triumphzug; sie genoß ihn in vollen Zügen. Scharen jubelnder Menschen empfingen Necker in den Städten; auf den Landstraßen knieten die Weiber nieder, wenn sie seinen Wagen kommen sahen; die vornehmsten Bürger nahmen den Postillonsitz ein, um ihn zu führen; mehr als einmal geschah es, daß Leute die Pferde ausspannten, um seinen Wagen zu ziehen, so daß bei einer solchen Gelegenheit der spätere Marschall Junot im Gedränge fast das Leben verlor. Necker sprach häufig zum Volk, ermahnte zur Ruhe, zur Mäßigung, verschaffte bedrohten Persönlichkeiten Pässe, um ungehindert das Land verlassen zu können. Zehn Meilen von Paris begegnete er Besenval, den Commandanten der Schweizer Regimenter, die am 12. Juli in der Hauptstadt eingerückt waren, und die er hierauf nach dem Zusammenstoß mit den aufrührerischen „Soldaten der Nation" von Paris nach Versailles zurückführte,

---

[1]) Necker, De la Révolution française, IX, 237—240. Madame de Staël, Du caractère de Mr. Necker et de sa vie privée, XVII, 52.

[2]) Geßner, Leben von Lavater, III, 123. Lavater, Antworten auf Fragen und Briefe. Berlin 1790. 16—23.

ohne daß sie mit dem Volk paktirten. Der König hatte ihm gestattet, sich nach der Schweiz zurückzuziehen, aber unterwegs war er festgenommen worden, um der künftigen Pariser Municipalität auf Befehl der Wähler ausgeliefert zu werden. Die scheußlichen Morde von Foulon und Berthier am 22. Juli ließen sein Schicksal voraussehen. Necker versuchte vergebens, freies Geleit für ihn zu erhalten, und beschloß nun, in Paris Alles zu seiner Rettung aufzubieten. Vorerst begab er sich mit den Seinen am 29. Juli nach Versailles, wo der König ihn gnädig empfing und seines vollen Vertrauens versicherte, und dann in die Assemblée, um ihr seinen Dank auszusprechen[1]). Am folgenden Morgen eilte er nach Paris, wo Kopf an Kopf sich drängte, ihn zu sehen und zu begrüßen, und aufs Stadthaus, um dem Volk seine Opfer zu entreißen. „Ich warf mich auf die Knie nieder, ich demüthigte mich auf alle mögliche Weise", erzählt er selbst, „um Besenval zu retten"[2]).

In einer langen, rührenden Rede verlangte er Gnade, Amnestie; er machte in der Aufregung des Augenblicks die gefährlichsten Geständnisse, er sagte den siegreichen Häuptern der Empörung, daß die Regierung keine Macht mehr in Händen habe, daß das Heil des Staates in den ihrigen, in denen der Nationalversammlung liege. Er, der Minister, beschwor sie, den Proskriptionen, dem Blutvergießen ein Ende zu machen.

Die Rede, zuerst vor den hundertzwanzig Vertretern der Commune gehalten, wirkte so hinreißend, daß er sie im öffentlichen Sitzungssaal wiederholen mußte. Dort erwarteten ihn Fremde von Auszeichnung, Mitglieder der Nationalversammlung, seine Frau, seine Tochter. Unter lauten Beifallsbezeugungen und dem Ruf „Gnade, Amnestie" mußte er sich vom Balkon aus der jubelnden Menge zeigen, mit der Pariser Cocarde ge-

[1]) Madame de Staël, Du caractère de Monsieur Necker et de sa vie privée, XVII, 54 u. ff., zu vergleichen mit Droz, II, 389.

[2]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même, VI, 103. und Troisième Ministère de Mr. Necker, VII, 5.

schmückt, die vierzehn Tage früher der König auf seinen Hut gesteckt hatte. Clermont-Tonnerre, der anwesend war, redigirte, nachdem die Vertreter der Commune Besenval's Freigebung zugestanden hatten, Namens der Assemblée, deren Einwilligung man voraussetzte, eine Entschließung, durch welche die allgemeine Amnestie versprochen wurde. Necker fand sich als Retter des Staates gefeiert, und die Menge gerieth wie außer sich, als er ihr von Friede und Versöhnung sprach. Mehr vernahm Frau von Staël in jener Stunde nicht, denn von ihren Gefühlen überwältigt, sank sie bewußtlos zusammen.

Es war, schreibt die vierundzwanzigjährige Frau, der letzte vollständig glückliche Tag ihres Lebens und obwohl dasselbe noch in seiner Blüthe stand, fühlte sie, als sie wieder zu sich kam, daß sie die Grenze menschlichen Glückes berührt habe[1]).

Ein höchst merkwürdiger Brief von ihr an König Gustav, vom August 1789 datirt, gibt den unmittelbaren Eindruck des Necker'schen Hauses, sowohl in Bezug auf das Geschehene, als auf die nächste Zukunft wieder: „Sire", schreibt sie, „wird Eure Majestät nach so vielen schrecklichen, ruhmvollen und unglaublichen Ereignissen noch den Ausdruck meiner Huldigung wiedererkennen wollen. Ich frage mich, ob tausend Jahre seit einem Jahr, seit einem Monat verstrichen sind, und fände ich meinen glorreichen König nicht wieder, ich glaubte mich in eine andere Welt versetzt. Eure Majestät wird über Alles unterrichtet worden sein und ein Urtheil fällen, dem ich mich unbedingt unterwerfen würde, könnte Sie aus eigener Anschauung über das Geschehene sich Rechenschaft geben. Wer aber vermöchte, vom Schauplatz der Ereignisse entfernt, die kleinen Ursachen so großer Wirkungen zu unterscheiden, wer fühlte sich nicht versucht, für so furchtbare Begebenheiten andere als die wirklich vorhandenen Gründe geltend zu machen. Ich, die ich Alles mit

[1]) Madame de Staël, Considérations, XII, 258 und Du caractère de Monsieur Necker et de sa vie privée, XVII, 60.

angesehen und Denjenigen, der mir am theuersten war, während des Sturmes am Ruder wußte, kann über die wahre Ursache des Geschehenen nicht in Zweifel sein. Es ist mir erwiesen, daß es eine von den übermäßigen Forderungen des Adels unterstützte Hofkabale war, für die Versailles das Königreich darstellte und welche die populäre Macht zu vernichten glaubte, indem sie in Necker's Person ihren treuesten Vertheidiger traf. An ihrer Spitze stand der Graf von Artois, dem es gelang, im Geist des Königs seine Sache mit der des Adels zu identificiren. Umsonst lehrte das Beispiel Schwedens, wo Eurer Majestät nur vom ersten Stande Schwierigkeiten bereitet wurden, umsonst die Vernunft, daß des Königs Macht auf seine Popularität begründet werden mußte. Vergebens wiederholte mein Vater im Ministerrath, daß hinter den 600 Vertretern des Tiers kampfbereite Millionen ständen. Hochmüthig sah man auf Dinge herab, die weiser Erwägung bedurft hätten. Die Abreise meines Vaters, die Zusammenziehung der Truppen, die Ernennung eines verhaßten Ministeriums wirkten wie Donnerschläge bis an die Grenzen des Reichs. Ich schenke den überall verbreiteten Gerüchten über eine bestehende Verschwörung, das Bombardement von Paris und die Verhaftung der Deputirten keinen Glauben; wohl aber halte ich es für gewiß, daß man sich mit der Hoffnung trug, durch Auflösung der Generalstaaten dem König seine volle Autorität zurückzugeben und diesen zu überreden, daß Necker ihn täusche, wenn er ihm stets wiederhole, daß man es nicht mehr vermöge.

„Nicht sobald war die Verbannung meines Vaters bekannt geworden, als die Nation in Waffen stand, und ich bezweifle nicht, daß in jenem Augenblick nicht nur Fremde, sondern auch Franzosen sich für unheilvolle Pläne gewinnen ließen und die Unruhen ausnützten und förderten. Aber ohne die Fehler der Regierung und die Entlassung meines Vaters wäre ihnen das niemals gelungen. Eine Kabale, ein vereinzelter Aufstand lassen sich mittelst Geld und ausgestreuter Lügen hervorrufen; nie-

mals aber empört sich ein ganzes Reich ohne wahre, der Erkenntniß Aller zugängliche Gründe. Innerhalb der kurzen Frist von vierzehn Tagen war die Lage der Dinge vollständig verändert. Mein Vater, der Frankreich und den eigenen Ruhm geflohen hatte, wie Andere die Schande fliehen, kehrte als Opfer des Gemeinwohls, nicht als Ehrgeiziger zurück, um alle Regierungswerkzeuge zerstört oder in Unordnung gerathen, die rohe Gewalt wie in ursprünglichen Zeiten herrschend geworden, eine Nation mit uralter Vergangenheit statt in einem Verjüngungsproceß begriffen wie in zweite Kindheit gefallen, ein corrumpirtes Volk von Freiheit nach amerikanischem Muster träumend, diese Freiheit ohne vorhergehende Bildung des öffentlichen Geistes, mit einem Wort eine schreckenerregende Verwirrung der Begriffe, einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen den Charakteren und den sie umgebenden Verhältnissen zu finden. Abhülfe gegen das im Lauf eines einzigen Tags angerichtete Unheil ist nur von der Zeit zu erwarten. Alle Bemühungen meines Vaters müssen die Wiederaufrichtung der königlichen Autorität bezwecken. Sie verfügt nicht mehr über die Exekutive, wenn die Truppen ihr nicht gehorchen, und in diesem Fall ist auch das Land verloren. Hat eine Regierung einmal so lange bestanden, so besteht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie unentbehrlich ist, gerade wie die Probe eines Rechenexempels durch Umstürzen desselben geliefert wird. Niemals hat mein Vater daran gedacht, ihre Grundlagen zu erschüttern; er wünschte Verbesserungen, die ebenso nothwendig waren, als sie segensreich geworden wären. Indem König und Adel dieselben verweigerten, als es noch Zeit war, sie zu bewilligen, haben sie das Reich in Verwirrung gebracht. Mein Vater hat stets den König beschworen, freiwillig zu gewähren, was man zu geben ihn zwingen werde. Dem gegentheiligen System ist die herausfordernde Haltung des Volkes, die Unpopularität des Monarchen und der Großen zuzuschreiben, die der Vernunft Alles verweigerten, was sie der rohen Gewalt zugestanden. Sollte dieser Zustand dauern,

so ist es um Frankreich geschehen und seine Auflösung würde von entsetzlichen Folgen begleitet sein. Noch hoffe ich, daß meinem Vater seine Rettung gelingen werde. Täglich wird er Gutes fördern und Schlimmes verhüten, und die Zeit, die Alles beruhigt, wird die größten Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt finden. Sollte diese Erwartung getäuscht werden, dann freilich bliebe nur die Flucht. Constantinopel wäre in diesem Fall eine bessere Zufluchtstätte als dieses einer schrankenlosen Freiheit, also mit andern Worten dem Despotismus der Massen überantwortete Land.

„Wird Eure Majestät mir verzeihen, daß ich es wagte, von so weit mich überragenden Dingen zu reden und ihrer hohen Einsicht Ereignisse zu unterbreiten, mit welchen der ruhmreiche Name meines Vaters in Verbindung steht. Ist auch das Bild, das mir stets vor Augen schwebt, dazu angethan, gleichgültiger gegen weltliche Ehre und Auszeichnung zu machen, so erhöht es dafür die Ehrfurcht vor wahrer Größe, und in dem Maß als Despotismus und Anarchie die Menschen einander gleich machen, gewinnt ein Königthum an Werth, das regiert, ohne zu unterdrücken, und durch sein Beispiel den Bestand monarchischer Constitutionen sichert.

„Es bleibt mir die Erfüllung der Pflicht, Eurer Majestät über mein persönliches Verhalten Rechenschaft zu geben. Ich bin es, die Herrn von Staël zu zehntägiger Abwesenheit vermocht hat, um meinen Vater in einem Augenblick zu begleiten, wo nicht nur seine Freiheit, sondern auch sein Leben bedroht waren, denn der Zorn seiner Feinde wuchs im Verhältniß zu den Huldigungen, die ihm entgegengebracht wurden. Ohne jede Besorgniß unterbreite ich diesen Schritt der nachträglichen Genehmigung Eurer Majestät, deren Gnade ich meinen Gatten und mich mit der Versicherung empfehle, daß Alles, was Baron Staël vermag, im Interesse des königlichen Dienstes aufgeboten werden soll."

Als die Stunden der Exaltation vorüber waren, ließ sich

erst die Umwandlung ermessen, die kurze drei Wochen in der Geschichte Frankreichs bewirkt hatten und deren niederschlagende Wirkung Frau von Staël ihrem königlichen Correspondenten nicht verschwieg. Auf dem Lande wüthete die Bevölkerung mit Feuer und Schwert gegen den Besitz; in den Städten herrschte die Anarchie. Die Macht, die man dem König entrissen hatte, war nicht in die Hände der Assemblée gelangt: „es war keine Revolution, sondern eine Dissolution, nicht der Sturz einer Regierung und das Emporkommen einer andern, sondern der Beginn des Despotismus der Massen unter dem Einfluß der Furcht, der Leichtgläubigkeit und des Elends“ [1]).

Fast Niemand zahlte mehr Steuern, die ganze Regierungsmaschine stand still. Die Beamten waren meist flüchtig, die Archive zerstört. „Die demokratischen Deklamationen, welche auf der Rednerbühne Beifall sicherten“, schreibt Frau von Staël, „verwandelten sich in den Provinzen in ebenso viele Verbrechen. Den Epigrammen der Redner der Constituante zu Ehren brannten die Schlösser und mit Phrasen schlug man das Königreich in Trümmer“ [2]).

Als Necker am 7. August der Nationalversammlung den Plan einer Anleihe entwickelte, fragte er, ob es möglich gewesen sei, die unerhörte Revolution vorauszusehen, die in wenigen Wochen sich vollzogen habe? Das Uebel sei zu solchen Dimensionen angewachsen, daß leider Niemand es sich mehr verhehlen könne; vom centralen Standpunkt der Minister des Königs aus gesehen sei das Bild ein wahrhaft fürchterliches. Seine Schilderung des vorhandenen Uebels ließ an Klarheit nichts zu wünschen, aber der Versuch einzugreifen wurde von Necker gar nicht mehr gemacht. Seine Pflicht, erklärte er, bestehe darin, vor dem Willen der Versammlung sich zu beugen und dem König durch die Popularität zu dienen, über die er noch verfüge. Wie er

[1]) Taine, Origines, etc. La Révolution, I, 51.
[2]) Madame de Staël, Considérations, XII, 270.

die Pariſer Municipalität kniefällig um das Leben von Beſenval gebeten hatte, ſo beſchwor er jetzt die Vertreter der Nation, den Staat zu retten[1]). Das dritte Miniſterium Necker hat in der ferneren Geſchichte der Revolution nur mehr eine paſſive Bedeutung; der kurze Triumph auf dem Pariſer Stadthaus überdauerte den Abend nicht, denn dieſer Abend ſchon ſah die Revanche von Mirabeau.

Kurz nach dem 14. Juli hatte er durch ſeinen Freund de la Marck der Königin ſeine Dienſte anbieten laſſen und die Antwort erhalten, der König werde hoffentlich nie unglücklich genug ſein, zu einem ſolchen Auskunftsmittel ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen[2]). Da gewann die Leidenſchaft bei ihm die Oberhand und weil ſich nicht mit den Mächten des Tags regieren ließ, wandte er ſich gegen ſie. Sein erſter Gedanke war der geweſen, ſich ſtatt Bailly zum Maire von Paris ernennen zu laſſen[3]). Als er von der Freigebung von Beſenval hörte, eilte er nach der Hauptſtadt und erregte die öffentliche Meinung dort gegen die Beſchlüſſe des Stadthauſes. Unter ſeinem Einfluß erklärte die bereits terroriſirte Nationalverſammlung, Beſenval dürfe dem Geſetz nicht entzogen werden. Mirabeau's Organ in der Preſſe, die ſogenannten „Briefe an ſeine Auftraggeber", ſagten jetzt offen, das Volk habe Gerechtigkeit geübt, das Maß ſei voll geweſen; die Strafe eines Veziers möge zur heilſamen Lehre für alle andern werden. Er ſelbſt ſagte auf der Tribüne, von den Morden des 22. Juli ſprechend, man dürfe ſich nicht vom Schickſal Einzelner rühren laſſen; nur um dieſen Preis ſei man wahrhaft ein Bürger[4]).

Daß Beſenval's Leben überhaupt gerettet werden konnte, blieb der einzige Gewinn des Tags, von dem Necker gehofft

[1]) Necker, Troisième Ministère, VII, 13 und De la Révolution française, IX, 240.

[2]) Droz, Histoire de Louis XVI., II, 368.

[3]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 94—95.

[4]) Droz, Histoire de Louis XVI., II, 369. Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 99.

hatte, er werde der erste des wiedergewonnenen Friedens sein, und welcher nur der letzte seiner Popularität war[1]).

Für den künftigen politischen Standpunkt von Frau von Staël wurde die Art des Einflusses entscheidend, den, während ihrer kurzen Abwesenheit von Paris, die Ereignisse der letzten Wochen auf die Gesinnung ihrer Freunde ausgeübt hatten.

Lally Tollendal war der erste unter diesen, der am 20. Juli, durch den Vorschlag einer Proklamation an die Franzosen, der Anarchie Einhalt zu gebieten versuchte. Am 27. Juli entwarf Mounier der Versammlung das Constitutionsprojekt des Verfassungscomités, das, mit dem Zweikammersystem als Basis, die Herstellung der gemäßigten Monarchie bezweckte. Er, Malouet, dann Crillon, Bischof von Chartres, der junge Mathieu de Montmorency, Toulongeon, ein freisinniger, mit La Fayette innig befreundeter Edelmann und späterer Historiker der Revolution, dessen unparteiisches Werk Frau von Staël vielfach benutzt hat[2]), theilten alle mit Lally die Ueberzeugung, daß die Nationalversammlung für Verbrechen, die sie nicht zu bestrafen wisse, mit verantwortlich sei. Aber neuauftauchende Persönlichkeiten, wie Buzot, der künftige Girondist, und Maximilien Robespierre, dessen Namen bei diesem Anlaß zum ersten Mal genannt wurde, dachten anders. Sie sprachen von den Verschwörungen gegen das Volk, nicht von seinen wilden Ausschreitungen, nannten die Pariser „weil sie vom Rechte der Natur Gebrauch gemacht hatten", heroisch, und setzten durch, daß so viel als nichts geschah. Es galt vor Allem, die Panik zu unterhalten. Mirabeau und Bailly nennen den Betrag der Summen, welche an die Ruhestörer in der Hauptstadt ausbezahlt wurden[3]).

Die Beredsamkeit von Lally und seiner Freunde, um die Bestrafung der Mörder zu erwirken, scheiterte zuletzt an der

---

[1]) Ferrières, Mémoires, I, 178.

[2]) Madame de Staël, Considérations, XIII, 102.

[3]) Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 65, Note. Droz, Histoire de Louis XVI., II, 357 u. ff.

zweideutigen Haltung des Abgeordneten der Provence. Die vorgeschlagene Proklamation wurde eine nichtssagende Aufforderung zu Friede und Eintracht, und es blieb von der langen Debatte nur die unauslöschliche Erinnerung an das Wort von Barnave nach dem Mord von Foulon, der dem Ruf nach Gerechtigkeit mit der berüchtigten Frage entgegnet hatte, „ob denn das vergossene Blut so rein gewesen sei?"

Während die genannten Freunde der Frau von Staël sich des Eindrucks nicht erwehren konnten, daß der Boden bereits unter ihren Füßen wanke, fand sie einen Andern aus dem ihr zunächst stehenden Kreise durch dieselben Ereignisse auf den Schild gehoben.

Seit dem 15. Juli war La Fayette Commandant der Bürgergarde, die nunmehr Nationalgarde genannt wurde.

Der zuerst von Sieyès angeregte Gedanke, der sie ins Leben rief, erhielt seine Ausführung nach Baron Staël von Necker selbst, der in den Tagen, wo er auf Entfernung der Truppen des Herzogs von Broglie drang, dem König eine solche Institution als Schutzwehr gegen die wachsende Unordnung und mit dem Vorbehalt, daß die Offiziere durch ihn ernannt würden, empfahl [1]). Nach dem 14. Juli war es dann der längst allen revolutionären Doktrinen gewonnene Parlamentarier Duport, der die Bewaffnung des Volkes in ganz Frankreich mit einer merkwürdigen Gewandtheit und Energie organisirte, „so daß plötzlich die regulären Truppen im ganzen Land sich wie gefangen von einer Armee von drei bis vier Millionen bewaffneter Menschen, meist brod- und arbeitslose Proletarier, umgeben sahen, die einzig und allein von den municipalen Autoritäten abhingen, während der König seit dem 14. Juli über keine militärische Macht mehr verfügte" [2]). Wenn somit der Gedanke der Nationalgarde nicht

[1]) Léouzon-Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, 121, No. 127.

[2]) Necker, De la Révolution française, 377. Madame de Staël, Considérations, XII, 325.

auf La Fayette zurückzuführen ist, so bleiben ihm andere Verdienste ungeschmälert. Er ist der Erfinder der Trikolore, die er aus den Farben der Stadt Paris, zu welcher er das königliche Weiß fügte, zusammensetzte[1]), und von welcher er bekanntlich verkündete, sie werde den Weg um die Welt zurücklegen. Necker mußte ihn durch Bitten und Vorstellungen daran verhindern, die Initiative dazu durch Anstiftung von revolutionären Bewegungen in Irland und Holland zu ergreifen. Die Freiheitsmütze auf dem Säbelknauf der Nationalgarde verdankte man ihm, und mit der Einbürgerung der Erklärung der Menschenrechte ist er wie kein Anderer identificirt. Sein erster Versuch, sie durchzusetzen, ist vom 11. Juli 1789 und ließe sich mit dem Gedanken vergleichen, die grünen Reiser, die den glücklich aufgerichteten Giebel einer neuen Behausung schmücken, in den Schutt und Staub niedergerissener Grundmauern zu pflanzen. Ob La Fayette während der ganzen Zeit seines Oberbefehls über die Nationalgarde jemals in der Lage gewesen ist, einen andern, als ihren eigenen Willen über sie geltend zu machen, die Prüfung dieser Frage fällt leider nicht ins Bereich der vorliegenden Studie. Als Frau von Staël ihn in dieser seiner neuen Würde wiederfand, hatte er bereits, acht Tage nach Antritt derselben, seine Entlassung angeboten, am 23. Juli nämlich, nach der Hinschlachtung von Foulon und Berthier. Aber schon am selben Abend hatte er sie, ohne irgend eine Sicherheit für Bestrafung der Mörder erlangt zu haben, wieder zurückgenommen, ein Vorgang, der seitdem noch viele derartige Scenen begleiten sollte, ohne daß La Fayette vor der Hand aufhörte, die populäre Heldenfigur des Tages zu bleiben. In dem ihm gewidmeten Kapitel der Considérations übt diese Popularität ihren Einfluß auch über Frau von Staël. Er galt ihr als der echte Republikaner, und weil er die Standesinteressen

[1]) La Fayette, Mémoires, II, 267, Note, IV, 82. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 71.

[illegible] war, glaubte sie [illegible] Freundschaft auch über [illegible] Berechnungen der [illegible] nicht sehen, daß [illegible] Preisgebung eines Vor- [illegible] ist.

[illegible] um Gehör zu [illegible] la Fayette geltend gemacht [illegible] „Mein Herr, das ist kein [illegible] von Mund zu [illegible] Die in spielen- [illegible] In den Pariser [illegible] Stücke durch lär- [illegible] daß jemals gegen [illegible] eingeschritten worden [illegible] während einer Aufführung [illegible] in alle Logen, [illegible] Eines dieser Projek- [illegible] la Fayette mit einem [illegible] Hand. Die erste, ihr [illegible] gehören[1]. Der [illegible] der Nationalgarde [illegible] Seine Theorie ist [illegible] diese große Dekla- [illegible] Karl X. bezeich- [illegible] Menschen, die [illegible] der ihn persönlich [illegible] la Fayette die Richtigkeit [illegible] er unerträg- [illegible] von der Stelle [illegible] mißbrauchte

[illegible]

Wort bewährt »que l'homme de bien est extrèmement peu e chose«[1]).

Ueber seine unglaublich zu nennende politische Kurzsichtigkeit richt kein lauteres Zeugniß als sein eigenes: „Mein Glaubens-kenntniß vom 11. Juli 1789", schreibt er, „war zugleich ein anifest und ein Ultimatum .... es erschien drei Tage vor r großen, nationalen Erhebung, der letzten, die nothwendig ar, und der letzten, die ich gewollt habe"[2]).

Die Insurrektionen aber, die er nicht wollte, den 6. Oktober 789, den 18. April 1791, führte er selbst oder ließ sie geschehen, eil es zuerst die Macht, dann die Popularität gekostet hätte, sich nen zu widersetzen, und weil die Popularität ihm mehr galt s das Leben. Inmitten des revolutionären Sturmes fand er timmung, „der köstlichen Empfindung des Lächelns der Menge" h hinzugeben und sich zu beglückwünschen, daß er die Volks-mst, „ohne die er nicht leben könne", besitze. Die abstrakte acht, die öffentliche Meinung, der Necker huldigte, hatte für i Fayette Gestalt angenommen und war in die Straße hinab-stiegen. Er glaubte sie zu führen, wenn er ihr, geschmückt mit r trikoloren Schärpe, voranritt.

Washington warnte ihn vergebens „vor der ungewöhnlichen mpfindlichkeit für Alles, was seinen Ruf betreffe"[3]); Jefferson ückte sich derber aus und bezeichnet als seine schwache Seite i canine appetite for fame«[4]). Mirabeau wiederholte das ort des Herzogs von Choiseul, der La Fayette nach seiner ückkehr aus Amerika spottend „Gilles-César" genannt hatte[5]). Sollten Sie aufgehört haben, der Helfershelfer der Revolution

---

[1]) Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution, I, 201.

[2]) La Fayette, Mémoires, III, 219, Lettre à Mr. d'Hennings, Witt-old, 15 Janvier 1799.

[3]) Thureau-Dangin, Le parti libéral sous la Restauration, 46.

[4]) Jefferson, Complete Works, II, 106.

[5]) Thureau-Dangin, Le parti libéral sous la Restauration, 47. ote.

zu sein, so sind Sie doch ihr Höfling geblieben", schrieb ihm Mounier nach dem 6. Oktober[1]). Dafür besaß er das unbestrittene Verdienst eines fleckenlosen Privatlebens, das die hingebende, bewundernde Liebe seiner Frau, aus dem Hause Noailles, verklärt hat. Ihr war es vorbehalten, ihm heroische Beweise dieser Neigung zu geben.

Frau von Staël, die dem Cultus für den Charakter von La Fayette immer treu geblieben ist, ließ sich in den Tagen, wo ihr noch die Romantik der Jugend manchen späterhin aufgegebenen Glauben vergoldete, doch gleichzeitig auch von den außerordentlichen Geistesgaben eines Mannes gewinnen, der nur im Gegensatz zu La Fayette gedacht werden kann. Statt wie dieser vom Optimismus sich hinreißen zu lassen, der Napoleon zum Ausruf veranlaßte: »La Fayette est un niais«, legte Charles Maurice von Talleyrand-Périgord, seit Januar 1789 Bischof von Autun, frühzeitig Nachdruck auf Mäßigung, Ruhe und Nüchternheit des Urtheils, auf unerschütterlichen Gleichmuth und die Vollendung vernünftiger Lebensanschauung, der ein zuweilen an Genie streifender Scharfblick zur Seite ging. Man erzählt, daß er als ganz junger Mann, bei einem Anlaß, wo jedem Andern der Ausruf überraschten Erstaunens entschlüpft wäre, einer Dame, die noch in späteren Jahren sich daran erinnerte, lächelnd mit „Oh!" entgegnete. Die Kleinigkeit ist schon wie der erste Ansatz zur berühmten Aeußerung nach einem jener furchtbaren Auftritte mit Napoleon: »Quel dommage qu'un aussi grand homme soit aussi mal élevé«. Talleyrand erstaunte über nichts; er ersparte sich und Andern den Ausdruck einer sittlichen Empörung, die er nicht empfand, blieb zu einer Zeit, wo fast Jedermann den Kopf verlor, ein kühl gesammelter Beobachter, der unbeirrt sein Ziel im Auge behielt und darauf zuschritt, auf krummen Wegen, wenn es nicht anders sein konnte, durch Intrigue, Gefahr und Complotte, wenn es sein mußte, durch keine moralischen

[1]) Condorcet, Mémoires, II, 329.

Bedenken aufgehalten, aber auch niemals durch kleinliche Eitelkeit verleitet oder durch leichte Erfolge getäuscht. Es ist ungerechtfertigt, wenn sein unerbittlicher Richter, Sainte-Beuve, sich gegen die gewohnte Vorsicht zur Aeußerung hinreißen läßt, auf dem Andenken von Talleyrand laste der Verdacht der Theilnahme am Tod von Mirabeau. Genug ist es, ihn dreizehn Jahre später mit der Mitwissenschaft am Mord des Herzogs von Enghien belasten zu müssen [1]), des Dichterwortes eingedenk: »Ainsi que la vertu, le crime a ses degrés.«

Talleyrand wußte von der Anschuldigung. Er hat sie auf seine Weise abgelehnt: „Bedurfte jemals ein geschickter, kluger Mensch des Verbrechens?" sagt er. „Das ist das Auskunftsmittel politischer Thoren. Das Verbrechen gleicht der Brandung. Sie kehrt wieder und überfluthet. Ich hatte Schwächen, Einige sagen, auch Laster; ‚mais des crimes? Fi donc'" [2]).

Der Schatten des Verbrechens ruht aber dennoch auf dem spätern Talleyrand, dem des Consulats und des Kaiserreichs. Im Jahr 1789 war er nicht bei diesem Punkte angelangt. Aber er arbeitete bereits im Großen, kümmerte sich nicht um die Menge, imponirte den Mächten des Tages und sorgte vor Allem dafür, sie zu überdauern. Auch ihm galten die Menschen als Schachfiguren, aber um wie viel besser wußte er sie in Bewegung zu setzen als sein College Sieyès, dem sie nur leblose Formeln darstellten. La Fayette war in der großen Welt linkisch, steif; ihm war nur wohl in den Clubs, „wo er die Ideen Anderer aufgreifen konnte" [3]), oder den Degen in der Hand, an der Spitze seines Volks in Waffen. Talleyrand dagegen konnte unwiderstehlich liebenswürdig sein, weil im täglichen Verkehr von gutmüthiger Gelassenheit und in der Kunst geübt, nicht nur den Frauen, sondern auch den Männern zu gefallen. Im

[1]) Sainte-Beuve, Talleyrand, Nouveaux Lundis, XII, 12. Meneval, Souvenirs, III, 85.

[2]) Lamartine bei Marcellus, Châteaubriand et son temps, 145.

[3]) Rivarol, Galerie des États-généraux, Philarète (La Fayette).

geſelligen Verkehr von Niemandem übertroffen, machte er fünfunddreißigjährig auf Rivarol den Eindruck, daß ihm Alles erreichbar ſei[1]). Als Verfaſſer der Cahiers ſeiner Diöceſe war er einer der Wenigen, die nur praktiſch-mögliche Vorſchläge brachten und der beliebten Träumereien einer nahen goldenen Zeit mit keinem Wort gedachten[2]). Mit Necker ſchon lange befreundet, gehörte er zum intimſten Kreis des ſchwediſchen Geſandtſchaftshôtels, während Beziehungen anderer Art ihn mit der Gräfin Buffon, dann mit der Gräfin Flahault verbanden. In der Aſſemblée zählte er unter dem Klerus zu den entſchloſſenſten Anhängern des Tiers. Sie erkannte es an, indem ſie ihn mit Mounier, Cicé, Lally, Clermont-Tonnerre, Chapelier, Bergaſſe und Sieyès am 14. Juli in das Comité zur Vorbereitung der Conſtitution wählte. Als die wichtige Frage zur Entſcheidung kam, ob die Aufträge der Wähler nach den inzwiſchen eingetretenen Ereigniſſen noch bindend für ihre Delegirten ſeien, hielt der Biſchof von Autun ſeine erſte Rede zu Gunſten völliger Freiheit des Handelns für ſich und ſeine Collegen. Was in Bezug darauf beſchloſſen wurde, entſchied nichts geringeres als den künftigen Gang der Revolution. Denn die Mandate von 1789, die ſogenannten Cahiers, bedurften inſofern einer Aenderung, als diejenigen des Klerus und des Adels, die ihre Abgeordneten in den meiſten Fällen zur Abſtimmung nach Ständen verpflichteten, nunmehr gegenſtandslos geworden waren. Dagegen bezweckten faſt alle Cahiers ohne Ausnahme, nicht Schwächung oder gar Vernichtung der Monarchie, ſondern ihre Reform. Gemäßigte, wie Malouet, empfahlen daher Reviſion der Mandate, inſofern eine ſolche zur Sicherung des Beſtandes der Generalſtaaten nothwendig war. Ihre Aufhebung aber erſchien ihnen ſchon gleichbedeutend mit Einführung der Willkürherrſchaft[3]). Aber nicht der Antrag von Malouet, ſondern jener von Talley-

[1]) Rivarol, Galerie des États-généraux, Amène (Talleyrand).
[2]) Sir Henry Lytton Bulwer, Talleyrand, Tauchnitz Edition, 24.
[3]) Malouet, Mémoires, I, 299.

rand drang durch, und die von den erhaltenen Aufträgen nunmehr völlig emancipirte Conſtituante conſtruirte die Republik.

Die Rolle der Freunde von Frau von Staël am 4. Auguſt war durch das Vorhergehende im Voraus beſtimmt. Den erſten Anſtoß zu den Vorgängen jener denkwürdigen Nacht gab Richelieu's Erbe, der Herzog von Aiguillon, im bretoniſchen Club, wo er Ablöſung der Feudalrechte vorſchlug. In der Verſammlung ſelbſt war es der Vicomte de Noailles, Schwager von La Fayette, der den dreifachen Antrag auf gleiche Steuervertheilung, Ablöſung aller pekuniären Rechte und Abſchaffung der Leibeigenſchaft ſtellte, und damit die feierliche Sanktion von Adel und Klerus zur Vernichtung des Feudalſyſtems forderte. Ueber dieſes beſtbekannte Ereigniß der Revolution ſchweigen die Conſidérations, aber darüber beſteht kein Zweifel, daß Frau von Staël den opferfreudigen Enthuſiasmus theilte, welcher in dieſer Nacht, ohne Ueberlegung und ohne Unterſcheidung, nicht nur was thatſächlich ſchon verloren war oder überhaupt nicht fortzubeſtehen verdiente, ſondern auch wohlbegründete Beſitzrechte für ungewiſſe Entſchädigungen preisgab. Der Oekonomiſt Dupont de Nemours, einſt Turgot's Sekretär, war der einzige, der, ſtaatsmänniſche Gedanken feſthaltend, vor Neuerungen von unbeſtimmter Tragweite warnte, Aufrechhaltung der Geſetze und Wiederherſtellung der Ordnung empfahl. Dem „elektriſchen Strom", der Alles ergriffen zu haben ſchien, widerſtanden ſonſt, man weiß es, nur zwei unter den hervorragenden Mitgliedern der Nationalverſammlung. Sieyès, von Lanjuinais unterſtützt, wollte den Zehnt der Geiſtlichkeit nicht unterdrückt, ſondern abgelöſt wiſſen und fand auf der Tribüne, unter dem Eindruck dieſes offenen Angriffs auf den Beſitz das berühmte Wort: „Sie wollen frei werden und wiſſen nicht, gerecht zu ſein". Mirabeau ſeinerſeits, der ſeinem Collegen zwar bemerkte, nachdem er den Stier losgebunden habe, ſolle er ſich nicht wundern, wenn dieſer mit den Hörnern ſtoße, hatte, von dem was ſich vorbereitete, rechtzeitig in Kenntniß geſetzt, der Sitzung vom 4. Auguſt gar nicht

beigewohnt. Das letzte Ziel derselben, Begründung der Gleichheit durch Aufhebung aller Standesunterschiede, vereitelte er vorläufig noch dadurch, daß er den Vorschlag, die Ehrenrechte des Adels abzuschaffen, verwarf.

Die nächste Aufgabe, Pacificirung des außer Rand und Band gerathenen Landes, „wo die Gesetze ohne Kraft, die Richter ohne Autorität, die Gerechtigkeit ein bloßes Phantom geworden war“ [1]), gelang so wenig, daß Necker die Debatte über die Beschlüsse vom 4. August unterbrechen mußte, um der Assemblée zum ersten Mal persönlich über die Lage zu berichten. Seiner eigenen Meinung nach war, wie er es ausdrückt, das Noviziat der Selbstlosigkeit durch vollständige Nichtbeachtung des öffentlichen Wohles eingeleitet worden, und das Aufgeben so vieler Rechte, nicht nur von Ständen, sondern auch von Provinzen, Städten und Corporationen, ohne bestimmt festgesetzte Indemnitäten das Werk unheilbringender Uebereilung gewesen [2]). In der Oeffentlichkeit aber sprach er nur von der Stockung aller Geschäfte, den Steuerverweigerungen und Rückständen, der Leere des Schatzes und der Nothwendigkeit einer Anleihe von dreißig Millionen, um die dringendsten Ausgaben während der zwei Monate zu bestreiten, die Necker, wie so Viele mit ihm, als zum Abschluß der Arbeiten der Versammlung genügend erachtete. Während der Debatte über diesen Vorschlag fiel zum ersten Mal, vom Marquis de Lacoste und Alexandre de Lameth in Anregung gebracht, die Drohung, daß die Kirchengüter, als der Nation gehörend, zur Befriedigung der Staatsgläubiger verwendet werden sollten. Necker's Anleihe aber schlug in Folge der Zinsreduktion durch die Assemblée vollständig fehl. Er wurde darüber krank, weil er nicht nur „seinen Frieden und seine Gesundheit, sondern auch seinen Ruf compromittirt, das Vertrauen verloren, den Credit des Landes ruinirt“

[1]) Bericht des Comité des rapports an die Assemblée, vom 13. August 1789.

[2]) Necker, De la Révolution française, IX, 267 und Troisième Ministère, VII, 68.

sah, in dem kein Tag mehr ohne Unordnungen und strafloſe Empörung gegen das Geſetz verlief[1]). Dieſes verhängnißvolle Reſultat ihres Eingreifens in die Finanzverwaltung bewog die Aſſemblée bald darauf, ohne weitere Schwierigkeiten eine Anleihe, diesmal von 80 Millionen, zu bewilligen, um ſich hierauf ungeſtört von der Proſa der Geſchäfte den Abſtraktionen zuwenden zu können.

Vor der Conſtitution entwarf ſie, nach Rivarol als »préface inutile d'un livre nécessaire«, die Erklärung der Menſchenrechte, nach dem Muſter derjenigen, die Jefferſon 1776 der Unabhängigkeitserklärung auf dem Congreß zu Philadelphia vorangeſchickt hatte, und die er für den ſklavenhaltenden Staat Virginien bei Feſtſtellung ſeiner Verfaſſung ausführlicher wiederholte, ſo daß, nach der Bemerkung eines deutſchen Hiſtorikers, vor der Definition ſeiner Rechte eine Definition des Menſchen ſelbſt nothwendig geweſen wäre[2]). Jefferſon hatte die Grundzüge derſelben, inſofern ſie nicht allgemeine menſchliche Wahrheiten ausſprachen, von Locke und ſeinem Schüler Jean Jacques Rouſſeau entlehnt. So kehrte unter fremder Etiquette der Fundamentalſatz des Socialcontrakts, die Lehre von der Souveränetät des Volks, wieder in ihre Heimath zurück. La Fayette überließ keinem Andern die Ehre der Initiative zur Verkündigung der Menſchenrechte, die er nicht nur ſeinen Landsleuten, ſondern dem ganzen Geſchlecht entgegenzubringen gedachte. „Wir wollen", ſagt ſein Freund Duport, „eine Erklärung der Rechte für alle Menſchen, alle Zeiten, alle Länder, der geſammten Menſchheit zum Vorbild". Darauf hat bekanntlich Mallet du Pan auf die Vorſchrift der Nächſtenliebe im Evangelium verwieſen und Gneiſenau, die Mäßigung anrufend, erwidert: „begeiſtre Du das menſchliche Geſchlecht für ſeine Pflicht zuerſt, dann für ſein Recht!" Wogegen ſelbſt Talleyrand diesmal ſeinen Tribut an die Phraſe zahlte und die Menſchenrechte „das Geſetz des Geſetzgebers" nannte[3]).

[1]) Necker, Troisième Ministère, VII, 39.

[2]) Bernhardi, Geſchichte Rußlands, II[1], 175.

[3]) Lanfrey, Essai sur la Révolution française, 159.

Solchen Ansprüchen genügte die noch immer auf ganz realen Grundlagen fußende Definition der Rechte des amerikanischen Staatsbürgers selbstverständlich nicht. Während es dort wie in England historisch begründete Freiheiten gegen die Uebergriffe der Autorität zu sichern galt, verlor man sich in Frankreich in allgemeine Sätze und hätte sich herabzuwürdigen geglaubt, wenn man bei Construirung der Zukunft die Vergangenheit mit zu Rath gezogen hätte. Nach angelsächsischer Auffassung sollte das Mandat der Regierung beschränkt, nach französischer Auslegung gegen die Regierung selbst, wie gegen eine feindselige, usurpatorische Macht, bis zur Vernichtung aller gesetzlichen Autorität vorgegangen werden. Die Vorliebe für die Theorie war ein so hervorragender Zug der Zeit, daß nicht weniger als dreißig Projekte dem ersten Entwurf von La Fayette folgten[1]). Zwei derselben verlassen die vorgezeichneten Wege. Die auf metaphysischen Abstraktionen beruhende Erklärung von Sieyès unterscheidet doch zwischen den bürgerlichen Rechten, auf welche Alle die gleichen Ansprüche haben, und den politischen Rechten, die zugleich Pflichten sind, und nur von Denjenigen ausgeübt werden sollen, die mit für den Unterhalt des Ganzen Sorge tragen. Der Antrag von Grégoire verlangte, mit der Erklärung der Rechte, auch eine Definition der Pflichten des Staatsbürgers an der Spitze der Verfassung. Aber beide Vorschläge, der von Sieyès und der von Grégoire, wurden abgelehnt und während Wochen glich die Versammlung einer über philosophische Probleme debattirenden Akademie. Dumont unter Andern, der als Augenzeuge spricht, erwähnt dieser Diskussionen als „einer Zeit tödtlicher Langeweile, leerer Wortfechtereien, metaphysischen Plunders und seichten, endlosen Geschwätzes“[2]). Auch bei Frau von Staël spricht der unmittelbare Eindruck des

[1]) Laboulaye, Cours de législation comparée. Revue des cours littéraires, 1869, 567.

[2]) Lanzac de Laborie, J. J. Mounier, 133—134. Dumont, Souvenirs, 115 u. ff.

Erlebten, wenn sie schreibt, daß es besser gewesen wäre, statt gefährlichen Sophismen das Feld einzuräumen, sich auf das zu beschränken, was nicht bestritten werden konnte. „Als die Menschenrechte vor die Constituante gebracht wurden", heißt es in den Considérations, „mitten unter diese jungen Leute, von welchen so manche Tags vorher noch Höflinge gewesen waren, brachten sie, Einer nach dem Andern, philosophische Phrasen auf die Tribüne und gefielen sich in kleinlichen Unterscheidungen über den Inhalt von Gemeinplätzen, deren Richtigkeit so zweifellos war, daß die einfachsten Worte in allen Sprachen genügt hätten, sie wiederzugeben. Von da an ließ sich voraussehen, daß ein Werk kein dauerndes sein konnte, dessen sich Eitelkeit, Frivolität und Parteisucht so schnell bemächtigt hatten" [1]).

Als der Redestrom sich endlich erschöpfte, blieb so ziemlich dem Gedanken von Rousseau nach dem Wortlaut von La Fayette der Sieg: Begründung des größtmöglichen Glückes aller Einzelnen Endzweck des Staates, als dem Ausdruck einer Verbindung, durch welche ein Jeder, indem er sie eingeht, dennoch nur sich selbst gehorcht und so frei bleibt wie zuvor. Ganz übereinstimmend damit beginnt auch La Fayette mit dem Satz von der ursprünglichen Freiheit und Gleichheit aller Menschen, fügt aber sogleich hinzu, sociale Unterschiede könnten nur auf das Gemeinwohl begründet werden, wodurch er die Möglichkeit von Einrichtungen nach amerikanischem Muster gewahrt glaubte.

Dieser Gedanke verwirklichte sich nicht. In all den vagen, ihm meist unverständlichen Definitionen suchte das Volk nach einem greifbar praktischen Resultat und fand es im aufgestellten Grundsatz des Rechtes der Empörung gegen die Regierung, wo immer es diese im Unrecht finde.

Selbst Bentham, dem ebensowenig als Rousseau Pflichten des Einzelnen gegen die Gesammtheit oder gegen den Staat als ethischen Organismus und als dem Ausdruck einer höheren

[1]) Madame de Staël, Considérations, XII, 276—277.

Ordnung, mit noch ganz anderen Zwecken als jenen des individuellen Wohlergehens bewußt sind, nennt diesen Grundsatz den Dolch zur Bewaffnung der Insurrektion[1]). Der schwankenden, von Lally und noch eindringlicher von Mirabeau gewarnten Assemblée von den Tribunen aufgedrungen[2]), hat die Erklärung der Menschenrechte diesen Ausspruch des englischen Philosophen unmittelbar nach ihrem Entstehen bestätigt. Den ersten, als Flugschrift durch ganz Paris verbreiteten Vorschlag von La Fayette beantwortete der Aufstand vom 13. Juli und die Erstürmung der Bastille; die dem König abgenöthigte Sanktion gab er am Morgen des 5. Oktober, dem letzten, den die Monarchie unter dem Dach von Versailles in Frieden aufleuchten sah. Und um das Recht der Empörung dem souveränen Volk in keiner Weise zu schmälern, hüllte der spätere Jakobiner Varlet die bleiche Gestalt des Mordes in die schützende Formel, vor der blutigen Nothwendigkeit „müßten die Menschenrechte verschleiert werden“[3]). Bevor dieses in großartigem Maßstab durch die Metzeleien der Oktobertage geschah, wurde in der Assemblée die große Verfassungsschlacht geschlagen. Ihre entscheidenden Momente waren in der Frage, ob eine oder zwei Kammern, und in der Bestimmung der königlichen Machtbefugnisse gegeben. Das constitutionelle Comité selbst war nicht einig. Die Majorität, Cicé, Erzbischof von Bordeaux, Lally-Tollendal, Clermont-Tonnerre, Mounier und Bergasse wollten, wenn auch nicht in voller Uebereinstimmung über die Mittel sie zu begründen, so doch Alle die gemäßigte Monarchie. Talleyrand, Sieyès, Chapelier wollten gleichfalls die Monarchie, aber als démocratie royale gedacht. Mirabeau allein sah, daß dieser Monarchie schon die Lebensbedingungen fehlten, obwohl noch Jedermann, selbst Robespierre, indem er mit der ganzen Linken für den Verfassungsparagraphen stimmte, der die Regierung Frankreichs als eine

[1]) Bentham, Sophismes anarchiques, franz. Uebersetzung.
[2]) Taine, Origines, etc. La Révolution, I, 123.
[3]) Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, II, 202.

monarchiſche bezeichnete, ſie zu wollen vorgab. Mirabeau hatte den Muth, der Aſſemblée zu ſagen, entweder werde ſie nie die franzöſiſche Verfaſſung zu Stande bringen oder Mittel finden müſſen, der Exekutive einige Macht zurückzugeben[1]). An eine Conſtitution nach engliſchem Muſter, folglich an eine Pairskammer, war nicht mehr zu denken. Nicht nur, daß der Stand, den ſie repräſentiren ſollte, aufgehört hatte zu exiſtiren; der kleine Adel verband ſich, um die Pairie zu verwerfen, mit der äußerſten Linken. Selbſt diejenigen, die noch immer eine ſolche Einrichtung wünſchten, durften ſie nicht mit Namen nennen, ſondern mußten ſich auf den Vorſchlag eines Senats beſchränken, wie Mounier ihn zuſammengeſetzt wiſſen wollte; aus zweihundert, allen Schichten der Bevölkerung entnommenen Mitgliedern beſtehend, die zuerſt von den Provincialverſammlungen, dann von der Deputation und dem König vorgeſchlagen und von ihm auf Lebensdauer ernannt werden ſollten. Dieſer Senat hätte gegebenen Falles die Miniſter zu richten, in Conflikten zu vermitteln, alle Geſetze, mit Ausnahme der Finanzgeſetze und des Budgets, wie die zweite Kammer zu berathen und zu votiren gehabt. Mounier führte, ſeinem Programm getreu, das Wort für die Monarchiſch-Conſtitutionellen. Seine Gedanken über die Conſtitution hatte er bereits Ende Juli in einer Schrift niedergelegt, die der Hiſtoriker Ludwig XVI. die beſte politiſche Brochure von 1789 nennt[2]). Nächſt dem Senat verlegt Mounier das Gegengewicht gegen die übergroße Macht der Verſammlung in eine ſtarke Exekutive, wie fortan die Krone genannt wird. Er ſichert dem Monarchen das Recht, die nationale Vertretung, wenn ihm dies nothwendig ſcheint zu verlegen und ſelbſt, unter Bedingung unmittelbar darauf vor-

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI., II, 427—428

[2]) Mounier, Considérations sur la gouvernement et particulièrement sur celui qui convient à la France. Laboulaye, Cours de législation comparée. Revue des cours littéraires, 1869, 632 u. ff. Lavergne, Les Monarchiens de la Constituante, Revue des Deux-Mondes 1842, 558 u. ff.

zunehmender Neuwahlen, sie aufzulösen: er verleiht ihm das absolute Veto, jene königliche Sanktion, ohne welche kein Beschluß der Volksversammlung Gesetzeskraft erhält. Darin unterstützte ihn Lally, der auf Montesquieu und seine anglo-amerikanische Schule, vor Allem auf den Genfer Delolme gestützt, den Satz wiederholte, „eine einzige Macht im Staat würde Alles verschlingen, zwei sich gegenseitig bekämpfen, drei dagegen sich im Gleichgewicht halten". —

Ueber diese Frage des Veto brach der Sturm los. Sich selbst überlassen, würde die Constituante dem Projekt von Mounier zugestimmt haben, denn die Resultate der geheimen Abstimmungen waren stets zu seinen Gunsten[1]). Allein die Versammlung war längst durch die Clubs, wie diese durch die Straße terrorisirt. Für sie aber kam die Gefahr stets und immer von Oben. Was noch vor drei Monaten den kühnsten Wünschen als ein nicht zu verwirklichendes Traumgebilde erschienen war, die ungeheure Concession an die Demokratie, die Mounier's Entwurf, — zum Theil gegen seine eigene, bessere Einsicht, — durch Ausschließung des Königs von jeder Initiative bei der Gesetzgebung und durch die der Deputirten vom Ministerium brachte, genügte wieder nicht mehr. Als Mallet du Pan im Mercure dafür eintrat und weitere Besprechungen dieses Constitutionsentwurfs in Aussicht stellte, erschienen vier mit Pistolen Bewaffnete bei ihm und erklärten, als Abgesandte der Patrioten des Palais royal, in diesem Fall sein Leben für verwirkt. In Paris circulirten Proskriptionslisten gegen „die Verräther", wie die Anhänger der gemäßigten Monarchie von den Repräsentanten der Volkssouveränetät bezeichnet wurden. Die Monarchisch-Constitutionellen in der Versammlung erhielten Drohbriefe, die ihnen den Verlust ihrer Mandate und hierauf gerichtliche Verfolgung in Aussicht stellten. Anonyme Zuschriften bedrohten die Anhänger des Veto, unter andern den damaligen

[1]) Lanzac de Laborie, J. J. Mounier, 173 u. ff.

Präsidenten, Bischof von Langres „mit einer besseren Erleuchtung" durch Anzünden ihrer Schlösser und Wohnsitze. Der bretonische Club, Barnave, Alexander de Lameth, La Fayette, entschieden sich gleichfalls gegen die Theorien von Mounier und seiner Freunde. Man lud ihn zu Conferenzen, die zum Theil in Jefferson's Haus stattfanden und wo, sagt dieser, „in der Weise von Plato, Xenophon und Cicero diskutirt wurde". „Um des Friedens Willen", und, wie er gleich darauf hinzufügt, „damit die Aristokratie ihre Pläne nicht durchsetze", erklärte sich La Fayette zu einem Compromiß unter der Bedingung bereit, daß statt des absoluten ein bloß suspensives Veto gegeben werde, wie Barnave und Petion es ersonnen hatten, und welches der König während zwei oder drei aufeinanderfolgenden Legislaturperioden in Anwendung bringen konnte. Bei Zusammensetzung eines durch das Volk zu wählenden Rathes der Aeltesten sollte er dagegen nichts zu sagen haben[1]). Verschieden davon lautet das Ultimatum, welches Adrien Duport, von dem es hieß, was er denke, sage Barnave und thue Lameth, im Namen seiner Freunde an Mounier richtete. Er verpflichtete sich darin, mit ihnen für das absolute Veto und die Dualität der Volksvertretung zu stimmen, wenn Mounier seinerseits versprechen wolle, dem König kein Auflösungsrecht, dem Senat nur ein suspensives Veto und der Nation die Berufung von Conventionen zur Revision der Verfassung zu geben. Mounier wies den Vorschlag zurück. Seiner Ueberzeugung nach war die äußerste Grenze der Zugeständnisse erreicht; jedes weitere Nachgeben erschien ihm als Befestigung des Despotismus der Versammlung und als der Ruin der Freiheit[2]). Noch konnte er hoffen, daß die Majorität der Constituante ihm Recht geben werde. Sie hatte am 8. September die Permanenz des gesetzgebenden Körpers votirt. Als jedoch

[1]) Jefferson, Complete Works, I, 105. La Fayette, Mémoires, III, 203.

[2]) Mounier, Rapport à ses Commettants bei Thiers, Histoire de la révolution francaise, I, Note, 406—408.

am 10. September über die Frage, ob eine oder zwei Kammern, abgestimmt wurde, fehlten 490 von 1200 Deputirten. Von den Anwesenden erklärten noch 122 sich zu wenig über den Gegenstand unterrichtet, um sich zu einer Meinung zu verpflichten, und so blieben 89 Männer, die den Muth fanden, für eine Theilung der nationalen Vertretung zu stimmen. Der Rest der Monarchisch-Constitutionellen deckte seine Fahnenflucht mit dem orakelhaften und daher um so wirksameren Ausspruch von Rabaud Saint-Etienne, eins und ungetheilt wie die Nation müsse auch ihre Repräsentation sein, und die monarchische Rechte, die noch den Ausschlag geben konnte, befolgte zum ersten Mal die verhängnißvolle Taktik, „mit dem Feind zusammen zu operiren, um eine Aenderung der Situation durch Steigerung derselben bis zu ihren äußersten Consequenzen herbeizuführen". Mit Begründung des Zweikammersystems, meinte einer der Stimmführer der Rechten, Abbé Maury, könne auch die Verfassung dauern, und das müsse um jeden Preis verhindert werden. Die egalitären Leidenschaften der Linken überhörten die Warnung, die solche Worte für sie enthielten, und den Ränken der Aristokratie entsprachen sie vollends nur zu sehr[1]).

Aus der Vereinsamung, die eine verfehlte Taktik um ihn geschaffen hatte, konnte Necker die Niederlage seiner Politik und das vergebliche Ringen ihrer Vertheidiger überblicken. Zwar standen Männer von der Ueberzeugungstreue eines Malouet, Bergasse oder Virieu bis ans Ende zu Mounier. Aber Andere sagten, wie jenes Mitglied der Rechten, zu Lally-Tollendal: „Sollen wir etwa unsere Weiber und Kinder hinschlachten lassen?" und ließen sich unter dem Eindruck der Invektiven der Camille Desmoulins, Loustalot und Marat von der Angst, und nicht mehr von der Ueberzeugung, bestimmen. Wieder Andere lockte der Ehrgeiz oder der Wunsch, zwischen den Parteien zu vermitteln. Barnave hatte längst sich von Mounier getrennt

[1]) Madame de Staël, Considérations, XII, 300. Ferrières, Mémoires II, 122. Lanzac de Laborie, J. J. Mounier, 168.

und der junge Mathieu de Montmorency folgte La Fayette. Die große Schar Derjenigen, die in jeder Versammlung von einem Impuls oder einem Erfolg sich bestimmen lassen, wäre noch durch den einen oder den andern zu gewinnen gewesen, als der Rath Necker's den Ausschlag gab, indem er den König aufforderte, das absolute Veto preiszugeben. Weil er nicht mehr an die Möglichkeit es durchzuführen geglaubt habe, schrieb er später zur Rechtfertigung seiner Handlungsweise in Bezug auf diesen Punkt, habe er wenigstens das suspensive Veto noch retten wollen[1]). Von den Gründen, die er damals zu Gunsten desselben anführte, hat nicht einer die Probe der Erfahrung bestanden. Für den Minister aber ging die letzte Gelegenheit, mit Ehren zu fallen, verloren. Seine Absicht, die Denkschrift an den König, welche seinen Standpunkt entwickelte, zur Kenntniß der Deputirten zu bringen, scheiterte an der Weigerung derselben, ihm das Wort zu geben, und es rächte sich noch einmal der Mangel jeder Verbindung zwischen dem Minister und den Deputirten. Als am nächsten Tag, 11. September, abgestimmt wurde, erhielt das absolute Veto bloß mehr 325 Stimmen und mit 673 Stimmen wurde das suspensive Veto angenommen. Tags vorher hatte Mirabeau den Senat verworfen; nun stimmte er mit der Minorität. Wie an jenem 16. Juni, als er die Assemblée hatte verhindern wollen, sich zur Nationalversammlung zu erklären, protestirte er jetzt gegen den Gedanken, den Souverän zum ersten Beamten einer Republik umzuwandeln, statt bei ihm, als Vertreter und Vertheidiger der Nation, Schutz gegen die Uebergriffe einer Versammlung zu finden, deren Usurpation der Macht jeden Augenblick die einer kaum zerstörten Aristokratie überbieten könne. Als er nicht durchdrang, prophezeihte er die Anarchie, und als ihre Folge den Despotismus[2]), während

[1]) Necker, Troisième Ministère, VII, 48.

[2]) Mirabeau, Courrier de Provence, nouveau coup d'oeil sur la sanction royale, Septembre 1789.

Sieyès jedes Veto eine gegen die Nation gerichtete lettre de cachet nannte und durch eine neue, künstliche Construirung der Legislative diese gegen sich selbst schützen wollte. Der Plan fand damals keine Beachtung, lebte aber in der Constitution vom Jahr VIII wieder auf. Mounier, der während der Abstimmung von Bank zu Bank geeilt war, um den Muth der Seinigen anzufeuern, und gegen den Stoß ins Herz, den Necker seiner Partei versetzte, die verzweifelte Gegenwehr versuchte, jede Einmischung des Königs in die Beschlüsse einer constituirenden Versammlung als ungesetzlich zurückzuweisen, betrachtete die Niederlage, da sie dennoch erfolgte, als das was sie war, als eine endgültige. Noch am selben Tag schied er mit Lally-Tollendal, Bergasse und Clermont-Tonnerre aus dem Verfassungscomité. „Also", schrieb Rivarol in den actes des apôtres, mit dem Scharfblick, der ihm niemals fehlte, wenn es sich um Dinge, nicht um Personen handelte, „ward im September 1789 die französische Monarchie (ob endgültig oder nur zeitweilig, können wir noch nicht sagen), aufgehoben, nachdem sie im Jahr 420 christlicher Zeitrechnung gegründet worden und vierzehnhundert Jahre hindurch die verschiedensten Schicksale erlebt hatte. Anfangs königliche Militäraristokratie, dann mehr oder weniger unumschränkte Monarchie, ist sie jetzt zur Demokratie, mit einer Krone im Wappenschild geworden". Lally rief der Versammlung zu, es sei Zeit, den Schleier zu lüften und den gefährdeten Thron zu vertheidigen. So blieb, nach den energischen Worten der Frau von Staël, „der König, entwaffnet und allein einer Nation von 24 Millionen Menschen gegenübergestellt, und statt als Beschützer ihrer Rechte und Freiheiten, als deren gefährlichster Feind erklärt. . . . Die Versammlung hatte eine Constitution combinirt, wie man einen Kriegsplan entwirft. Auf diesen einen Irrthum sind alle anderen zurückzuführen" [1]). Auch das war der Logik der Thatsachen entsprechend, daß dem zu

[1]) Madame de Staël, Considérations, XII, 310—311.

Boden geworfenen Feind die Demüthigung nicht erspart wurde. Barnave war es, der die Assemblée veranlaßte, dem Souverän das Veto erst nach Bewilligung der Dekrete vom 4. August zuzugestehen. Dann, nachdem auch dieses gewährt worden war, brachte Necker am 24. September der Versammlung die Schreckensbotschaft, daß die Anleihen eine nach der andern gescheitert seien, weil die Gläubiger des französischen Staates, unempfänglich für die oratorischen Leistungen der Deputirten, Garantien verlangten, die der Minister nicht mehr gewähren konnte, und weil die Leitung der ganzen Regierungsmaschine mehr und mehr an die Versammlung, ohne deren Zustimmung schon nichts mehr geschehen durfte, übergegangen war[1]). So daß, nach dem unverdächtigen Zeugniß eines Barère, Frankreich »à coups de décrets«, von einer zugleich deliberirenden und administrirenden, von Mißtrauen gegen das Ministerium erfüllten Versammlung regiert wurde, deren schreibselige Einmischung in die ganze Verwaltung er nicht besser bezeichnen zu können glaubte, als indem er sie »un gouvernement plumitif« nannte[2]). In dieser Nothlage schlug Necker vor, ein Viertel des gesammten Einkommens in patriotischer Hingebung dem Staatsschatz zur Verfügung zu stellen, denn der Credit sei erschöpft, und der König wolle, daß die ganze Wahrheit gesagt werde[3]). Die Deputirten zauderten vor der Alternative des Bankerotts und der Nothwendigkeit, dem Volke, dem sie so oft und feierlich Verminderung aller seiner Lasten versprochen hatten, nun plötzlich ein solches Opfer aufzuerlegen. Da erhob sich Mirabeau und setzte in einer der denkwürdigsten und vollendetsten seiner Reden die Annahme von Necker's Vorschlag durch. Frau von Staël erzählt, wie sie ihn an jenem Tag dreimal auf der Rednerbühne sah und wie zwei Stunden lang seine wunderbare Beredsamkeit

---

[1]) Madame de Staël, Considérations, XII, 310—311 u. 321.
[2]) Barère, Mémoires, I, 318—319.
[3]) Necker, Troisième Ministère, VII, 83.

die Hörer in Athem hielt. Sie sucht ein Bild davon zu geben, aber sie bricht mit einem Citat im Journal de Paris ab: „Was wäre es erst, hättet ihr das Ungeheuer mit Augen gesehen!" „Man wußte noch nicht", schließt sie auf Mirabeau's Schilderung des allgemeinen Ruins zurückgreifend, „bis zu welchem Uebermaß von Elend eine Nation den Bankerott, die Hungersnoth, Massenmorde, das Schaffot, den Bürgerkrieg, den Krieg nach Außen und die Tyrannei ertragen kann. Das bloße Bild, das Mirabeau davon entwarf, genügte damals, um zurückzuschrecken" [1]).

Morris sagt, daß Frau von Staël an jenem Tag bereit war, der Haltung von Mirabeau nicht nur Bewunderung, sondern auch Dank dafür zu zollen, daß er „von der ungeheuren Popularität" ihres Vaters, „als dem Lohn eminenter Verdienste, langer Erfahrung und außerordentlichen Verständnisses des Finanzwesens" gesprochen hatte [2]). — Man fragte sich damals in der Constituante, ob Necker nun doch endlich seinen gewaltigen Gegner „gewonnen", das heißt bestochen habe, oder sprach die später auch von Frau von Staël getheilte Ansicht aus, er habe ihn unter der Größe der Verantwortung, mit welcher er ihn belastete, nur um so schneller ersticken wollen. Keine der beiden Vermuthungen erwies sich als begründet. Mirabeau fühlte sich mächtig genug um Necker gerecht zu werden, besonders da er wußte, daß es eine Leichenrede war, die er ihm hielt.

Um so weniger konnte Mirabeau jetzt, wo er selbst bald zu regieren dachte, alle Regierung unmöglich machen wollen. Von jenem Tag datirt seine eigentliche Herrschaft über die Versammlung, die nach langem Sträuben, sich nun doch endlich der Macht seines Wortes ergab. In der Gunst der Menge hatte er keinen andern Rivalen als La Fayette, der an der Spitze der einzigen, in Frankreich noch wirklich vorhandenen Macht stehend,

---

[1]) Madame de Staël, Considérations, XII, 315.

[2]) Jared Sparks, Gouverneur Morris, I, 324.

sich um so mehr der Täuschung hingab, daß er damit auch die Lage beherrsche, da Bailly, der Maire von Paris, ihm die eigentliche Leitung der Polizei und damit die Aufsicht über die Hauptstadt, Versailles, den Hof und die Versammlung überließ. Während dieser Wochen bändigte er mit Hülfe des Gemeinderaths die Demagogen des Palais royal und hielt scheinbar die orleanistischen Umtriebe nieder, für die unter Andern Danton damals als bezahlter Agent jenseits der Seine agitirte[1]). Der momentane Stillstand war aber keiner Besserung der Lage, sondern nur den in Conflikt gerathenen Intriguen zuzuschreiben. Der Herzog von Orléans, und noch mehr als dieser muthlose Verschwörer, die Partei, die sich seiner bemächtigt hatte[2]), rechneten auf ein Verbrechen, um sich dann der erledigten Souveränetät unter irgend einem Namen zu bemächtigen. La Fayette ging nicht so weit; er wollte den König nach Paris bringen, um dort wie über ein Werkzeug, über ihn verfügen zu können[3]). Für die Revolution aber ging auch diese Spanne Zeit nicht verloren. La Fayette, der an der Spitze seiner Bürgerwehr Scharen von Empörern zerstreute, die schon in den Tagen der Diskussionen über das Veto nach Versailles ziehen wollten, forderte am 8. September die Pariser Commune auf, eine Reform der Criminaljustiz von der Versammlung zu begehren und als dieselbe nicht schnell genug erfolgte, setzte er es durch, daß inzwischen die Ausführung aller bereits gefällten Urtheile suspendirt wurde[4]). Es war Zeit, an die Sicherheit des Königs und der Seinen zu denken. „Alles ist verloren", sagte damals schon Mirabeau zu seinem Freund de la Marck, „der König und die Königin werden darüber zu Grunde gehen und der Pöbel wird ihre Leichen peitschen". »Oui, on battra

[1]) Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 89.

[2]) Madame de Staël, Considérations, XII, 308—309.

[3]) Necker, De la Révolution française, IX, 275. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 98.

[4]) La Fayette, Mémoires, II, 294—296. Droz, Histoire de Louis XVI., II, 451.

leurs cadavres!« wiederholte er, den Eindruck wahrnehmend, den seine Worte hervorriefen[1]). Das erste Projekt zur Flucht kam an die Königin. Sie sollte mit ihren Kindern nach den Niederlanden[2]). Um die Mitte September gaben mehrere gemäßigte Deputirte, von den Ministern Montmorin und la Luzerne unterstützt, dem König den Rath, mit der Assemblée nach Soissons oder Compiègne sich zurückzuziehen und dadurch der gefahrdrohenden Nähe von Paris zu entgehen[3]). Ludwig XVI. gab sich über seine persönliche Lage kaum einer Täuschung hin. Hatte er doch schon am 17. Juli, bevor er sich nach Paris aufs Stadthaus begab, sein Testament und seine Rechnung mit dem Himmel gemacht, weil er niedergemetzelt zu werden glaubte[4]). Aber Angesichts der Gefahr besaß er jenen passiven Muth, der, wenn er mit Thatkraft vereint gewesen wäre, ihn gerettet haben würde. Necker erzählt, daß der König einschlief oder zu schlafen vorgab, als dieser Vorschlag zur Flucht zuerst im Ministerrath gemacht wurde. Er selbst befürwortete ein solches Projekt nicht, weil, sagte er, im ganzen Lande Noth, Aufruhr und Unsicherheit herrschten und überdies den königlichen Kassen kein Geld zur Verfügung stand. Bereits Ende August hatte Breteuil für die königliche Familie Metz, wo Bouillé mit seinen Truppen stand, als Zufluchtsort vorschlagen lassen. La Fayette, als er davon hörte, erwiderte, auch dort lebten Patrioten; im äußersten Fall sei es besser, daß Einer für Alle stürbe[5]). In diesem Widerstreit von Plänen und Absichten begnügte sich der Hof durch den energischsten unter Necker's Collegen, den Grafen Saint-Priest, den Stadtrath von Versailles zu veranlassen, er möge zum Schutz gegen drohende Unruhen das Regiment Flandern

[1]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 112.
[2]) Wertheimer, Documents inédits. Revue historique, II, 1884.
[3]) Malouet, Mémoires, I, 339. Droz, Histoire de Louis XVI., II, 470.
[4]) Taine, Origines, etc. La Révolution, I, 65.
[5]) Thiers, Histoire de la Révolution française, I, 109. Pièces justificatives, Note 8, 409.

aus Douai dorthin berufen. Es waren ihrer etwa tausend Mann, und vorausgesetzt, daß sie überhaupt loyal blieben, hätten sie auch im günstigsten Fall nichts Wesentliches auszurichten vermocht. Das Schicksal aber hatte bestimmt, daß sie auf eine andere Art den Ausschlag geben sollten. Es folgte das Bankett im Theatersaal von Versailles zu Ehren der Offiziere des Regiments, das Erscheinen der Königin, dann des Königs, die Vertheilung der weißen Kokarde im Gegensatz zu jener, welche der Monarch am 17. Juni angenommen hatte, die begeisterten Ovationen für die königliche Familie, jene ganze, unvorsichtige aber so leicht erklärliche Scene, aus welcher die in den Staub getretene Monarchie Trost in unerhörter Demüthigung und ihre Anhänger in der Noth Gelegenheit zur Aeußerung von Gefühlen fanden, welche Gefahr und Bedrängniß adelten. Willkommener noch als dem Hof diese Kundgebung der Loyalität, war den Clubs von Paris ein Vorgang, welcher das Zeichen zum Aufruhr werden konnte. Die Ernte auch dieses Jahres war nicht gut und überdies noch nicht zu Markt gebracht. Necker suchte der Theuerung durch Getreidekäufe, besonders in England vorzubeugen und es gelang ihm auch, die Verpflegung, wenigstens von Paris selbst, soweit zu sichern, daß die Brodpreise eine mäßige Höhe nicht überstiegen [1]). Das aber konnte er nicht verhindern, daß eine Masse von 40,000 heimathlosen Vagabunden in Paris in Ermangelung eines Erwerbs auf den Umsturz warteten, und daß Marat ihnen im Publiciste parisien schilderte, wie die Regierung das inländische Getreide ausführe und ihnen dafür „um Goldeswerth aus dem Ausland bezogenes vergiftetes Brod verkaufe“ [2]). Als die Nachricht vom Bankett in Versailles in der Hauptstadt bekannt wurde, erhob sich der Ruf, es bereite sich die Verschwörung der Contre-Revolution. Der längst vorhandene Haß gegen die Königin schlug in hellen

[1]) Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 95, Note.

[2]) Hatin, Histoire du Journal en France, bei Laboulaye, loc. cit. 653.

Flammen auf; selbst unter sogenannten Gebildeten machte das fürchterliche Witzwort die Runde, „um Frankreich zu retten, bedürfe es eines Marschalls Turenne (tue-Reine)“ [1]). Die für beschimpft erklärte patriotische Kokarde zeigte sich überall; Gerüchte von einer beabsichtigten Flucht des Königs und der Seinen begannen laut zu werden. Unterdessen, am Morgen des 5. Oktober, gelangte die vorläufige königliche Billigung der Dekrete vom 4. August und der Erklärung der Menschenrechte an die Versammlung. Doch knüpfte der König seine endgültige Zustimmung an die Bedingung, daß zuerst die Constitution vollendet und daß darin die Rechte der Exekutive genügend gewahrt würden. Zugleich forderte er die Versammlung dringend auf, nicht, wie sie es eben zu thun unternahm, den Gang der Justiz in einem Augenblick zu unterbrechen, wo die Autorität weder Macht genug besitze, die Steuern einzutreiben noch überhaupt die Ordnung aufrecht zu erhalten und das Land zu verproviantiren. Im Streit, der sich über diese ebenso gemäßigten als vernünftigen Bemerkungen erhob, hatte soeben Mirabeau gegen Robespierre das Wort ergriffen, als ihm die Nachricht zukam, daß, vorläufig durch eine Schar von Banditen und wüthenden Weibern repräsentirt, „Paris auf Versailles marschire“. Am Morgen dieses Tags hatte in einigen Bäckerläden der Hauptstadt das Brod gefehlt und der Aufstand durch Besitznahme des Stadthauses von Seiten der Empörer begonnen. Jener Theil der Nationalgarde, den die aufrührerischen Gardes françaises bildeten, erklärte ihrem General La Fayette, auf das hungernde Volk nicht schießen zu können. Dieser selbst verhinderte die zum Widerstand bereite, unbesoldete Bürgergarde ihr Vorhaben auszuführen, und es ist erwiesen, daß der Ruf „der König nach Paris“, der den Ereignissen am folgenden Tag, dem 6. Oktober, die entscheidende Wendung gab, von Soldaten von La Fayette erhoben wurde [2]).

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI., III, 19.

[2]) Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 98—99 u. 104—105.

So begann der Zug nach Versailles, „um den König von der Aristokratie zu befreien und Brod für das hungernde Volk zu verlangen". Die Art und Weise, wie La Fayette mit seiner bewaffneten Macht zu folgen sich entschloß, ist zu charakteristisch, um nicht erwähnt zu werden.

Es war an jenem 5. Oktober etwa Nachmittags 4 Uhr. Seit Sonnen-Aufgang ertönten die Sturmglocken und zogen die Scharen aus den Vorstädten unter dem Ruf: nach Versailles! nach Versailles! an La Fayette, dessen Führerschaft sie begehrten, vorüber. Er war zu Pferd, am Quai de la Grève, an der Spitze seiner Bataillone. Stundenlang betrachtete er sich den Menschenstrom, das stürmische Rufen und Drängen desselben scheinbar nicht beachtend oder unter allerlei Scheingründen ablehnend. Da trat ein junger Mann aus den Reihen, packte den Zügel des Pferdes von La Fayette und sagte zu ihm: „Mein General, bis jetzt haben Sie uns befehligt, jetzt aber ist es an uns, Sie zu führen". Einen Augenblick später, und der so lange vergeblich erwartete Befehl: Vorwärts! war gegeben [1]).

In Versailles hatte Mirabeau dem Präsidenten der Nationalversammlung, damals gerade Mounier, Nachricht von dem bevorstehenden Eintreffen der Pariser Scharen mit der Aufforderung ins Ohr geflüstert, die Sitzung unverzüglich aufzuheben und im Schloß Nachricht zu geben. Als er Mounier unbeweglich bleiben sah, wurde er dringender und sprach von höchster Gefahr, auch für die Deputirten. Es war eine jener Stunden, wo nicht die geistige Ueberlegenheit, sondern der Charakter entscheidet. „Desto besser", entgegnete Mounier, „wenn sie uns Alle hier finden und tödten, aber wohl verstanden, Alle. Die Geschäfte der Republik werden dann um so besser gehen" [2]). Der Faust der Revolution fand nichts zu erwidern und der 6. Oktober begann.

---

[1]) Sainte-Beuve, La Fayette. Portraits littéraires, II, 141. Nach dem mündlichen Bericht eines betheiligt gewesenen Nationalgardisten.

[2]) Droz, Histoire de Louis XVI., III, 32. Dareste, Histoire de France, VII, 200. Lanzac de Laborie, J. J. Mounier, 212—213.

Frau von Staël hat diesen Tag miterlebt.

Als sie des Morgens erfuhr, was sich vorbereitete, eilte sie von Paris auf abgelegenen Straßen zu ihren Eltern nach Versailles. Auf dem Wege dahin begegnete sie das Jagdgefolge des Königs, der aus den Forsten von Meudon in athemloser Eile zurück ins Schloß berufen worden war. Als auch sie dort eintraf, war Necker mit dem Monarchen. Ihre Mutter fand sie in einem der Vorsäle, die zu den königlichen Gemächern führten, in tödtlicher Angst um den Gatten, aber sein Loos zu theilen entschlossen. Mit Frau von Staël trafen zahlreiche andere Personen nach und nach in Versailles ein. Spät am Nachmittag kam Mounier, um sehr gegen die eigene Ueberzeugung vom Königlichen Namens der Versammlung die unbedingte Sanktion der Menschenrechte zu verlangen. Frau von Staël, den Umstand erzählend, bemerkt, daß nichts so sehr den Zorn der Franzosen errege, als Versuche des Widerstands von Seiten der Schwachen, und daß andererseits die Gewohnheit ein solches Bedürfniß nach der beständigen Intervention des Souveräns bei ihnen zurückgelassen habe, daß sie fähig gewesen wären, seine Zustimmung zur Begründung der Republik einzuholen.

In den Vorzimmern von Versailles diskutirte man um sie her, ob der König fliehen oder bleiben, ob er sich zur Wehr setzen oder in eine Provinz zurückziehen solle. Spätere Berichte und Forschungen über diese Ereignisse haben die Angabe von Frau von Staël bestätigt, daß unter den Ministern Cicé, Montmorin und Necker zur Annahme des Vorschlags von La Fayette neigten, der König möge fortan in der Hauptstadt residiren. Saint-Priest allein rieth zur Flucht nach Rambouillet und erklärte, wenn Ludwig XVI. sich nach Paris bringen lasse, seine Krone für verloren. „Das ist ein Rath, der Ihnen den Kopf kosten kann", erwiderte ihm Necker[1]). Man erzählte sich in der

[1]) Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 98. Duchesse de Tourzel, Mémoires, I, 8.

Umgebung des Königs, er weigere sich zu fliehen, weil er die Gewißheit habe, daß die Nationalversammlung ihn durch den Herzog von Orléans ersetzen wolle, eine Befürchtung, die Frau von Staël weder damals noch später für begründet hielt. Auch war sie der Ueberzeugung, daß selbst ein militärischer Erfolg, wäre ein solcher überhaupt noch möglich gewesen, den König nicht mehr gerettet hätte, so vollständig war Alles vom revolutionären Geist ergriffen. So harrte man denn, ohne einen Entschluß zu fassen, auf das nahende Verderben, blickte aus den Fenstern nach der dem Schloß gegenüberliegenden großen Avenue und sagte sich wie von dort aus die ersten Kanonenschüsse eben nach dem Saal gerichtet werden würden, in welchem man sich befand. „Aber, obwohl das Gefühl der Angst allgemein war, dachte doch nicht eine Frau daran, sich zu entfernen". Um drei Uhr waren die ersten Weiberhorden in die Assemblée gedrungen, und es spielten sich die bekannten Auftritte im Schloßhof von Versailles ab, als Monsieur de Chinon, der spätere Herzog von Richelieu, bleich, in zerrissenen Kleidern, zum ersten Mal ohne Beobachtung irgend einer Etiquette, die königlichen Gemächer betrat. Er hatte sich dem tobenden Pöbel in der Hauptstadt angeschlossen, um sich über seine Pläne zu unterrichten, und war ihm dann auf halbem Weg nach Versailles vorangeeilt, um der königlichen Familie Nachricht zu bringen. Seine Schilderung dessen, was zu erwarten stand, klang entsetzlich. Die Frauen, sagte er, seien noch mehr vom Wein als von wüthender Leidenschaft trunken, die Männer die Hefe des Volks, die sich begangener Mordthaten rühmten und sie noch zu übertreffen versprachen. Indessen stieg die Angst mit der hereinbrechenden Dunkelheit und den sich stets widersprechenden Nachrichten von Außen, bis endlich die Kunde vom Eintreffen von La Fayette und der Nationalgarde um 11 Uhr Abends sich wie eine Rettungsbotschaft verbreitete. Frau von Staël sah den General auf dem Weg zum König, von allen Seiten umringt und mit Fragen bestürmt, als ob er, sagt sie,

noch Herr der Situation gewesen sei, und nicht schon das Volk sich seines Führers bemächtigt hätte. „Er sah ruhig aus, wie immer", fügt sie hinzu. Als er aus den Gemächern des Königs wiederkehrte, hob er durch die bündigsten Versicherungen den Muth der Anwesenden so vollständig, daß nach und nach, gegen Mitternacht, Alles sich zurückzog und die Gefahr schon deshalb für überwunden hielt, weil die bis zum Aeußersten erschöpften Kräfte den Dienst versagten [1]). So begann jene Nacht, die noch immer unübertroffen in der Geschichte der Revolutionen dasteht und deren tragische Geschichte das Urtheil unversöhnlicher Gegner in den Worten zusammengefaßt hat: »Monsieur de La Fayette a dormi contre son roi«. „General Morpheus", spottet Rivarol, als das erste Entsetzen überwunden war. Auch Frau von Staël hatte sich endlich mit ihren Eltern zurückgezogen und schlafen gelegt. Am nächsten Morgen, in aller Frühe, weckt sie das Erscheinen der bejahrten Mutter des Grafen Choiseul-Gouffier, die, obwohl ihr persönlich unbekannt, sie um Rettung anzuflehen kam. Von ihr zuerst erfuhr sie das Hereinbrechen der Horden in den Königspalast durch einen unbesetzt gebliebenen Eingang, die Niedermetzlung der königlichen Leibgarden, und wie die Königin durch einen bloßen Zufall dem gleichen Schicksal entgangen war. Nachdem Frau von Staël sich rasch in die Kleider geworfen hatte, kam man ihr zu sagen, daß Necker bereits zum Monarchen geeilt sei, und ihre Mutter sich anschicke, ihm zu folgen. Die königlichen Gemächer standen, wie schon bemerkt, durch einen langen Corridor mit dem Contrôle général in Verbindung. Frau von Staël, als sie diesen durcheilte, hörte in den Höfen die Flintenschüsse krachen. In der großen Gallerie waren überall Blutspuren sichtbar; im anstoßenden Saal fraternisirten in höchster Erregung Leibgardisten mit den Gardes françaises, tauschten ihre Kokarden, und riefen: es lebe La Fayette! wäh-

[1]) Lanzac de Laborie, J. J. Mounier, 222—223 und Exposé de la conduite de M. Mounier, 69—92.

rend dieser selbst das Leben der dem Blutbad Entronnenen vor dem Pöbel zu schützen suchte. Vom nächsten Saal aus sah und hörte man die Menge heulen, schreien, Schüsse abfeuern und den Namen der Königin rufen. Da plötzlich öffneten sich die Thüren eines Seitengemachs und sie erschien, das Haar in Unordnung, todtenbleich, aber würdig, „eine Erscheinung, ganz dazu angethan die Einbildungskraft der Menschen zu packen". Sie hörte wie das Volk draußen, im sogenannten Marmorhof, nach ihr verlangte. Die Männer waren alle bewaffnet; die meisten von ihnen führten Pistolen oder Gewehre. In ihren Zügen konnte man was Marie Antoinette befürchten mußte lesen. Aber dennoch trat sie, ihre beiden Kinder an der Hand, auf den Altan.

Die Scene, die nun folgte, ist tausend Mal beschrieben worden; sie hat Historiker und Dichter, Loyalisten und Republikaner begeistert. Nichts aber ersetzt den Eindruck unmittelbarer Augenzeugen, die, wie Frau von Staël, die tödtliche Wuth dieser Menge erst in lautloses Staunen, dann in stürmische Bewunderung übergehen sahen. Gerade zu jener Zeit waren die Beziehungen zwischen Necker und La Fayette die besten, und sowohl Frau von Staël als ihr Vater bemühen sich, ihn von jeder Schuld an den Ereignissen der Oktobertage freizusprechen[1]), während sie beide keinen Grund hatten, das Verhalten der Königin ihnen gegenüber zu rühmen. Die Seelenstärke aber, welche diese an jenem Morgen entfaltete, wirkte so überwältigend, auch auf Frau von Staël, daß sie der Rolle von La Fayette dabei mit keinem Wort gedenkt. Sie erzählt nur, daß die Königin, in den Saal zurückgetreten, auf Madame Necker zuging und mit von Thränen erstickter Stimme zu ihr sagte: „Sie wollen den König und mich zur Rückkehr nach Paris zwingen und die Köpfe unserer treuen Garden auf ihren Piken vor uns hertragen".

[1]) Necker, De la Révolution française, IX, 273. Madame de Staël, Considérations XII, 341.

Während der Leichenzug der Monarchie sich einige Stunde
später nach der Hauptstadt bewegte, erreichte Frau von Sta
mit den Ihrigen Paris auf dem kürzeren Weg, der durch da
Boulogner Holz führte. Es war, sagt sie, ein wundervolles Wetter
kein Lüftchen regte sich, und der Alles vergoldende Sonnenglan
ließ den Gegensatz zwischen dieser lachenden Natur und den
Geschehenen noch greller erscheinen. Am nächsten Tag sah si
die Königin wieder. Sie empfing das diplomatische Corps un
die Personen des Hofs in den Tuilerien, die für ihre Aufnahm
so wenig eingerichtet waren, daß man Feldbetten für die königlichen Kinder im Empfangssaal aufgeschlagen hatte. Die Königin versuchte zu sprechen, konnte aber vor Schluchzen kein Wort hervorbringen, „und keines von uns", sagt Frau von Staël, „war im Stande, ihr ein Wort zu erwidern. In ihren schönen Zügen mischte sich mit dem Schmerz ein zorniger Unmuth. Wer sie so gesehen hat, konnte sie nie wieder vergessen".

Die Mitglieder der königlichen Familie waren nicht die einzigen durch den Pöbel gemachten Gefangenen. Vierzehn Tage später folgte ihnen die Nationalversammlung nach Paris, die, „nachdem sie durch das Volk triumphirt hatte, weder das Recht noch die Macht besaß, ihm nun nach Belieben Schranken zu setzen und der nichts übrig blieb, als seine Herrschaft anzuerkennen" [1]). Eine Ausnahme davon bildeten nur Diejenigen, bei welchen die innere Empörung über das soeben Erlebte stärker als alle politische Klugheit war. Die Führer der Constitutionellen, Mounier, Lally-Tollendal, la Luzerne, mit ihnen etwa hundertzwanzig Deputirte, die theils ihre Entlassung einreichten, theils sich nicht mehr an den Sitzungen betheiligten, gaben das Spiel verloren.

Mounier ging nach Grenoble, „fest entschlossen seine Provinz vor den Dekreten der Nationalversammlung zu schützen, und lieber den Bürgerkrieg heraufzubeschwören und zu einer

[1]) Necker, De la Révolution française, IX, 285.

Zerstücklung Frankreichs die Hand zu bieten, als unter solchen Umständen zu gehorchen" [1]).

La Fayette gestand später, er könne Burke, Mounier, J. Adams, und den erleuchtetsten Publicisten mit ihnen, nicht Unrecht geben, wenn sie Frankreich nach den Oktobertagen als Republik bezeichneten [2]). Damals aber suchte er Mounier von seinem Entschluß abzubringen, indem er ihm schrieb, er selbst sei sich seiner ungeheuren Verantwortung wohl bewußt. Sie vermöge ihn jedoch weder zu entmuthigen noch zu verhindern, daß sein ganzes Herz der Sache des Volkes zugethan bleibe. Mit gleichem Eifer werde er die Aristokratie, den Despotismus und die Faktionen bekämpfen. Die Fehler und Mißgriffe der Nationalversammlung seien ihm wohl bekannt, er hasse die Tyrannei eines Einzigen, aber mehr als Mounier es ahnen könne, sei er von der Nothwendigkeit einer Stärkung der Exekutive durchdrungen [3]).

Die Antwort von Mounier auf dieses mit den Handlungen seines Correspondenten so wenig in Einklang zu bringende Geständniß war der Versuch einer Erhebung des Dauphiné. Was ganz besonders beitrug, ihn zu diesem Schritt zu veranlassen, der ihm so oft, unter andern auch von Frau von Staël, als ein schwerer taktischer Fehler vorgeworfen worden ist [4]), war seine damals laut ausgesprochene Ueberzeugung von der Mitschuld Mirabeau's an den Oktobertagen, die von späteren Zeugnissen nicht bestätigt worden ist [5]). Erst als Mounier das Vergebliche seiner Anstrengungen erkannte, gegen die Hauptstadt in den Provinzen eine Reaktion zu Gunsten von Freiheit und Ge-

---

[1]) Léouzon-Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, 140—141, Depesche No. 136 vom 22. Oktober 1789. Madame de Staël, Considérations, XII, 249.

[2]) La Fayette, Mémoires, III, 193.

[3]) Ebendaselbst, II, 418.

[4]) Madame de Staël, Considérations, XII, 349.

[5]) Mounier, Appel au tribunal de l'opinion publique, gegen Mirabeau gerichtet. Dagegen Lanzac de Laborie, J. J. Mounier, 252—253.

setzlichkeit ins Leben zu rufen, legte er sein Mandat nieder und zog in die Verbannung, anfangs in die Schweiz, dann nach Weimar, wo er als Leiter einer Erziehungsanstalt sein Brod verdiente. Die Schrift, worin er die Geschichte seines Antheils an den Ereignissen und seiner Enttäuschungen niedergeschrieben hat, ist ein vortrefflicher Beitrag zur Kenntniß der Revolution[1].

Einige seiner Freunde und Gesinnungsgenossen, Clermont-Tonnerre, Malouet unter den Abgeordneten, Mallet du Pan in der Presse, faßten, ohne vertrauensvoller in die Zukunft zu blicken als Mounier, ihre Pflichten doch anders auf als er. Sie beschlossen, auf ihrem Posten auszuharren, obwohl er auch ihnen als ein verlorner galt. Unter dem Namen, zuerst der Unparteiischen »les Impartiaux«, dann, während der letzten Zeiten der Nationalversammlung unter dem der Constitutionellen, haben diese Männer ihr Versprechen eingelöst, bis die Verfolgung sie mit ihren Kampfgenossen von 1789 auf fremder Erde wieder vereinigte oder von vielen derselben das Opfer des Lebens forderte.

Die Ideen aber, die sie vertraten, sollten sie überleben, und deswegen liegen die Kämpfe der Monarchisch-Constitutionellen nicht außerhalb des Rahmens einer Biographie von Frau von Staël.

Ein Schriftsteller dieses Jahrhunderts, der zuweilen als Historiker Beweise jener genialen, einem großen Talente eigenen Divination gegeben hat, Michelet, nennt einmal die Geschichte Auferstehung.

Der Ausspruch hat sich für Diejenigen bewährt, die 1789 den constitutionellen Staat aufbauen wollten und dafür büßen mußten wie Alle, die ihrer Generation voraneilen und vorschnell die Frucht politischer Weisheit bieten wollen, die von der Erfahrung allein gezeitigt wird.

[1] Mounier, Recherches sur les causes qui ont empêché les Français de devenir libres, 1792.

Aus dem Schiffbruch der durch sie vertretenen Lehren
gten fünfundzwanzig Jahre der Irrungen, der Schrecken, der
rgerkrieg, die verführerischen Siege des Cäsarismus und
e furchtbaren Vergeltungen. Dann, nach Katastrophen, „welche
: Interessen des Menschengeschlechts in Frage gestellt hatten“ [1]),
rte man zum Ausgangspunkt und damit zu den Theorien
rück, die den besten Geistern des achtzehnten Jahrhunderts als
eichbares und wünschenswerthes Ziel vorgeschwebt hatten.

Die politische Bedeutung von Frau von Staël beruht dar-
f, daß sie die Traditionen, in denen sie aufgewachsen und heran-
reift war, in spätern Jahren durch die Erfahrung geläutert und
n mancher Täuschung befreit hat. Die Frau, die Schriftstellerin,
t ihre besondere Geschichte. Ihr historisches Verdienst ist vor
lem dieses, ein geistiges Glied in der Kette einer großen
berlieferung gewesen zu sein und dem neuen, unter despotischem
ruck großgewordenen Geschlechte den Freiheitsgedanken ver-
ittelt zu haben, den sie mit männlichem Muth aus zwölf-
hriger Verfolgung gerettet hatte.

---

[1]) Mounier, Recherches etc. Letztes Kapitel.

# Siebentes Kapitel.

Nach den Oktobertagen regierte vorerſt in Frankreich die Intrigue.

Das erſte Opfer der veränderten Situation war der Herzog von Orléans, da es La Fayette gelungen war, die Fäden der Verſchwörung, die ſich um den Prinzen geſammelt hatten, ſo weit in die Hand zu bekommen, als es nöthig war, um ſich ſeiner zu entledigen.

Huber, Necker's Verwandter, erzählt ſeinem Correſpondenten, dem engliſchen Diplomaten Morton Eden, daß der General ſich am 10. Oktober zum Herzog begeben und zu ihm geſagt habe: „Monſeigneur, ich fürchte, daß der Kopf einer Perſönlichkeit Ihres Namens bald auf dem Schaffot fallen wird." Dann, wie der ſo Angeredete ihn verblüfft anſah, fügte La Fayette hinzu: „Sie haben die Abſicht gehabt, mich ermorden zu laſſen. Seien Sie überzeugt, daß eine Stunde nach mir das gleiche Schickſal Sie ſelbſt ereilen würde". Als hierauf der Herzog ſeine Unſchuld betheuerte, entgegnete ihm der General, er ſei zwar verpflichtet, ſein Ehrenwort anzunehmen, allein er habe ſo gravirende Beweiſe gegen ihn in Händen, daß er entweder Frankreich in vierundzwanzig Stunden verlaſſen oder vor Gericht erſcheinen müſſe. „Der König", bemerkte La Fayette bei dieſer Gelegenheit, „iſt einige Stufen ſeines Thrones hinabgeſtiegen. Auf die letzte habe ich mich geſtellt; bis zu dieſer darf er nicht gehen

:b der Weg zu ihm würde über meine Leiche führen. Sie
ben ſich über die Königin zu beklagen. Ich auch. Allein
r Augenblick, alles zugefügte Unrecht zu vergeſſen, iſt ge-
nmen“ [1]).

Am 14. Oktober erhielt der Herzog unter dem Vorwand
ıer vom König ihm übertragenen politiſchen Miſſion ſeine
iſſe ausgeſtellt; am ſelben Tag trat er mit ſeinem Vertrauten
ıoberlos de Laclos, dem Verfaſſer vieler ſchlechter Romane,
ıunter einer, »les liaisons dangereuses«, bereits Anklänge
Zola enthalten ſoll, eine Reiſe nach London an, die ihn für
: nächſte Zeit dem Schauplatz der Ereigniſſe entrückte. Jahre
chdem ſein von ihm ſelbſt heraufbeſchworenes Schickſal ſich
üllt hatte, fand ſich das vernichtendſte Zeugniß gegen Philipp
n Orléans von ſeiner eigenen Hand geſchrieben vor. Es war
r ſeitdem oft angeführte Brief an ſeinen Banquier, mit der
:dre, angewieſene Gelder nicht auszuzahlen, denn „. . . l'ar-
nt n'est point gagné, le marmot vit encore« [2]).

Derſelbe Herzog von Orléans hatte einſt, von Mirabeau
:echend, das Wort gebraucht, dieſer habe nichts zu verlieren [3]).
er gleiche Gedanke ſchien den Beſchuldigungen zu Grunde zu
gen, die nicht nur ſeine Gegner von der Rechten, nicht nur
ounier oder Necker, ſondern auch La Fayette, obwohl er
:nige Tage ſpäter mit ihm in Unterhandlung trat, jetzt gegen
:irabeau erhoben [4]).

Verdachtsgründe gegen ihn bot freilich die Vergangenheit
nug. Ohne auf ſeine Haltung und die Reden vor und nach
n Ereigniſſen vom 14. Juli zurückzugreifen, brauchte man
:r daran zu erinnern, wie er noch in den erſten Oktobertagen

[1]) Lord Auckland, Journal and Correspondence, II, 364, Mr. Huber Mr. Eden (ſpäter Lord Auckland), Paris, Oct. 15. 1789. Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 126.

[2]) Sybel, Geſchichte der Revolutionszeit, I, 105, Note, nach Ducoin, ilippe d'Orléans, 72.

[3]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 129.

[4]) Droz, Histoire de Louis XVI., II, 342, Note.

sich verpflichtet hatte, alle Urheber der „sakrilegen Orgie" zu Versailles unter der Bedingung zu denunciren, daß die Person des Königs allein unverletzlich, alle andern dabei Compromittirten aber gleich verantwortlich vor dem Gesetz sein sollten, Worte, aus welchen nicht allein die Königin den Schluß zog, daß Mirabeau ihr Leben bedrohe. Aber, wie gesagt, die unparteiische Forschung, die in seiner Laufbahn zwischen staatsmännischen Gedanken und Absichten, Ausbrüchen der Leidenschaft und sträflichen Zugeständnissen an den blinden Abgott des Tags unterscheiden muß, hat dennoch nichts gefunden, was die Wagschale seiner Verantwortungen durch den Beweis der Mitschuld an den Oktobertagen beschwerte. Seine Haltung unmittelbar nachher war durchaus nicht die eines Mannes, der die Oeffentlichkeit zu scheuen gehabt hätte. Er verhehlte sich nicht, welcher Zuwachs an Macht und Einfluß es für La Fayette war, die Entfernung des Herzogs von Orléans durchgesetzt zu haben. Um ein Gegengewicht herzustellen, ließ er dem Herzog, obwohl ihn das Publikum als seinen Mitschuldigen bezeichnete, das kühne Anerbieten machen, ihn öffentlich in der Nationalversammlung, und zwar auf Kosten von La Fayette zu vertheidigen. Der Vorschlag scheiterte an der Weigerung des Herzogs, der es vorzog, den Drohungen des Einen und dem kaum minder gefährlichen Anerbieten des Andern durch die verdeckte Flucht nach England sich zu entziehen[1]).

Bald darauf betraute das vom Pariser Stadtrath eingesetzte Untersuchungscomité den Gerichtshof des Châtelet mit Verfolgung der Vorgänge, die es charakteristisch genug „die Verbrechen des 6. Oktober" nannte. Denn die Commune von Paris stand vorläufig noch ganz unter dem Einfluß von La Fayette und sein Name deckte das Werk jenes Tags[2]). Als das Châtelet nach zehnmonatlicher Untersuchung, im August

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI., III, 44 u. 127.

[2]) Maxime de La Rochetrie, Les Journées du 5—6 Octobre 1789. Revue des questions historiques, Vol. XIV, 1873. Aktenmäßige Darstellung.

1790, die gerichtliche Verfolgung, nicht nur des Herzogs von Orléans, sondern auch die von Mirabeau verlangte, waren die Beweise gegen den letzteren so schwach, daß selbst Maury das anerkannte[1]) und Mirabeau von La Fayette, als demjenigen, der am besten darüber unterrichtet war, das Versprechen erhielt, er werde in der Nationalversammlung den wahren Sachverhalt bekannt geben. Als aber der Tag kam, erschien La Fayette nicht, und Mirabeau schrieb an de la Marck: „Ich konnte gestern La Fayette ein unauslöschliches Brandmal aufdrücken, das ich ihm bisher nur vor der Geschichte bestimmt hatte. Ich that es nicht und begnügte mich damit, das Schwert zu zücken, ohne den Hieb zu führen. Die Zeit wird es statt meiner thun . . . . . ". Die Vorhersagung hat sich erfüllt. Eben der Briefwechsel zwischen Mirabeau und de la Marck, und die Notizen des letzteren über seinen Freund rechtfertigen diesen ebenso als sie La Fayette belasten. De la Marck hat mit nicht mehr anzuzweifelnder Bestimmtheit dargethan, daß La Fayette, mit welchem er einen Theil der Nacht vom 5. auf den 6. Oktober zugebracht, ganz genau gewußt hat, welches Schicksal die Gardes du corps erwartete, daß er aber nichtsdestoweniger, statt Maßregeln zu ihrem Schutz zu ergreifen, dem Grafen Montmorin die trügerische Versicherung gab, daß nichts den Frieden jener Nacht stören werde, und sich hierauf zur Ruhe legte[2]).

Auf solche Dokumente gestützt, hat der deutsche Historiker der Revolution die Anklage gegen La Fayette gerichtet, den Ruf vom 5. Oktober „Der König nach Paris" nicht nur künstlich hervorgerufen, sondern auch, bevor er überhaupt in der Hauptstadt erhoben wurde, zur Erweckung der Panik nach Versailles gemeldet zu haben[3]).

---

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI., III, 274.

[2]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 115—119.

[3]) Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 97—106. Dagegen den mildernden Umstand, daß dieses Begehren schon zu verschiedenen Malen, in

Wer demnach heute noch den Glauben an die ritterliche Loyalität von La Fayette festzuhalten wünscht, wird eine bessere, als die zweideutige Entschuldigung von Rivarol für ihn finden müssen, der, obwohl über seine Rolle während der Oktobertage noch unvollständig unterrichtet, doch schon meinte, „Mangel an Verstand ziehe in gewissen Fällen alle Folgen der Verkehrtheit des Herzens nach sich“ [1]).

Im schroffsten Gegensatz zur Politik von La Fayette stand jetzt die von Mirabeau. Die königliche Familie war kaum vierundzwanzig Stunden in Paris, als er de la Marck beschwor, Ludwig XVI. davon zu überzeugen, daß er, die Seinen und Frankreich mit ihnen, verloren seien, wenn er die Hauptstadt nicht wieder baldmöglichst verlasse. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Denkschrift vom 15. Oktober verfaßt.

Sie erfüllt der Gedanke, daß der König und die Assemblée in Paris weder frei noch in Sicherheit seien und die Zukunft dort unberechenbare Gefahren berge, weil die Hauptstadt, der Agiotage und Anarchie anheimgefallen, sich selbst und das Land mit ihr ins Verderben ziehe. Eine Nation sei überhaupt nur so viel werth, als sie Arbeit thue, lautet eine merkwürdige Stelle des Briefs, und Frankreich habe sich der Arbeit entwöhnt. Hülfe sei von der aus ganz unverträglichen Elementen zusammengesetzten Versammlung nicht zu erwarten. Sie habe sich selbst den Weg zur Umkehr an dem Tag verschlossen, wo sie die Unwiderruflichkeit ihrer Beschlüsse aussprach. Unter den Ministern komme nur Necker in Betracht. Aber auch er habe stets mehr Enthusiasten als eigentliche Parteigenossen gezählt; in Finanzsachen unfähig und destruktiv, erhalte er in Paris zwar noch einen Schein des Lebens, aber um den Preis des nationalen Ruins. Die Rückkehr zum Alten sei unmöglich. Gehe der König an die Grenze,

---

der Hauptstadt laut geworden war, bei Droz, Histoire de Louis XVI., II, 344 und III, 18.

[1]) Lescure, Rivarol, 223.

nach Metz, so trenne er sich von der Nation und danke ab. Nicht minder gefährlich sei ein Appell an den Adel; der Sturz des Feudalstaates sei die Sühne für zehn Jahrhunderte der Verirrungen. Das Volk aber wisse noch nicht zwischen Adel und Patriciat zu unterscheiden und würde die Edelleute erbarmungslos niedermetzeln, wollte man etwa mit ihrer Hülfe eine Reaktion zu bewirken suchen. Die einzige Rettung sei Vollendung und Befestigung der Revolution durch die engste Verbindung des Königs mit dem Volke. Dieser möge also, nach Festsetzung der nothwendigen militärischen Maßregeln, am offenen Tag die Hauptstadt verlassen, sich nach Rouen, ins Herz der Normandie, begeben, von dort an die Provinzen gegen die Tyrannei der Hauptstadt appelliren, die Assemblée zu sich bescheiden, und zur Vollendung der Constitution eine nationale Convention berufen, um das, was in der Verfassung sich nicht durchführbar erweise, zu verändern und zu verbessern. Die Schwierigkeiten des Plans seien kein Einwand dagegen; nur durch Gefahren entrinne man der größten Gefahr. Eine Krisis sei unvermeidlich [1]).

Die von den letzten Ereignissen bei der Königin gegen Mirabeau bewirkte Stimmung schloß jede Hoffnung auf ihre Vermittlung zu Gunsten seiner Vorschläge aus. So wurde denn die Denkschrift dem Grafen von Provence übergeben, und es läßt sich nicht nachweisen, ob sie überhaupt zur Kenntniß des Königs gelangte, um so weniger als de la Marck ausdrücklich das Gegentheil annimmt. Damals war es, daß der Graf von Provence, von Ludwig XVI. sprechend, den Vergleich gebrauchte, der Wankelmuth seiner stets wechselnden Entschlüsse sei geölten Billardkugeln vergleichbar, die man vergebens zusammen zu halten sich bemühe. Mirabeau dagegen schreckte selbst vor der Möglichkeit eines Bürgerkriegs nicht zurück. Als Dumont die Denkschrift das Zeichen zu einem solchen nannte, meinte er, dieser wisse

[1]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 364.

eben nicht, wie sehr Frankreich noch an der Person des Köni[illegible] hänge, wie durchaus monarchisch das Land gesinnt sei. W[illegible]le La Fayette — Cromwell-Grandisson, wie er seit dem 6. Okto[illegible]ber von ihm spottete —, den Washington spielen, so verdiene er zu Grunde zu gehen[1]). Zu de la Marck sagte er ebenfa[illegible]lls, der Bürgerkrieg erneuere die Seelen und gebe ihnen die du[illegible]rch Sittenlosigkeit verlorne Energie wieder. Franzosen sei es st[illegible]tets um Geld oder Aemter zu thun. Lasse Eins oder das And[illegible]ere sich vom König erwarten, so werde bald seine Partei wieder die Oberhand gewinnen. Auch das sah Mirabeau, daß nichts sich erreichen ließ, so lange kein starkes, energisches Ministerium an der Spitze der Geschäfte stand. Die nächste Zeit wurde du[illegible]rch Verhandlungen ausgefüllt, bei welchen beinahe jeder Tag n[illegible]eue Combinationen brachte. Schon Anfangs September hatte [illegible]er Deputirte von Aix im Courier de Provence das Verlangen [illegible]e- stellt, die Versammlung möge den Beschluß, der die Minis[illegible]ter von ihren Berathungen ausschloß, zurücknehmen. Dann ru[illegible]he die Sache wieder einige Zeit, und im Lauf des Oktober gri[illegible]ff Mirabeau das Ministerium, um keinen Zweifel über sein[illegible] Schwäche und Unthätigkeit bestehen zu lassen, abermals an[illegible]. Zugleich aber verhandelte er wieder mit Necker, hierauf mit dem Justizminister Cicé, Erzbischof von Bordeaux, und ließ sich durch La Fayette zu Montmorin bringen. Die Ansichten widersprachen sich; Feindseligkeit und gegenseitiges Mißtrauen erschwerten die Unterhandlungen. Talleyrand, der Freund des Hauses Staël, war der Ansicht daß, solange Necker im Ministerium verbleibe, überhaupt keine lebensfähige Administration gebildet werden könne. Seine Entfernung sei eine Bedingung sine que non; was La Fayette betreffe, so habe er gar keinen Plan[2]). Die Uneinigkeit war längst bis in den Schoß des Ministeriums gedrungen. Cicé intriguirte seit Mo-

[1]) Dumont, Souvenirs sur Mirabeau, 164.

[2]) Jared Sparks, Gouverneur Morris, I, 333.

naten gegen Necker; Saint Priest, der energischste unter den Ministern, galt für ganz unzuverlässig; Montmorin wollte das Gute, aber er hatte keine Willenskraft, es durchzuführen. Necker versuchte noch einmal, mit Mirabeau sich abzufinden, ohne mit ihm zusammengehen zu müssen. Er ließ ihm durch La Fayette den Gesandtschaftsposten in Holland oder England anbieten und eine Summe bis zu fünfzigtausend Franken zur Verfügung stellen, um Mirabeau aus den ärgsten Geldverlegenheiten zu helfen. Dieser aber wollte pekuniäre Anerbietungen durch eine große Stellung motivirt wissen. Er wies Alles zurück bis auf eine Geldsumme, die jedoch gleichfalls wieder zurückerstattet wurde [1]). Schon um die Mitte Oktober war Mirabeau durch Necker's Haltung wieder so außer Rand und Band gebracht, daß er sich nun ganz La Fayette näherte und die Fäden der Intrigue durch diesen bis zur Königin reichten. Er verschaffte der Eitelkeit des Commandanten der Nationalgarde den Triumph einer Ovation der Versammlung für ihn und Bailly, am Tag wo diese in Paris ihre erste Sitzung hielt. Dann drängte er den Diktator, wie jetzt La Fayette genannt wurde, zur Bildung eines ihm ganz ergebenen Ministeriums. Die Note von seiner Hand, über deren Inhalt Morris schon am 12. Oktober berichtet, rekonstruirt das Cabinet mit Necker als ersten Minister, „damit er ebenso ohnmächtig werde, als er unfähig sei; die letzten Reste seiner Popularität aber doch noch dem König zu Gute kämen". Cicé war zum Kanzler, Liancourt als persönlicher Freund Ludwig's XVI. zum Kriegsminister ausersehen; de la Marck erhielt die Marine, Talleyrand die Finanzen. Mirabeau trat ohne Portefeuille ins Ministerium, ebenso La Fayette als Marschall von Frankreich und Generalissimus, mit dem Auftrag einer Neubildung der Armee. Auch Mounier's war gedacht. Das Projekt beruhte auf einer Allianz aller Talente. In einer

[1]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 353, 387, 395—396.

zweiten Note erhielt Talleyrand das Auswärtige, Sieyès den Unterricht[1]). Der neuen Regierung sollten die Mittel zu einem starken Regiment dadurch an die Hand gegeben werden, daß Mirabeau, immer vom Gedanken ausgehend, Paris sei der große Herd der Anarchie, der Versammlung gleich nach dem 6. Oktober ein strenges, aber auf die Hauptstadt beschränktes Kriegsgesetz in Vorschlag gebracht und hierauf die Befreiung des Staatshaushalts von der drückendsten seiner finanziellen Lasten, der stets anwachsenden schwebenden Schuld, versucht hatte. Die auf Zerstörung gerichteten Absichten der Revolution sollten auf diese Weise den Zwecken einer großen, lebensfähigen Politik dienstbar gemacht werden.

Vom 10. Oktober datirt Talleyrand's Antrag auf Besitzergreifung der Kirchengüter, den zunächst ein Buch von Puységur über denselben Gegenstand angeregt hatte[2]). Mirabeau wußte ganz genau, in welcher Beziehung dieser Schritt zu den in Gang befindlichen Unterhandlungen stand und hatte auch in den bestimmtesten Worten ein Portefeuille für ihren Antragsteller als Preis dafür bezeichnet[3]), so daß, wären diese Unterhandlungen geglückt, die 4 Milliarden, auf welche man den Werth der Kirchengüter veranschlagte[4]), zugleich das Pfand gewesen wären, das Talleyrand der Revolution beim Eintritt in ihre Dienste geboten hätte.

Mirabeau seinerseits hielt zwar die französische Kirche für verloren, billigte aber diesen ungeheuren Gewaltakt ebensowenig als er den 4. August oder die Oktobertage gebilligt hatte, und nannte ihn, nachdem er von der Assemblée vollzogen worden war, die giftigste Wunde unter allen, die dem Lande schon ge-

[1]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 411—412. Malouet, Mémoires, I, 373.

[2]) Jules Simon, Une Académie sous le Directoire nach Bachaumont, Mémoires secrets, V, 148 u. ff.

[3]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 411.

[4]) Taine, Origines, L'ancien Régime, 18—19.

schlagen worden seien[1]). Nachdem aber von einem Anderen der Anstoß dazu gegeben worden war, unterstützte er den Vorschlag, die Kirchengüter zur Verfügung der Nation zu stellen, unter der Bedingung, daß sie unter einer ganz getrennten Verwaltung als Hypothek für die wenigstens theilweise Rückzahlung in Kassenscheinen der schwebenden Schuld verwendet werden sollten. Im Verlauf dieser Diskussionen über die Finanzgesetzgebung war es, daß Mirabeau den Zeitpunkt zu einem entscheidenden Schritt für gekommen erachtete. Am 6. November stellte er den dreifachen Antrag, die Ruhe von Paris durch Ansammlung von Getreidevorräthen zu sichern, die Staatsschuld künftig einer besondern Verwaltung zu übertragen und bevor die Verfassung darüber entschieden habe, den Ministern ihren Platz in der Versammlung mit berathender Stimme zu geben. Er konnte hoffen, trotz des Widerstands der Rechten und der äußersten Linken, durch die Macht seines Wortes die Zustimmung seiner übrigen Collegen zu gewinnen, wenn der Hof, das Ministerium, und besonders La Fayette durch seinen Einfluß auf die gemäßigte Linke, ihn dabei unterstützten. Diese Erwartung wurde getäuscht. Man sah im Vorschlag von Mirabeau nur die Gefahr seiner eigenen Erhebung zur Macht; die Linke setzte eine Vertagung der Abstimmung durch und am nächsten Tag, 7. November, deckte sich Lanjuinais, „einer der ehrlichsten und thörichtsten Menschen in Frankreich“[2]), mit dem großen Namen von Montesquieu, um durch starres Festhalten an einer Theorie, die er durchaus mißverstand, die Verwerfung des Antrags durchzusetzen. Er verhehlte keinen Augenblick, wie wenig eine der wichtigsten constitutionellen Fragen bei dieser Entscheidung ins Gewicht fiel, indem er die Worte an die Versammlung richtete: „Ein bered-

---

[1]) Mirabeau an Mauvillon bei Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 114. Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 358. Brief vom 11. Oktober 1789.

[2]) Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution, I, 226.

ſamer Genius zieht Sie mit ſich fort und beherrſcht Sie. Was würde er nicht vermögen, wäre er erſt Miniſter!"

Umſonſt entgegnete Mirabeau mit ſchneidender Ironie, die Verſammlung möge das Geſetz annehmen und nur ihn ſelbſt, den Deputirten von Aix, und ſeinen Gegner Lanjuinais von ſeiner Wirkung ausſchließen. Maury und d'Eſprémenil, Sieyès und Montloſier, Duport und Robespierre, Lameth und Barnave, fanden ſich plötzlich einer Meinung. Die Schlacht ging verloren und mit ihr die Monarchie[1]).

Im aufflammenden Zorn darüber hat Mirabeau Necker vor Allen und nächſt ihm Cicé für die Wendung verantwortlich gemacht, die ſich in der Nacht vom 6. auf den 7. November in der Stimmung der anfangs unſchlüſſigen Deputirten vollzog. Aber er überzeugte ſich bald, daß der eigentliche Schuldige kein anderer als derjenige war, welcher „die gegen ihn eingegangenen Verpflichtungen auch bei einer früheren Gelegenheit nicht gehalten hatte", nämlich der General La Fayette[2]).

Selbſt nach dem Beſchluß vom 7. November gab Mirabeau das Spiel noch nicht ganz verloren. Wenn er wirklich nothwendig ſei, äußerte er damals, könne und werde er doch noch zur Macht gelangen. Denn entweder müſſe die Aſſemblée das Dekret in Bezug auf die Miniſter zurücknehmen, oder die Revolution werde ſich nie befeſtigen. Um einen dauernden Bund des Königthums mit dem Volke herzuſtellen, ſei jetzt, nach Vernichtung des Klerus und nach Bändigung des Adels, noch ein Zerſtörungswerk zu vollbringen; die Parlamente müßten geopfert werden. Dann aber ſei es genug und die Regeneration der königlichen Autorität müſſe beginnen.

Inſofern dieſes Programm ein Vernichtungswerk bezweckte,

---

[1]) Madame de Staël, Considérations, XII, 350. Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 130. Droz, Histoire de Louis XVI, III, 64 u. ff.

[2]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 423. Mirabeau an La Fayette. Brief vom 1. Dezember 1789.

gelang es bald genug. Schon am 3. November beantragte A. de Lameth, nebenbei bemerkt einer der allerentschiedensten politischen Gegner von Mirabeau, die Parlamente auf unbestimmte Zeit zu vertagen, sie, wie er sich ausdrückte, „lebendig zu begraben", bis die Verfassung eine neue Gerichtsordnung begründet haben werde. Die letzten Protestationen der verurtheilten „aristokratischen Magistratur" half Mirabeau durch eine seiner heftigsten Reden am 9. Januar 1790 ersticken, und in der Zwischenzeit war es, daß er La Fayette doch noch zu einem energischen Entschluß zu bringen versuchte. Der Gedanke einer Ministerpräsidentschaft des Grafen von Provence tauchte auf, mußte aber bald wieder aufgegeben werden, weil der Prinz sich unzuverlässig und, nach dem Urtheil von Mirabeau, auch ganz unfähig erwies, während sein Freund Dumont sich der Ansicht anschließt, daß der Marquis von Favras als heroisches Opfer persönlicher Pläne des Prinzen seinen Kopf auf das Schaffot getragen habe. Ebenso unmöglich erwies es sich, mit La Fayette zum Ziel zu kommen. Sein Selbstvertrauen hatte sich in eben dem Maß befestigt, als Alles um ihn her ins Wanken gerieth. Nicht nur, daß er es den glücklichsten Erfolg nannte, „den König in Sicherheit in den Tuilerien zu wissen" [1]), er glaubte sich auch mehr als je im Stande der Hauptstadt zu gebieten, seit der Mord eines Bäckers die Nationalversammlung veranlaßt hatte, am 21. Oktober ein Kriegsgesetz für ganz Frankreich zu dekretiren, ähnlich demjenigen, welches Mirabeau für Paris allein verlangt hatte. So lange er aber die Hauptstadt zu beherrschen schien, glaubte er auch die Revolution lenken zu können. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, von Mirabeau umworben zu werden und mit ihm zu verhandeln; die Macht, die er in seinen Händen glaubte, war er aber um so weniger mit einem Andern zu theilen gewillt, als er die ungeheure Gefahr der Lage verkennend, sich in trügerischer Sicherheit wiegte. Der Herzog von Orléans war ent-

[1]) La Fayette, Mémoires, III, 217.

fernt, Monsieur compromittirt, Necker verbraucht, der König in seiner Hand. Mirabeau fürchtete er deshalb nicht, weil er ihn tief verachtete; Lameth galt ihm als ein Intrigant; Barnave und Duport als politisch unfähig[1]). Hand in Hand mit dieser Geringschätzung der Persönlichkeiten ging das blinde Vertrauen in die Macht der Theorien. Zu seinem nicht geringen Erstaunen vernahm Morris im Januar 1790 die Behauptung aus seinem Munde, daß die Nationalversammlung, unerachtet mancher Mißgriffe, doch eine Constitution zu Stande gebracht habe, „unvergleichlich besser als die englische". Der Brief an Mounier vom 23. Oktober[2]) war nur das kurze Aufleuchten einer besseren Einsicht gewesen; seine Grundanschauung blieb durchaus revolutionär. Noch am Vorabend des 6. November hatte Mirabeau seinem Freund de la Marck geschrieben, er habe La Fayette durchschaut und ihn ebenso unfähig gefunden, ein Wortbruch zu begehen als zu rechter Zeit Wort zu halten. Kaum vier Wochen später und er schrieb diesem selbst unter dem Eindruck der bittersten Enttäuschung, vergebens habe er ihn vor den Klippen gewarnt, an welchen er als der erste zerschellen werde. Durch seine Stellung geblendet, von seiner Unentschlossenheit und seiner Vorliebe für unbrauchbare Mittelmäßigkeiten wie von einem Verhängniß verfolgt, werde er sich selbst und den Staat mit ihm ins Verderben reißen[3]).

Während der nächsten Monate trat die Thätigkeit von Mirabeau verhältnißmäßig zurück. Eine tiefe Entmuthigung war über ihn gekommen. Seiner Feinde konnte er Herr werden; aber die eigene Vergangenheit, das fühlte er wohl, war nicht zu überwinden, und an den Wunden, die er sich selbst geschlagen hatte, mußte er sich verbluten.

[1]) La Fayette, Mémoires, II, 443, 458. Jared Sparks, Gouverneur Morris, I, 338. Léouzon-Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, 154, Depesche No. 145.

[2]) S. hier Kapitel VI, 453.

[3]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 417, 423—424.

So ging in gegenseitiger Feindschaft, in Mißtrauen und Complotten das Jahr 1789 zu Ende, an dessen Aufregungen und Wechselfällen Baron Staël und seine Gattin bis zuletzt betheiligt blieben. Der schwedische Gesandte ist wiederholt als einer derjenigen genannt, die den Besprechungen bei La Fayette anwohnten[1]). Um das Leben und Treiben in den Pariser Salons und ihren Einfluß auf die Tagesfragen zu schildern, verweist ein so aufmerksamer Beobachter wie Morris auf das schwedische Gesandtschaftshôtel. Er hatte Frau von Staël im Herbst bei der Gräfin Tessé kennen gelernt und war ihr mit Vorurtheilen genaht, die ein näheres Bekanntwerden nicht alle zerstreute. Nicht nur, daß die Art der Coketterie der jungen Gesandtin ihm mißfiel, er fand sie in ihrem ganzen Auftreten zu bestimmt und selbstbewußt. Auch ihr Cultus für Necker war so, wie er sich äußerte, durchaus nicht geeignet, die Theilnahme von Morris zu erwecken. Wenn er sie sagen hörte, Weisheit sei fürwahr eine seltene Gabe und sie kenne nur einen wahrhaft weisen Menschen, nämlich ihren Vater, so galt dem Amerikaner eine solche Aeußerung als der Höhepunkt der Verblendung[2]).

Aber bald mußte auch er gestehen, daß er sie von wunderbarer Begabung und frei von allen gewöhnlichen Vorurtheilen des Tages finde. „Ihr Haus", schreibt er im Januar 1790 an Washington, „ist eine Art von Musentempel, wo die geistreiche und vornehme Welt sich zweimal in der Woche zum Souper, einmal, und häufig auch öfter, zum Dîner einfindet. Unter andern las uns dort Graf Clermont-Tonnerre, der zu den besten Rednern der Nationalversammlung gehört, eine Abhandlung vor, deren Zweck die Beweisführung war, daß unter dem Begriff der Strafe die volle, legale Compensation für erlittenen Schaden oder begangene Verbrechen zu verstehen sei, die Gesellschaft

---

[1]) Jared Sparks, Gouverneur Morris, I, 328.

[2]) Ebendaselbst, I, 212, 324, 335.

aber kein weiteres, moralisches Züchtigungsrecht besitze. In Folge dessen solle z. B. das Andenken eines Gehenkten wieder zu Ehren kommen, denn seine Schuld an die Gesellschaft sei durch seine Hinrichtung abgetragen. Ebenso müsse Jemand, der zu siebenjähriger Galeere verurtheilt worden sei, nach Abbüßung dieser Strafe so aufgenommen werden, als ob nichts vorgefallen wäre. Sie werden lächeln, aber bedenken Sie, bis zu welchem Extrem die Sache in der entgegengesetzten Richtung getrieben worden war. Die Entehrung Tausender wegen der Schuld eines Einzigen mußte jedes sittliche Gefühl so tief verletzen, daß nun solche Anschauungen in die Mode gekommen sind. Der Vorschlag war schön, sentimental, pathetisch, in harmonische Form gekleidet. Er erntete rauschenden Beifall und rückhaltlose Zustimmung. Als Alles so ziemlich vorüber war, sagte ich zu Clermont-Tonnerre, seine Worte seien zwar hinreißend, seine Argumente aber nicht besonders stichhaltig gewesen. Allgemeines Erstaunen! Einige meinerseits hinzugefügte Bemerkungen änderten die Lage der Dinge vollständig. Seine Auffassung ward jetzt verworfen, und er verließ bald darauf die Gesellschaft. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß die Rede bis jetzt in der Versammlung nicht gehalten worden ist. Und dennoch gehörte sie gerade zu denjenigen, die einen Beschluß durch Akklamation zu erzielen pflegen. Ich erinnere nur an Necker's Vorschlag der Gründung einer Nationalbank, bei welchem Anlaß es Jemandem einfiel, in Anregung zu bringen, jeder Deputirte möge seine silbernen Schuhschnallen hergeben. Das wurde augenblicklich beschlossen und der Antragsteller war der erste, die seinigen auf den Tisch des Hauses niederzulegen" [1]).

Ein noch schlagenderes Beispiel wäre Morris zu Gebot gestanden, hätte er daran gedacht, Washington den Brief jener Gefallenen an die Constituante zu citiren, in welchem es hieß, ihr, die zur Liebe geschaffen worden, sei es gelungen, Summen

[1]) Jared Sparks, Gouverneur Morris, II, 89.

zu erübrigen, die sie hiemit dem Vaterlande zu Gebote stelle. Worauf die Versammlung eine ehrenvolle Erwähnung des betreffenden Frauenzimmers beschloß und Condorcet über die Vernichtung der Vorurtheile jubelte, wodurch Leute von der Art der Briefstellerin und Schauspieler dem Schoß des Vaterlandes zurückgegeben seien[1]). Diese unglaublich erscheinende und ganz unberechenbare Bestimmbarkeit der Gemüther und Entzündlichkeit der Köpfe hat den unparteiischen, feinen Herzog von Lévis zur Bemerkung veranlaßt, damals, wo Soldaten regierten, Richter Politik, Literaten Gesetze machten, Abbé's die Finanz administrirten, habe die Verwirrung einen solchen Grad erreicht, daß Niemand mehr übrig geblieben sei, um über dieselbe zu lachen[2]). Unter solchen Verhältnissen war es durchaus nicht gleichgültig, in welche Wagschale das Gewicht der persönlichen Meinungen und Urtheile geistreicher, lebhafter, für die herrschenden Ideen begeisterter Frauen fiel.

Von den drei großen Angelegenheiten, welche die Constituante im Winter und Frühjahr 1790 beschäftigten, der Neueintheilung Frankreichs in 83 Departements, der Vernichtung der Parlamente und der Besitzergreifung der Kirchengüter durch den Staat, hat Frau von Staël insbesondere mit letzterer Frage sich viel und eingehend beschäftigt. Schon damals, wie später in den Considérations, war ihr Standpunkt im wesentlichen derjenige, den Turgot in dem für die Encyklopädie verfaßten Artikel »Fondations» einnahm. In demselben findet sich die Ansicht vertreten, daß der Gesetzgebung das Recht zustehe, wenn das Gemeinwohl es verlange, Corporationen aufzuheben oder ihre Zwecke zu ändern. Er hatte den Beweis zu führen versucht, daß es widersinnig sei, Stiftungen, mit andern Worten Schöpfungen des Willens einzelner Persönlichkeiten, als etwas Unantastbares zu betrachten, und er hatte später als Minister gegen weltliche

[1]) Condorcet, Mémoires, Paris 1824, II, 36.

[2]) Duc de Lévis, Souvenirs et portraits, 1780—1789. Paris, 1819, 99.

Corporationen dieser Anschauung gemäß gehandelt. Die Frage selbst der bloßen Belastung des Kirchenguts durch den Staat wurde während der verhältnißmäßig so kurzen Dauer seines Ministeriums von ihm gar nicht berührt. Um ihn her aber versäumte man nicht, weiter zu gehen als er, und mit auf seine Autorität sich berufend, nach und nach bis zum Schluß zu gelangen, daß das Vermögen des Klerus, als einer Körperschaft von Dienern des Staates, nicht anders denn als bloße Entschädigung für geleistete Dienste zu betrachten sei. So lange der Klerus als dem Staate nothwendig gegolten habe, sei sein Anspruch darauf derselbe wie z. B. jener der Armee auf ihren Sold gewesen. Nun sei das anders geworden und mit der Entbehrlichkeit der Dienstleistung habe auch das Recht auf Remuneration für dieselbe zu bestehen aufgehört. Zu diesen verderbendrohenden Sophismen des Hasses, nicht nur gegen alles Kirchliche, sondern gegen jede religiöse Institution im Allgemeinen kam jetzt die Geldnoth auf der einen, auf der andern Seite die verlockende Aussicht, ihr durch Säkularisation des Kirchengutes zu steuern, das zwar durch manche Unwürdige seinen Zwecken entfremdet, nicht aber, wie ein großer Theil des adeligen Besitzthums, verschleudert und verloren gegangen war. Es gibt den Maßstab der Stimmung gegen den Klerus, daß sich ein Bischof fand, um seinem eigenen Stand in materieller Hinsicht den Todesstoß zu geben und ihn, wenn auch nicht ohne Entschädigung und finanzielle Vorbehalte, von der ersten Stelle im Staat in die Reihen abhängiger, besoldeter Funktionäre zu verweisen. Im Gegensatz zu ihrem Vater, der zu den Wenigen gehörte, die, wie der jansenistische Advokat Camus, das Besitzrecht des Klerus festhielten und vertheidigten[1]), zeigt sich Frau von Staël den Ideen ihres Freundes Talleyrand geneigt. Sie fragt, auf die Argumente von Thouret und Chapelier in der Consti-

[1]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même, VI, 276 und 142, und seine Denkschrift an den König vom Mai 1790.

tuante sich berufend, mit welchem Recht der Mensch für seine Bestimmungen ewige Dauer in Anspruch zu nehmen wage, und wie es möglich sei, in der Nacht der Zeiten nicht mehr nachweisbare Rechtstitel zu suchen, um sie der lebendigen Vernunft entgegenzuhalten?[1]) Es war dies der Punkt, an welchem sie, die Protestantin, sich im Gefühl erlittenen Unrechts mit der Revolution begegnete. Sie empfand dasselbe nicht nur als Mitglied einer so lang und bitter verfolgten Kirche. Wie sie es später unverhohlen aussprach, kam das Gefühl hinzu, daß am kirchlichen Verbot der Ehe mit Nichtkatholiken ihr eigenes Lebensglück gescheitert sei. Während Necker in solchen persönlichen Motiven einen Grund der Zurückhaltung und um so gerechteren Unterscheidung fand, greift seine Tochter auf die Geschichte der religiösen Verfolgungen, auf die Cevennenkriege, auf den Widerruf des Ediktes von Nantes zurück, um den größten Repräsentanten der französischen Kirche, um Bossuet für den Bund der Intoleranz mit dem Despotismus verantwortlich zu machen und der Kirche, die ihn einging, das Recht ihrer bevorzugten Stellung im Staat abzusprechen. So intolerant eine solche Schlußfolgerung selbst wieder war, erkannte Frau von Staël dafür um so richtiger, daß eine der Hauptursachen des Verfalls der Religion in Frankreich „in der Verbindung der Dogmen mit den Privilegien", in der „Vermischung von Glaubensartikeln mit dem politischen Bekenntniß" zu suchen war[2]). Ihre aufrichtige Liebe zur Freiheit führte sie wieder auf den rechten Weg, als der Angriff gegen den Klerus nicht mehr dem Besitz und den weltlichen Ehren, sondern dem Gewissen desselben galt.

In ihren späteren Aufzeichnungen wie in ihrem persönlichen Verhalten während des Jahres 1790 macht sich übrigens, wenn auch ihr selbst unbewußt, das allmälige Zurücktreten des Ein-

[1]) Madame de Staël, Considérations, XII, 355—362. Jared Sparks, Gouverneur Morris, I, 335. Morris an Washington, 4. November 1789.

[2]) Madame de Staël, Considérations. XII, 299, 355 u. ff.

flusses von Necker's Anschauungen auf sie fühlbar. Während er sich von der ersten Stelle im Staat mehr und mehr zur Rolle eines passiven Zuschauers erniedrigt sah, lag es im Wesen der Dinge, daß Frau von Staël, obwohl sie mit immer gleicher Bewunderung zu ihrem Vater emporblickte, doch von Gedankenströmungen erfaßt wurde, die der zwingenden Nothwendigkeit entsprangen, das Rettungswerk der Gesellschaft, welches der zu Boden geworfenen Regierung nicht mehr gelingen konnte, unabhängig von ihr zu unternehmen.

Denn mit dem Dekret vom 7. November war jedes Ministerium in Frankreich zur Unthätigkeit verurtheilt, indem die Versammlung sich einerseits weigerte, dem König Minister aus ihrer Mitte zu geben, andererseits aber zu regieren glaubte und doch keinen Gehorsam zu erzwingen wußte. Alles Andere ergab sich daraus unaufhaltsam und von selbst. Frankreich bedeckte sich mit einem Heer von Beamten, die thatsächlich nur von der Nationalversammlung abhingen. Das Wahlrecht, während der ganzen revolutionären Periode nach den verschiedensten Systemen ausgeübt, kam beinahe dem allgemeinen Stimmrecht gleich, da es sich auf vier Millionen Aktivbürger erstreckte, wenn es auch durch Aufrechthaltung eines niedrigen, durch die Verfassung von 1791 auf den Lohn von drei Arbeitstagen ermäßigten Census die von den Menschenrechten erträumte völlige Gleichstellung verweigerte[1]). So gelangten bereits 1789 die Besitzlosen zugleich zur politischen Macht und zum Entschluß, dieselbe gegen das Eigenthum zu gebrauchen. Dazu verlegte die plötzlich gewährte schrankenlose Preßfreiheit und das ebenso unbedingte Vereinsrecht die eigentliche Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Clubs und in die Journale.

Der bretonische Club, immer noch vom Triumvirat Duport — Lameth — Barnave geleitet, tagte seit Oktober im Jakobinerkloster zu Paris, und derselbe Duport, der Frankreich

[1]) Jules Simon, Une Académie sous le Directoire, 289.

bewaffnet hatte, gab eine neue Probe seines Talentes, die Unordnung zu organisiren, indem er jetzt in den Departements, unter dem Namen patriotischer Gesellschaften, sich mit Verbindungen und Agenten versah, die mit seinem Pariser Club zusammen operirten, die Gemüther in Gährung, die Leidenschaften wach erhielten, zugleich für Spionendienst und Propaganda sorgten, und die Thätigkeit ruhiger, besonnener, ordnungsliebender Bürger so unmöglich machten, daß die Mitglieder und Anhänger des Clubs der Hauptstadt bald die eigentlichen Herren der Situation wurden, bis sie ihren Nachfolgern und Todfeinden, den Jakobinern, in die Hände fielen. Frau von Staël vergleicht diesen Club mit einer Mine, die jeden Augenblick das Bestehende in die Luft sprengen konnte[1]). Im April 1790 zwar wurde der Versuch gemacht, ihm durch einen andern, dem Club von 1789, den La Fayette, Bailly, La Rochefoucauld, Talleyrand, Chapelier, Roederer gründeten, Mirabeau unterstützte und Sieyès präsidirte, ein Gegengewicht zu schaffen, aber wie fortan alle Versuche, den entfesselten Strom zu dämmen, schlug auch dieser fehl. „Die Aufgabe, zu erhalten, zu beschränken, zu verbieten, ist", wie Frau von Staël von eben dieser Vereinigung mit vollem Recht bemerkt, „die Aufgabe der Regierung und nicht die eines Clubs". Sie konnte diesmal um so weniger gelingen, als der Gegensatz zwischen Duport und La Fayette, oder der zwischen Barnave und Talleyrand, durchaus nicht in den Principien, sondern im Kampf um die Macht lag. Hier wie dort wollte man die Revolution, und hier wie dort wollte man sie beherrschen. Eine Verständigung mit den conservativen Kräften war überdies nicht denkbar. Wie hätten Männer von der charakterfesten Ehrlichkeit eines Malouet oder Clermont-Tonnerre mit A. de Lameth oder Duport zusammenwirken können, von welchen der unbedeutende Lameth ihnen seines rastlosen Ehr-

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI., III, 102—103. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 121. Madame de Staël, Considérations, XII, 400.

geizes wegen als ebenso unzuverläßlich wie gefährlich, der andere, Duport, als ein Fanatiker galt, der um sein Ziel zu erreichen, auch der Lüge sich bediente [1]).

Die praktisch wohlthätigste Schöpfung der Constituante, die Reform der Justiz, verlor durch die Absetzbarkeit der Richter und ihre Wahl durch das Volk wieder die größte ihrer Segnungen, die Aussicht auf Unabhängigkeit und Bestand. Während das Land mit fieberhafter Hast umgestaltet wurde, blieb dem noch immer dem Namen nach an der Spitze der Geschäfte stehenden Minister keine andere Aufgabe, als die täglich anwachsenden Kosten der Revolution zu bezahlen, von denen man berechnet, daß der Unterhalt des Pariser Proletariats allein dem Staat monatlich auf mehrere Millionen zu stehen kam [2]). Necker hatte den Deputirten am 6. März mitzutheilen, daß das Deficit für die nächsten sechs Monate 294 Millionen betrage. Die Vorschläge, mit welchen er diese Eröffnung begleitete, waren begreiflicher Weise nicht mehr von der früheren Zuversicht durchdrungen. Er sprach jetzt von seiner durch so viele Sorgen erschütterten Gesundheit, von der Nothwendigkeit einer Erholung, wenn auch noch nicht von der eines Rücktritts. Er bat die Versammlung, die es verweigerte, ihm eine aus ihrem Schoß gewählte Finanzcommission zur Seite zu geben, damit die Verantwortung nicht mehr auf ihm allein laste. Auf seine Geldforderungen war seit November wiederholt mit dem Projekt entgegnet worden, statt der Gründung einer durch den Staat garantirten Nationalbank, wie Necker sie beabsichtigte, die Sicherheit für neue Anleihen, und vor Allem für Emission des Papiergeldes, im Verkauf der Kirchengüter, in erster Linie der Klostergüter, zu suchen. Es

[1]) Malouet, Mémoires, I, 231. Léouzon-Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, 144, Depesche Nr. 136. Galerie historique des contemporains, IV, 281, A. Duport.

[2]) A. Sorel, L'Europe et la Révolution française, I, 206. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 130.

gereicht Necker zu Ehre, daß er diesmal widerstand. Er gab sich vom finanziellen Standpunkt aus keiner Täuschung darüber hin, daß ohne vorhergehende Regelung der Verwaltung und Verwendung des Kirchenfonds, wie sie auch Mirabeau vergebens verlangte, solche Vorschläge nur zur Vergrößerung des Ruins, zur Assignatenwirthschaft, und endlich zum Bankerott führen konnten. Denn während man die Schwierigkeit der Veräußerung der Kirchengüter unterschätzte, gab man sich über den Betrag des Kirchenvermögens selbst keiner geringeren Täuschung hin. Einen Theil des zu erhoffenden Gewinnes erwartete man zudem bereits von der Herabminderung der Kosten für den Unterhalt des Cultus, was schon die Umgestaltung der inneren kirchlichen Verhältnisse mit einschloß. Denn eben die Aussicht, mittelst der Confiskation ihres Vermögens die Kirche selbst tödtlich zu treffen, drängte die Linke voran. Leider hatte Necker, um dieses neue Verderben abzuwenden, nur Palliativmittel zu bieten. Die Diskontokasse, mit deren Hülfe er bis jetzt vorzugsweise operirt hatte, war selbst überschuldet und gegen den Vorschlag der Gründung einer Nationalbank sprach der Umstand, daß der Staat, der sie garantiren sollte, keinen Credit mehr hatte[1]). Das Dekret vom 19. Dezember, welches vorläufig den Verkauf von Kirchengütern bis zum Betrag von 400 Millionen gegen Ausgabe von Assignaten anordnete, war dennoch nicht abzuwenden gewesen, aber vorläufig dadurch in seiner Ausführung gehemmt, daß es nicht gelang, für diese plötzlich und zu so ungünstiger Zeit auf den Markt geworfenen Güter Käufer zu finden. Auf diesen Umstand hoffte die Rechte und zählte Necker selbst zur Durchführung seiner Vorschläge, als die Pariser Kommune eingriff und der Sache plötzlich eine andere Wendung gab. Die Besorgniß, eine unvergleichliche Gelegenheit zu Gunsten des Umsturzes verloren gehen zu lassen, veranlaßte sie zum Anerbieten,

[1]) Jared Sparks, Gouverneur Morris, II, 94.

Klostergüter im Betrag von 200 Millionen unter gewissen, ihr günstigen Bedingungen zu übernehmen; ein gleiches erklärten sich andere Municipalitäten zu thun bereit, und so wurde der Verkauf des geistlichen Besitzes bis zur Höhe der 400 Millionen gesichert. Niemand konnte sich mehr verhehlen, daß es nur der erste Schritt zur Einziehung des gesammten Kirchengutes war. Vergebens erbot der Klerus jetzt, die gleiche Summe als Hypothek auf seine Güter zur Verfügung zu stellen. Man entgegnete, seit dem Beschluß des 2. November habe er sein Bestimmungsrecht über das zur Disposition der Nation gestellte Kirchenvermögen verloren, wie es denn überhaupt seit dem 27. Juni keinen besonderen geistlichen Stand mehr in Frankreich gebe. Die entschiedensten Vertheidiger der geopferten Kirche fühlten, daß die stürmischen Kämpfe, die jetzt in der Assemblée folgten, doch vergebens sein würden. Den letzten Versuch zum Frieden von Seiten eines frommen, gläubigen und demokratischen Utopisten, des Karthäusers Dom Gerles, die katholische Religion als die des französischen Volkes zu erklären, beantwortete Mirabeau indem er mit der Hand nach dem Fenster des Louvre zeigte, von welchem herab der Flintenschuß eines Königs das Zeichen zur Bartholomäusnacht gegeben habe. Es war vorbei. Am 14. und 17. April beschloß die Constituante Besoldung des Klerus und Bestreitung des Cultus aus Staatsmitteln, Einziehung des gesammten Kirchengutes und Ausgabe von Assignaten im Betrag von 400 Millionen. Necker gestand sich und Anderen, daß die Administration des Staatsvermögens damit aus seiner Hand in jene der Nationalversammlung übergegangen sei. Seine Ansicht über die Moralität des Geschehenen blieb die gleiche, aber wie an sehr verschiedener Stelle der unredliche Verwalter der Klugheit wegen gelobt ist, mit welcher er sich durch das ungerecht Erworbene Freunde im Unglück sicherte, so glaubte Necker diesmal das Geschick bewundern zu sollen, mit welchem die Versammlung der Situation begegnet sei, indem sie, statt ausständige Steuern einzufordern oder deren neue aufzuerlegen,

ihre Popularität durch Preisgebung dessen gerettet habe, was ihr nicht gehörte[1]).

Nur noch wenige Wochen, und der Bürgerkrieg übernahm an Necker's Stelle in diesem Punkte vor allen die Verurtheilung der Politik der Constituante. Frau von Staël hatte an die Aussicht der Begründung einer parlamentarischen Regierung in Frankreich die Hoffnung geknüpft, daß es ihrem Vater gelingen werde, als Redner in der Assemblée nicht nur eine Partei um sich zu vereinigen, sondern auch über denjenigen zu triumphiren, von dem sie so richtig fühlte, daß er die ganze Lebenskraft der Revolution in sich concentrire — über Mirabeau[2]). Die Täuschung war um so größer, als Frau von Staël die wunderbare Zusammensetzung dieses Talentes, „aus Kraft und Originalität, aus Bitterkeit und Ironie" erkannte, dessen unvergleichliche Macht über die Hörer nicht zum wenigsten darin bestand, daß es sich zu mäßigen wußte, daß „Mirabeau auf der Tribüne vor Allem imponirte"[3]). Nur außerordentliche Bedingungen veranlaßten bei ihm die herausfordernde Apostrophe, das Aufleuchten der unvergleichlichen, momentanen Inspiration, der die Constituante fast niemals widerstand. Gegen ein solches Rednertalent wären die Worte Necker's, der mündlich wie schriftlich in langen Auseinandersetzungen sich erging und über die gefühlvollen Redensarten der Zeit kaum zu erheben wußte, doch wirkungslos verhallt. Man sei es müde, Necker stets von seiner Redlichkeit sprechen zu hören, schrieb der nachherige berühmte Jurist Romilly, der 1789 in Paris verlebte, nach einer solchen Ansprache Necker's seinem Freund Dumont[4]). Zudem war des Ministers eigene Ueberzeugung, daß seit den

---

[1]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même, VI, 142.

[2]) Madame de Staël, Considérations, XI, 264.

[3]) Droz, Histoire de Louis XVI, III, 288, Note, nach den Berichten von Zeitgenossen. Duc de Lévis, Souvenirs et Portraits, 217.

[4]) Memoirs of the Life of Sir Samuel Romilly, I, 378. Brief an Dumont, Dezember 1789.

Oktobertagen die Bewahrung des Königs vor persönlicher Gefahr und in Folge dessen bedingungslose Unterwerfung vor der Assemblée geboten seien[1]), wenig dazu angethan, Beredsamkeit zu entzünden. Beweise davon gaben die Reden, die es Necker gestattet war, bei besonderen Gelegenheiten an die Versammlung zu richten, und mehr noch diejenigen, die er für den König verfaßte. Am 4. Februar 1790 hatte Ludwig XVI. auf den Rath seines Ministers in einer solchen Ansprache an die Versammlung zu Eintracht und Frieden aufgefordert und Versicherungen opferwilligen Festhaltens an der Constitution gegeben, die zwar nicht verfehlen konnten, die Herzen für den Augenblick zu rühren und eine jener geräuschvollen Demonstrationen hervorzurufen, welche der Constituante geläufig waren, aber am Lauf der Dinge nicht das geringste zu ändern vermochten. Es gehörte überhaupt zum Verhängniß der Situation, daß die königliche Sache zwar immer noch zahlreiche Anhänger, aber keine Rathgeber hatte. Wenn Rivarol durch den Intendanten der königlichen Civilliste, La Porte, vom Monarchen consultirt wurde, gab er zur Antwort, der König möge mit dem Volk, wenn es sein müsse, auch mit dem Pöbel gehen, den Adel opfern, den Klerus nicht vertheidigen; in der Moral gehe man durch ungerechte Handlungen, aber in der Politik durch Fehler zu Grunde. Das Recht sei der auf Macht gestützte Besitz; sei einmal die Macht verloren gegangen, so sei das Recht nicht mehr zu retten. Für den Pöbel gebe es kein erleuchtetes Jahrhundert. »Dites au roi de faire le roi«, ließ er ihm durch Malesherbes sagen[2]). Seine tiefe Verachtung der Helden des Tags und des revolutionären Gleichheitsideals veranlaßte ihn zum Rath an den König, sich der Revolution als eines Werkzeugs zu bedienen, das einmal verbraucht, nicht schnell genug weggeworfen werden könne. Dieser Rath ist allerdings befolgt

[1]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même, VI, 167.
[2]) Lescure, Rivarol, 255 und 195—197.

worden, aber nicht vom milden, unentschlossenen Ludwig XVI., sondern von der gebornen Herrschernatur, von Bonaparte. Wenn man dann bei Hof, von der Noth gedrängt, seine Antipathie überwand und La Fayette befragte, so erhielt man, aus ganz entgegengesetzten Motiven freilich, den gleichen Bescheid. Sein blindes Vertrauen in den Erfolg der Revolution, seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit aller durch sie angerichteten Zerstörungen und von dem Werth der Garantien, welche sie der Freiheit biete[1]), gipfelte, wie der Haß von Rivarol, in dem Satz: „Der König an der Spitze der Bewegung". Abweichend davon war unter denjenigen, die keine Rückkehr zum Alten, sondern nur das praktisch Mögliche wollten, die Stimme von Gouverneur Morris. Durch den Arzt der Königin, Vic d'Azyr, ließ er auf dessen Verlangen dem König eine Denkschrift einhändigen, die vom Gedanken geleitet war, Ludwig möge nicht noch einmal von den bittern Früchten kosten, die sein persönlicher Verkehr mit der Nationalversammlung ihm eingetragen, sondern den gegenwärtigen Zustand sich abnützen lassen und selbst in abwartender Stellung verharren[2]). Morris that mehr als das und forderte von La Fayette, das Commando über die Nationalgarde niederzulegen, weil er keine wirkliche Autorität mehr über dieselbe besitze[3]). Es war vorauszusehen, daß eine solche Aufforderung kein Gehör finden würde, wohl aber führte sie zur Entfremdung zwischen beiden und Morris begab sich im Auftrag seiner Regierung für eine Zeit nach England.

Man stand mitten im ereignißvollen Frühjahr 1790. Zu den innern Schwierigkeiten kamen jetzt äußere Complikationen. Am 10. Februar hatte Kaiser Joseph II., der Menschenfreund und gekrönte Jünger der Philosophie, ermattet und enttäuscht,

[1]) La Fayette, Mémoires, II, 439. Brief an Washington vom 12. Januar 1790.

[2]) Jared Sparks, Gouverneur Morris, I, 339.

[3]) Ebendaselbst, I, 351.

die müden Augen geschlossen. An der Grenze seines Reichs, in Belgien, tobte, von ihm entfesselt, eine Revolution zu Gunsten der Erhaltung und Wiedererlangung altverbriefter Rechte, die mit der Bewegung in Frankreich nur wenig gemein hatte, aber wie diese, das Land in Aufruhr versetzte. Letzteres genügte, um ihr, die von Priestern, Edelleuten und friedliebenden Bürgern geleitet war, dennoch die Sympathien von La Fayette und seiner Freunde zu gewinnen, die sich gegen alle Evidenz dem Glauben hingaben, daß diese Revolution, die zu Gunsten des geschichtlich begründeten Rechtes begonnen worden war, sich mit der ihrigen verständigen werde. Aber auch im Schoß des französischen Ministeriums begann man, die Aussicht auf Krieg als Befreiung aus der unerträglich gewordenen inneren Lage zu betrachten. Montmorin, der auswärtige Minister, war nicht weniger geneigt, in einem Streit zu Gunsten Spaniens gegen England zu interveniren, als La Fayette bereit war, nicht nur in Brüssel für sein Freiheitsideal, sondern auch in Amsterdam gegen den mit England verbündeten Oranier das Schwert aus der Scheide zu ziehen[1]). Wie der Regierung den Anlaß, wieder eine bewaffnete Macht in die Hände zu bekommen, so bot der Krieg dem General La Fayette Aussicht auf persönlichen Erfolg und erneuerte Popularität. Aus denselben Gründen warfen die Jakobiner, durch ihre Heerfolge in der Assemblée, auf den Tribünen, in der Straße, im „Ami du Peuple" von Marat, ihren ganzen Einfluß in die entgegengesetzte Wagschale. Robespierre, dem der Krieg die Herrschaft bringen sollte, denuncirte ihn vorläufig noch als eine Verschwörung der Könige gegen die Völker, und es kam in der Nationalversammlung zur großen Verhandlung über das Recht, Krieg und Frieden zu schließen.

Vorher war, anscheinend wenigstens, ein anderer Friedensschluß erfolgt, der zwischen der Monarchie und Mirabeau.

Graf Mercy nämlich, jetzt Gesandter Kaiser Leopolds am

[1]) A. Sorel, L'Europe et la Révolution française, II, 54, 61, 93—95.

Hof seiner Schwester, hatte im April durch den Grafen de la Marck, und zwar, auf besondern Wunsch des Königs, ohne Necker's Vorwissen, seine Annäherung an den Hof vermittelt. Es war ihm gelungen, die Königin davon zu überzeugen, daß Mirabeau keinen Antheil an den Verbrechen des 6. Oktober gehabt habe, und einmal darüber beruhigt, überwog ihre persönliche Abneigung gegen La Fayette die Bedenken einer Verständigung mit Mirabeau. Sein Vater, der alte Marquis, »l'ami des hommes«, war Ende 1789 gestorben, ohne daß dieser Tod für den Augenblick wenigstens die finanzielle Lage seines Sohnes wesentlich verbesserte. Er ging also darauf ein, daß der König seine Schulden im Betrag von 208 000 Livres zahlte und ihm überdies 6000 Livres monatlich zur Verfügung stellte. Der Empfang solcher Summen wäre dem Ehrgefühl eines unbescholtenen Mannes unerträglich erschienen; Mirabeau setzte sich mit dem Entschuldigungsgrund darüber hinaus, daß an seiner politischen Haltung nichts dadurch geändert werde. Insoweit er, ohne seine Popularität zu gefährden, dafür wirken konnte, war er längst ein Anwalt der königlichen Prärogativen. De la Marck erzählt von seinem Freunde, daß er seit lange schon die Lage des Königs viel drückender als dieser selbst empfand[1]). Ludwig XVI., der geborne Monarch, betrachtete die Verminderung seiner Verantwortungen als einen persönlichen Gewinn. Wenn Frau von Staël voraussetzt, daß es einem König nicht möglich sei, in Machtlosigkeit sich zu ergeben, so urtheilt sie nach dem persönlichen Gefühl[2]). Der Enkel Ludwigs XIV. würde in jede erträgliche Lage gewilligt haben. Mirabeau dagegen wollte ein starkes Königthum, nicht minder zur Zeit als er, von der Monarchie zurückgestoßen, seine Popularität durch Opposition gegen sie schuf, als jetzt wo er sich zahlen ließ, um, wenn das

[1]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 150. A. Sorel, L'Europe et la Révolution française, II, Les plans de Mirabeau, 39, 46.

[2]) Madame de Staël, Considérations, XI, 336.

überhaupt noch möglich war, den Thron zu retten. In dieser zu spät eingegangenen Allianz war merkwürdiger Weise der Theil der aufrichtige, der seinen Kopf dabei riskirte; die Halbheiten, der Mangel an Vertrauen, die verletzenden Einschränkungen, die beständige Unentschlossenheit waren auf Seiten derjenigen, die dem Verderben entrissen werden sollten. Man weiß wie Mirabeau von der Begegnung, die ihm Marie Antoinette am 3. Juli 1790 zu St. Cloud gewährte, als enthusiastischer Verehrer der Königin, „des einzigen Mannes, den der König zur Seite habe", wiederkehrte, wie er stets darauf zurückkommt, daß um ihr Leben zu retten, auch ihre Krone gerettet werden müsse. Mit der einen sei auch das andere verloren. Aber die in ihrer Wahl nicht vorsichtige und eben deswegen so oft getäuschte Fürstin zeigte sich keines bleibenden Vertrauens mehr fähig. Ein Beweis dafür war gerade die Herzogin von Polignac, die sich ihrer Gunst nicht mehr erfreute, als der Haß des Pöbels sie zwang, deswegen ins Ausland zu fliehen [1]). Man hätte glauben sollen, daß wenigstens Graf Mercy, der treubewährte Diener ihrer kaiserlichen Mutter und ihr eigener Freund und Berather seit ihrer frühen Jugend, dieser wechselnden Gesinnung nicht unterworfen war. Aber wir wissen durch die Königin selbst, die es 1792 gegen die Herzogin von Tourzel äußerte, daß sie Mercy der Gefühllosigkeit mit ihrem Schicksal zieh und nicht minder von ihm als von ihrem eigentlichen Vertrauten, dem Baron Breteuil, getäuscht worden zu sein versicherte. Breteuil, sagt sie, habe sich stets nur durch Selbstsucht bestimmen lassen [2]). Wenn auch die Härte solcher Urtheile zum guten Theil auf Rechnung des Unglücks zu setzen ist, so hatten Necker und selbst La Fayette, dem die Königin in besseren Zeiten gewogen war, die gleiche Wandlung der Stimmung erfahren. Necker war durch alle Stadien der Gunst und

[1]) Duc de Lévis, Souvenirs et Portraits, 134.
[2]) Duchesse de Tourzel, Mémoires, II, 106.

Ungnade gegangen[1]). Die unüberwindliche Abneigung, der instinktive Widerwille, den Marie Antoinette seit Beginn der Revolution gegen La Fayette empfand, hat keine geringe Rolle in derselben gespielt. In diesem Punkt wenigstens schien die Uebereinstimmung zwischen ihr und Mirabeau gesichert. Dennoch verhinderte diese Abneigung nicht, daß, während schon die Verhandlungen mit Mirabeau im Gang waren, der König sich durch feierliches Versprechen verpflichtete, in allen constitutionellen Fragen La Fayette sein volles Vertrauen zu schenken[2]). Wie die Minister über die Verhandlungen zwischen diesem und der Krone, so wurde jetzt wieder Mirabeau über die Tragweite der damaligen Beziehungen des Königs zu La Fayette in Unkenntniß gelassen, versuchte aber aus eigenem Impuls und wohl wissend, daß man auch Gegner verwerthen müsse, ihn für seine Politik, für die Vereinigung ihrer Kräfte zur Rettung des Staates zu gewinnen[3]). Es gelang ihm ebensowenig als sich des Vertrauens Ludwig's XVI. und der Königin völlig und dauernd zu versichern. So blieb denn nichts als das ungeheure Wagniß, die Monarchie trotz des Hofes, die Freiheit trotz der Jakobiner, die sociale Hierarchie trotz des Adels, und im Augenblick, wo Edmund Burke Frankreich politisch „aus dem europäischen System getilgt" erklärte und sein Manifest gegen die Revolution vorbereitete[4]), diese Revolution vor sich selbst zu retten. Der Titanenkampf begann während der Verhandlungen über das Recht Krieg und Frieden zu schließen, zu welchen die Kriegsgerüchte Anlaß gegeben hatten. Mirabeau wollte den

---

[1]) Léouzon-Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, 116, 117, 125.

[2]) Droz, Histoire de Louis XVI, III, 194—195. La Fayette, Mémoires, II, 449 u. ff.

[3]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, II, 1—7, 15, 19—22. La Fayette, Mémoires, II, 367.

[4]) Die Rede von Burke, welche die angeführte Stelle enthält, ist vom 9. Februar 1790; seine Betrachtungen über die französische Revolution folgten im November.

Frieden. Er hatte längst erkannt, daß der Krieg eben diesen Jakobinern, die sich noch gegen ihn sträubten, die Herrschaft bringen mußte. Aber er verlangte Vertheidigungsmittel für die Regierung zur Wahrung einer starken Defensive und Uebertragung des „Volksrechtes über Krieg und Frieden" durch die Assemblée an den König, unter der Bedingung der Geldbewilligung durch die Volksvertretung und der Ministerverantwortlichkeit. Am andern Tag bedeckte sich Paris mit Flugschriften und Zeitungen, die den „großen Verrath des Grafen Mirabeau" verkündeten. Die Linke legte ihre Sache in die Hände von Barnave; die Rechte fand in Maury einen Wortführer, der sich diesmal übertraf. Aber Mirabeau siegte, wenigstens in so weit, daß nur auf den Antrag des Königs und mit seiner Sanktion künftig die Nationalversammlung über Krieg und Frieden beschließen sollte. An jenem Tag stand La Fayette zu Mirabeau; die Größe dieses rednerischen Triumphes vom 22. Mai hat letzterer nicht mehr überboten, aber auch der politische Sieg blieb ein unvollkommener und vereinzelter. Das zeigten schon die Ereignisse der nächsten Wochen, die Debatte über die Civilconstitution des Klerus, an welcher sich Mirabeau nicht betheiligte, und die Abschaffung des Adels als Vorbereitung zum großen Verbrüderungsfest der Freiheit und Gleichheit, der Föderation, das am Jahrestag des 14. Juli in Paris begangen werden sollte.

Wie in der Nacht des 4. August seine Privilegien, so opferte am 19. Juli der Theil des Adels, der die Revolution begonnen hatte, ihr ohne Zögern was noch zu opfern blieb, die äußern Ehren, Titel, Wappen und Auszeichnungen. Selbst Namen, die zuweilen auf vielhundertjährigen Besitz zurückführten, sollten abgeschafft, die Montmorency künftig Bouchard, die Mirabeau Riquetti heißen. „Sie haben während vier Tagen ganz Europa verwirrt", entgegnete letzterer barsch dem Journalisten, der ihn Riquetti l'Aîné genannt hatte, und wählte den

Augenblick, um seine Bedienten in Livrée zu kleiden[1]). Im Gegensatz zu A. de Lameth, Noailles, dem jungen Mathieu de Montmorency, La Fayette, der dem König noch besonders zur Abschaffung des Adels gerathen hatte, betonte er die Macht der Erinnerung, die Unmöglichkeit, in dieser Beziehung den wahren Begriff des Adels zu zerstören[2]). Die Gleichheit vor dem Gesetz müsse gesichert bleiben; alles Andere sei nur verstecktes Spiel der Eitelkeit. Mirabeau sah ganz richtig, und schon die nächsten Verhandlungen bewiesen wie verkehrt es war, gegen Dinge anzukämpfen zu wollen, die, weil in der menschlichen Natur selbst begründet, stets unter der einen oder andern Form wieder auftauchen. Statt die bestehenden Auszeichnungen aufzuheben, brachte schon der Marquis von Condorcet in Vorschlag, es solle Jedem freistehen, sich dieselben anzueignen, und Napoleon hat später den Mißgriff der Constituante durch Schöpfung eines Militäradels in seinem Interesse wieder gut zu machen gewußt.

Noch viel weittragendere Consequenzen als dieses Dekret, das Necker vergebens zu verhindern suchte[3]), hatte das nun folgende über die Kirchenverfassung.

Es ist gesagt worden aus welchen Gründen die Bewegung, die zur Berufung der Generalstaaten führte, den Pfarrklerus auf ihrer Seite fand. Von Anfang an waren die Beweise seiner Hingebung und Sympathie für die volksthümliche Sache so unzweideutig und entscheidend, daß nichts leichter gewesen wäre, als ihr diese Sympathien zu erhalten. Das schwierigere Problem war unzweifelhaft jenes, seine Allianz zu verscherzen und den französischen Priester in einen Gegner zu verwandeln. Das Jahr 1789 war noch nicht zu Ende, so hatte die Nationalversammlung das Problem gelöst. Und diesmal lag die

---

[1]) Duc de Lévis, Souvenirs et Portraits, 209.

[2]) Lettres de Mirabeau à un de ses amis d'Allemagne, 519. Mirabeau an Mauvillon, 4. August 1790.

[3]) Necker, Mémoire au roi, Mai 1790. Oeuvres complètes.

Schuld nicht nur an der Kurzsichtigkeit ihrer philosophischen Theoretiker, sondern in der Begegnung ihrer Doktrinen mit andern Einflüssen und Beweggründen.

Die politischen Tendenzen der Zeit, ihr nivellirendes Gleichheitsideal mußten mit einer auf Autorität beruhenden Organisation wie die katholische Kirche in Widerspruch gerathen, auch ohne daß die „Conspiration des Atheismus" ihr dabei zu Hülfe kam. Sobald man den Gedanken festhält, daß es sich 1789 in Frankreich durchaus nicht um Freiheit, nicht um Achtung der Rechte Aller, nicht um ungehinderte Entwicklung der geistigen und materiellen Kräfte der Nation, sondern um Durchsetzung einer ganz speciellen Theorie zur Begründung der Massenherrschaft, und um dieser die Wege zu bereiten, um Einführung der vollständigen administrativen Centralisation und socialen Gleichförmigkeit handelte, dann mußte es, früher oder später, zum Kampf mit Allem kommen, was außerhalb eines solchen Systems noch Anspruch auf Selbständigkeit erhob.

Einer solchen Auffassung des gesellschaftlichen Zustandes konnte die Vernichtung des Klerus als Stand nicht genügen; sie mußte weiter gehen und eine Umgestaltung der Kirchenverfassung selbst vornehmen.

Nur die Vergangenheit der gallikanischen Kirche vermag zu erklären wie es kam, daß gerade in diesem Punkt die zerstörenden Kräfte der Revolution sich mit den reformirenden Bestrebungen in dieser Kirche selbst begegneten.

Durch das Concordat von 1516 hatte Papst Leo X. um den Preis großer materieller Vortheile für die Curie das bis zu diesem Zeitpunkt von der gallikanischen Kirche durch ihre Kapitel ausgeübte Ernennungsrecht ihrer Bischöfe und hohen Würdenträger der französischen Krone ausgeliefert. Von dieser Zeit an datirt die anfangs dem Klerus widerwillig aufgedrungene, später von ihm acceptirte Allianz mit der Monarchie. Die Geistlichkeit unterstützte die Macht der Krone, begründete im Verein mit ihr die Einheit des Reichs und erhob durch ihren

großen Lehrer die Doktrin von der durch keine irdische Macht, sondern nur durch göttliches Recht beschränkten Fürstengewalt auf die Höhe einer ausgebildeten Theorie, die sich stark genug erwies, um unter Ludwig XIV. zu Gunsten des Königs gegen Rom selbst in Anwendung gebracht zu werden[1]).

Die Krone ihrerseits beraubte zwar die Geistlichkeit nach und nach aller ihrer Souveränetätsrechte und politischen Selbstständigkeit, ließ ihr aber dafür Glanz und Reichthum, entschädigte sie für den Verlust ihres früheren Einflusses durch Berufung zu den wichtigsten Aemtern im Staat und belohnte ihre Hingebung für den Gedanken der politischen Einheit des Reichs mit Aufrechthaltung der religiösen Einheit im Glauben. Derselbe Monarch, der Avignon besetzte, gegen den Papst an ein allgemeines Concil appellirte und seinen Nuntius gefangen nehmen ließ, verfolgte die Häresie und widerrief das Edikt von Nantes. Den Höhepunkt der Allianz zwischen Monarchie und Kirche in Frankreich bezeichnet die Regierung Ludwig's XIV. in ihrer Blüthe[2]). Schon damit ist gesagt, daß von diesem Zeitpunkt an auch der unvermeidliche Rückschlag eintreten mußte. Die Bedeutung der gallikanischen Kirche beruhte nicht nur auf äußerer Machtstellung, sondern vielmehr darauf, daß sie, einst die Lehrerin der Christenheit, eine große wissenschaftliche Doktrin und die theologische Schule geschaffen hatte, der sie den Namen gab und durch ihre berühmtesten Doktoren und Gottesgelehrten aufrecht erhielt. Die alten gallikanischen Doktrinen befanden sich im schroffen Gegensatz zu den Lehren, deren Träger später der Jesuitenorden wurde, und als der Kampf gegen die äußern Feinde, die Protestanten und Hugenotten, sich auf theologischem Gebiet zu erschöpfen begann, brachen die Streitigkeiten im Schoß der französischen Kirche selbst aus, bei welchen die ausgezeichnetsten Geister der Nation, und nicht nur Bi-

[1]) Bossuet, La politique tirée de l'Écriture sainte.
[2]) S. hier Kapitel IV, 254—257.

schöfe und Theologen wie St. Cyran, die Arnauds, Bossuet, Fenelon, sondern auch Laien von der genialen Größe eines Blaise Pascal, von der dichterischen Bedeutung eines Racine sich betheiligten. Auf das theologische Gebiet blieb der Kampf nicht beschränkt. Gewohnt in die religiösen Streitigkeiten sich zu mischen und einzugreifen, wo es galt, Angriffe von Außen abzuwehren und die Häresie zu bewältigen, griff die weltliche Macht auch jetzt ein und ließ zu Gunsten der jesuitischen Lehren, die das Ohr des Königs durch seine Beichtväter gewonnen hatten, ihren Gegnern, den Gallikanern und Jansenisten, den ganzen Druck der religiösen Verfolgung empfinden. Ludwig XIV. starb, die Verfolgung aber lebte fort und erstickte alles geistige Leben in der Kirche.

Aeußerlich zwar wurde die Ruhe wieder hergestellt, aber es war die Ruhe eines Kirchhofs. Die Vornehmen und Gebildeten unter dem Klerus verweltlichten im Genuß, in der politischen Intrigue, zu oft auch in den Verirrungen eines sittenlosen Lebens. Das Feld der Theologie lag brach. Der Geist des Widerstandes lebte in den Parlamenten fort und verwies die französische Magistratur auf jene politische Opposition, die gegen ihre Absicht die Revolution vorbereitete.

Für die Urheber dieser Zustände blieb die Vergeltung nicht aus. Die Aufhebung des Jesuitenordens war vor Allem das Werk der Parlamente, der Vergeltungsakt der jansenistisch gesinnten Magistratur. Die Wunde aber, die dem französischen Gewissen geschlagen worden war, sollte sich nicht wieder schließen. Die erzwungene Orthodoxie wurde zur unwissenden Gleichgültigkeit; die Unterdrückung der Freiheit erzeugte Heuchelei. Durch die offene Bresche hielten die materialistischen Doktrinen ihren Einzug. Aber das religiöse Bewußtsein war, wenn auch zurückgedrängt und zum Schweigen verurtheilt, so doch nicht erstorben. Den destruktiven Lehren, welche die überwiegende Mehrheit der Gebildeten beherrschten, setzte das Volk die Ausübung der bescheidenen Tugenden entgegen, welche die

Civilisation bewahren und die Nationen erhalten, während in den Seelen einzelner gelehrter Theologen und frommer Laien die alte gallikanische Doktrin, die strenge jansenistische Praxis mit jener zähen Lebenskraft, wie sie allen verfolgten Ueberzeugungen eigen ist, sich erhielt.

Nun aber, wo im staatlichen und bürgerlichen Leben alle Fesseln fielen und Freiheit, wenn auch nicht das Ziel, so doch die Losung war, erschien nichts natürlicher, als daß auch innerhalb der Kirche die so lang bedrückten Elemente den Augenblick für gekommen erachteten, das Recht freier Bewegung für sich zu beanspruchen und einen Zustand herzustellen, der die Wiederkehr tyrannischer Willkür und des erlittenen Zwanges ausschloß. Dies erklärt die Betheiligung aufrichtig religiöser Männer wie Lanjuinais, des Advokaten Camus, der auf dem Gebiet des kanonischen Rechts dem Klerus als Autorität galt, seiner Collegen Treilhard, Freteau, Durand-Maillane, an den Arbeiten des Comités für kirchliche Angelegenheiten, aus welchen die Civilconstitution des Klerus hervorging. Ihnen war es aufrichtig um Reform, um Rückkehr zur Reinheit apostolischer Zeiten zu thun. Inmitten ihres, jeder Tradition feindlichen Geschlechtes, dessen Ideal darin bestand, Alles von Grund aus zu erneuern, griffen sie allein auf frühere Rechtszustände zurück und forderten die alte Verfassung der gallikanischen Kirche.

Dabei übersahen sie, in welchem Augenblick und vermittelst welcher Bundesgenossen sie ein solches Ziel zu erreichen suchten. Ein erfahrener Politiker, der spätere Schwiegersohn von Frau von Staël, hat vor Kämpfen gewarnt, die der Mitwirkung aller zweifelhaften Elemente gewiß sind, während die ordnungsliebenden, ruhigen Leute erschreckt und in Folge dessen auf die gegnerische Seite gedrängt werden[1]). Einen solchen Kampf begannen die Jansenisten und Gallikaner der Constituante. Die Linke kam

[1]) Duc de Broglie, Notices biographiques inédites, citirt bei Thureau-Dangin, Histoire de la Monarchie de Juillet, I, 213.

ihnen bereitwillig entgegen, denn kraft derselben Bestimmungen, durch welche ein Camus oder Gregoire das Christenthum der ersten Jahrhunderte wiederherzustellen hoffte, setzten die Jakobiner das Princip der Volkssouveränetät, der Omnipotenz des Staates, auch in der Kirche durch, und während sie vom römischen Stuhl Wiederherstellung alter Prärogativen der gallikanischen Kirche verlangten, griffen sie selbst eigenmächtig in das Kirchenwesen ein.

Denn nicht nur daß, durch die Abgrenzung der Diöcesen nach den 83 neuen Departements, 53 von den bisherigen 136 Bischofsitzen wegfielen; auch der Wahlmodus wurde eigenmächtig geändert, indem die Wähler jedes Distrikts künftig den Pfarrer, die Wähler des Departements den Bischof ernennen sollten. Zur Ausübung dieses Wahlrechts war es aber keineswegs nothwendig, Katholik zu sein. Das Anhören einer Messe genügte, um dazu berechtigt zu werden. Alle Kapitel und die geistliche Gerichtsbarkeit wurden aufgehoben. Die Bischöfe hatten künftig dem Papst ihre Ernennung mitzutheilen, die kanonische Einsetzung bei ihm nachzusuchen war ihnen aber verboten, und er verlor das Recht der Dispensationen. Jeder Erwählte hatte der Nation, dem König und der Verfassung den Eid der Treue zu schwören. Dazu verlangte Robespierre die Aufhebung des Cölibats, und Barnave erklärte die klösterlichen Gelübde für eine Verletzung der Menschenrechte. Die Erwägung, daß die Durchsetzung solcher Bestimmungen den Klerus von der Sache der Revolution trennen und gerade Diejenigen, die ihr die größten Opfer entgegengebracht hatten, zu Gegnern machen mußte, reizte die Jakobiner, statt sie bedenklich zu machen. Denn ungleich willkommener als die Bundesgenossenschaft der Kirche war ihnen die Aussicht auf ihre Zerstörung.

Selbst jetzt noch versuchten nicht nur der König[1]), sondern

[1]) Chauvelot, Lettres de Louis XVI, Louis XVI. à Pie VI. 2 Juillet 1790.

auch Bischöfe, unter ihnen der edle Boisgelin, Erzbischof von Aix, Cicé, Erzbischof von Bordeaux und Siegelbewahrer, und Priester von der versöhnlichen Stimmung des Abbé de Montesquiou, obwohl sie die Civilconstitution nicht in allen ihren Bestimmungen guthießen, doch auf Grund einzelner weiser und nützlicher Anordnungen derselben eine Verständigung mit dem französischen Episkopat und mit Rom herbeizuführen. Sie erreichten wenigstens so viel, daß der milde Pius VI. sieben Monate lang, von der am 24. August erfolgten Sanktion der Civilconstitution durch den König bis zum 10. März 1791 zögerte, bevor er die Verurtheilung derselben aussprach.

Um volle zehn Monate früher, seit Mai 1790, beantworteten verschiedene französische Provinzen das Eingreifen der Nationalversammlung in die innere Organisation der Kirche mit dem Bürgerkrieg. Das Landvolk, als es sah, daß die bisher gutverwalteten oder billig verpachteten geistlichen Güter in die Hände von Spekulanten geriethen oder ihm durch die neuen Besitzer entzogen wurden, sandte Petitionen gegen den Sturz der katholischen Religion an die Nationalversammlung und griff, als diese erfolglos blieben, zum bewaffneten Widerstand.

Im Elsaß, in der Bretagne, vornehmlich aber im Süden, in der Provence, in Aix, in Marseille, in Nimes, in Montauban kam es zum Blutvergießen, zu mörderischen Kämpfen zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen den Anhängern der Revolution und ihren Gegnern, den Neuerern und den Reaktionären[1]).

Die Constituante, für die das Volk nur dann souverän war, wenn es mit der jakobinischen Majorität ging, beantwortete diese Kundgebungen des nationalen Willens mit der Veräußerung, oder richtiger gesagt, mit der Verschleuderung

[1]) Taine, Origines, etc. La Révolution, I, 322 u. ff. René Lavollée, L'Église et la Constituante. Correspondant, Septembre 1873.

alles noch nicht verkauften Kirchengutes, mit der officiell ins Werk gesetzten Plünderung von Kirchen und Sakristeien, Klöstern und Stiftern, und mit Vollendung der Civilconstitution. Nun bemächtigte sich die Ueberzeugung, daß es sich um nichts anderes als um eine Verschwörung gegen die Religion überhaupt handle, mit unwiderstehlicher Macht des gläubig gebliebenen Theils der Nation. Von neuen kirchlichen Reformen war nicht mehr die Rede, sondern angesichts der äußern Gefahr schlossen sich die Reihen um so fester. Was das bei so Vielen erschütterte religiöse Bewußtsein nicht mehr vermocht hätte, that jetzt das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Standesehre. „Wir haben uns 1791 wie wahre Edelleute benommen", äußerte später der Erzbischof von Narbonne; „denn von den meisten unter uns kann man nicht sagen, daß wir es aus Religion gethan haben" [1]). Es fanden sich später nur fünf Bischöfe, unter ihnen drei der übelberufensten Mitglieder des französischen Episkopates, Talleyrand, Loménie de Brienne und Jarente, zur Annahme der Civilverfassung des Klerus bereit. Unter den Herausforderungen der Linken, in Erwiderung auf die Drohungen von Mirabeau, sprach der Gallikaner Montlosier das Wort, das die Debatten dreier revolutionärer Versammlungen nicht in Vergessenheit brachten: „Ihr jagt die Bischöfe aus ihren Palästen; sie werden in die Hütten des von ihnen genährten Armen gehen. Ihr beraubt sie ihrer goldenen Kreuze; sie werden deren hölzerne finden; ein Kreuz von Holz hat die Welt erlöst" [2]).

In Widerspruch mit ihren feindlichen Betheuerungen vollständiger Freiheit und Toleranz in religiösen Dingen griff die Assemblée zur Gewalt und zwang am 27. November 1790 alle Priester, bei Strafe sofortiger Entlassung aus ihrem Amt und Verfolgung als öffentlicher Ruhestörer, wenn sie dasselbe dennoch

[1]) La Fayette, Mémoires, III, 56. A. Sorel, L'Europe et la Révolution française, II, 119 u. ff.

[2]) Bardoux, Le Comte de Montlosier, 37. Die Worte stehen auf seinem Leichenstein.

ausübten, den Eid auf die Constitution, mit Einschluß der Civilverfassung des Klerus[1]) zu leisten. Von diesem Beschluß datirt das Schisma in der französischen Kirche, das sich nicht auf sie beschränkend, die ganze Nation spaltete und das Verderben beschleunigte. Widerwillig, unter dem Druck der Assemblée, den Drohungen der Tribünen und des Aufstands, nach vergeblichen Versuchen, eine Entscheidung von Rom zu erlangen, gab Ludwig XVI. endlich nach und unterzeichnete am 23. Dezember das Dekret vom 27. November 1790. Auf diesen Schritt, der ihn in Zwiespalt mit seinem Gewissen brachte, lassen sich seine Fluchtgedanken, seine Pläne zurückführen, mit Hülfe des Auslands wieder Herr in Frankreich zu werden[2]). „Lieber König in Metz als unter solchen Bedingungen Beherrscher von Frankreich", sagte er damals zum Grafen Fersen.

Das vernichtende Gefühl von der Unhaltbarkeit seiner Lage überkam ihn an jenem Apriltag 1791, an welchem eine wüthende Menge ihn zwang, die Fahrt nach St. Cloud aufzugeben, wohin er sich, nachdem die Verurtheilung der Civilconstitution durch den Papst nun doch erfolgt war, in der Absicht begeben wollte, seine österliche Andacht bei einem nicht beeidigten Priester zu verrichten. Er war von dem Augenblick an verloren, wo er am 29. November 1791 dem Dekret der Legislative das Veto verweigerte, das von der bis dahin schweigend geduldeten zur offenen Verfolgung überging und über alle eidverweigernden Priester Gehaltsentziehung und Ausweisung verhängte. Zwei Drittel des katholischen Klerus wurden von den Strafgesetzen betroffen; die Gefängnisse füllten sich mit Priestern. Ungefähr 28 000 derselben wurden deportirt[3]), andere gingen freiwillig in die Verbannung. Man rechnet, daß 2183 Personen, Priester,

[1]) Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 230, Note 1.

[2]) Der König zu Fersen, bei Droz, Histoire de Louis XVI, III, 299 und 320 u. ff. Mémoires de Bouillé, IX u. X. A. Sorel, L'Europe et la Révolution française, II, 128.

[3]) De Pradt, Les quatre Concordats, II. 34.

Mönche und Nonnen, während der Revolution ihres geistlichen Standes wegen ums Leben kamen [1]).

Es gereicht der Verfasserin der Considérations zur Ehre, diesmal keinen Augenblick gezögert zu haben, sondern auf Seite der Opfer getreten zu sein. Das Gerechtigkeitsgefühl, das die Besitzfrage nicht zu wecken vermocht hatte, brachte die Verfolgung zurück. „Verderblicher Irrthum", schreibt Frau von Staël, „von Priestern einen Eid im Widerspruch mit ihrem Gewissen zu verlangen, und sie zu bestrafen, wenn sie ihn verweigerten... Das hieß die politische an die Stelle der religiösen Intoleranz setzen und Ehre und Gewissen zum Widerstand herausfordern... Der Priester, der den unter Drohungen von ihm verlangten Eid verweigerte, handelte ungleich mehr als freier Mann, wie Jene, die ihn zu einer Lüge zwingen wollten." Sie übersieht nicht, daß das Schwert der Verfolgung ein zweischneidiges war, und daß, während es Diejenigen traf, die den Eid verweigerten, es zugleich Jene erniedrigte, die denselben leisteten [2]).

Ihre Bemerkung, „daß zwei von den drei Bischöfen, von welchen die Einsetzung des neuen constitutionellen Klerus abhing, im letzten Augenblick nahe daran waren, einem Unternehmen zu entsagen, das Religion und Philosophie einstimmig verurtheilten", ist der erste Hinweis auf eine Episode im Leben von Talleyrand, die obwohl von ihm selbst seinem Freund Dumont erzählt, doch erst verhältnißmäßig spät in die Oeffentlichkeit gedrungen ist.

Als es sich nämlich darum handelte, nebst Talleyrand noch zwei andere Bischöfe zur Weihe von Priestern der constitutionellen Kirche zu finden, theilte Gobel, Bischof von Lida in part., einer

---

[1]) Martyrologe du Clergé français pendant la Révolution, Paris 1840. Abbé Carron, Les confesseurs de la foi dans l'Église gallicane à la fin du XVIII Siècle. Einzelheiten darüber bei Delhos, L'Église de France, Guettée, Histoire de l'Église de France, Sciout, Histoire de la constitution civile du clergé.

[2]) Madame de Staël, Considérations, XII, 363, 409.

der beiden, seinem Collegen von Autun mit, daß der Dritte im Bunde, Miraudot, Bischof von Babylon in part. sich ihnen nicht mehr anschließen wolle. Als Talleyrand das hörte, begab er sich zum letzteren und sagte zu ihm, der Bischof von Lida sei im Begriff, sie beide im Stich zu lassen. Da er wohl wisse, welche Wirkung von Seiten des Volkes diese Weigerung haben werde, so wolle er wenigstens sich persönlich nicht steinigen lassen, sondern dem Verrath von Seiten eines Collegen noch rechtzeitig begegnen. Dabei ließ er den Hahn einer kleinen Pistole spielen, die er während des Gesprächs aus der Tasche gezogen hatte. Die Drohung wirkte, und die Ceremonie fand ohne weitere Schwierigkeiten statt[1]).

Das geschah im Februar 1791. Auch diese Schilderung ist mit Besprechung der kirchlichen Frage den Ereignissen vorausgeeilt. Denn vorerst handelte es sich im Sommer 1790 um Begehung eines Festes, des ersten der Revolution. Am Jahrestag des 14. Juli nämlich wurde auf dem Marsfeld zu Paris die zwar noch unvollendete Constitution am Altar des Vaterlands, in Gegenwart der königlichen Familie, der Nationalversammlung, der Deputirten der Nationalgarde aus allen Provinzen und einer ungeheuren Volksmenge beschworen. Am Altar, zu dessen Errichtung auf hoher Estrade unter andern selbst ehemalige Karthäuser-Mönche und vornehme Damen die Erde auf Schubkarren herbeigeführt hatten, stand zur Einsegnung von Frankreichs verjüngter Fahne und zur Celebrirung der Messe, in pontifikaler Kleidung Talleyrand, Bischof von Autun. Assistent war Abbé Louis, als Baron Louis der berühmte Finanzminister der Restauration. Man erzählte sich später, es seien zwischen beiden cynische Worte an jener Stelle und in jenem Augenblick gewechselt worden[2]). Am Jahrestag des Aufstands, bei

[1]) Dumont, Souvenirs sur Mirabeau, XIX, 276, 277. Jared Sparks, Gouverneur Morris, I, 308. Sainte-Beuve, Talleyrand, Nouveaux Lundis, XII, 12. Madame de Staël, Considérations, XII, 363.

[2]) Sainte-Beuve, Talleyrand, Nouveaux Lundis, XII, 12 u. ff.

der Eidesleistung auf dieselbe Constitution, die ihm in einer Reihe von zwanzigtausend Gesetzesparagraphen und Dekreten[1]) die Macht aus den Händen wand, war der Jubel bei dem Empfang des Königs ganz unbeschreiblich. Die Herzogin von Tourzel nennt dieses Fest der Föderation „den letzten schönen Tag der Königin" und erwähnt, daß Barnave, auf der Rückreise von Varennes, zu Madame Elisabeth geäußert habe, wenn der König die damals herrschende Stimmung benützend, in die Provinzen gegangen wäre, sie alle verloren gewesen sein würden[2]). Die Bemerkung der Herzogin von Tourzel erhält eine weitere, merkwürdige Bestätigung durch den Inhalt eines Briefs von La Fayette an Washington vom August 1790, in welchem es heißt, „das Volk beginne der Revolution nicht minder als der Nationalversammlung müde zu sein"[3]). Baron Staël und seine Gemahlin haben beide als Augenzeugen den Tag geschildert, den Necker's Tochter unter dem Eindruck der herrschenden Exaltation noch immer geneigt war, als den ersten der neuen Ordnung und der gemäßigten Monarchie mitzufeiern, hätte die bange Sorge, die sie in den Zügen ihres Vaters las, nicht vor so unzeitigen Hoffnungen gewarnt[4]).

Thatsächlich stand dieser erste Jahrestag der Einnahme der Bastille seinem Vorgänger an folgenschweren Consequenzen kaum nach.

Die Jakobiner, als sie unzweifelhafte Zeichen des Ueberdrusses an der Revolution wahrnahmen, sammelten ihre Kräfte und verdoppelten ihre Anstrengungen. Camille Desmoulins predigte die Insurrektion; bei Marat kam die Monomanie des Mordes zum Durchbruch. Der berüchtigte Satz: „Fünf- oder sechshundert abgeschnittene Köpfe hätten Euch Ruhe, Freiheit,

---

[1]) Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution, I, 235.

[2]) Duchesse de Tourzel, Mémoires, I, 150.

[3]) La Fayette, Mémoires, III, 138.

[4]) Léouzon-Le Duc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein, 166. Madame de Staël, Considérations, 377—381.

Glück gesichert; eine falsche Menschlichkeit hat Euren Arm zurückgehalten", entstand in jenen Tagen. Marat's Organ, L'Ami du Peuple, verlangte „Steine für Alle, die es noch wagten, royalistische Lehren zu predigen, und nicht nur das Leben der Minister, sondern aller ihrer Anhänger, jener Heloten und Sybariten, der Agenten der Exekutive. Achthundert Galgen und ein riesiger Scheiterhaufen im Tuileriengarten seien die rechte Antwort auf das Werk der Niedertracht und frechen Herausforderung — die Rekonstruktion der Armee" [1]).

Auf diesen Punkt war es denn auch, daß der unfehlbare Instinkt der Zerstörung gerichtet blieb.

Die Vernichtung des Adels hatte ein neues Element der Zwietracht in die Armee geworfen, die Soldaten in Gleichheitsgedanken und in der Auflehnung gegen ihre Vorgesetzten bestärkt, das Offiziercorps in demselben Verhältniß der Revolution ungünstiger gestimmt. Die täglichen Aufforderungen der demagogischen Presse zu Aufruhr und Zuchtlosigkeit, zur Ermordung verrätherischer Offiziere und Durchsetzung der widersinnigsten Forderungen verfehlten ihre Wirkung nicht. Im Juni 1790 nannte Mirabeau die Armee ein Werkzeug der Plünderung und des Verbrechens für Jeden, der das Handwerk im Großen zu betreiben wünsche. Stadt und Land, sagt er, zitterten vor dem Treiben aufrührerischer Soldaten und die Regimenter von Nancy beantworteten das endlich votirte Dekret der Nationalversammlung zur Unterdrückung militärischer Clubs mit der bewaffneten Empörung, die der energische Bouillé mit der von ihm noch treu erhaltenen Garnison von Metz niederwarf. Dieser Sieg der Ordnung blieb aber vereinzelt und die Zersetzung der Disciplin schritt unaufhaltsam weiter. Schon nach dem 14. Juli hatte Rivarol spottend bemerkt, was ehemals einer Armee zur Schande

---

[1]) Marat, Ami du Peuple, bei Droz, Histoire de Louis XVI, III, 247. Taine, Origines, etc. La Révolution, II, Psychologie du Jacobin, 333—334.

gereicht habe, die Desertion, sei zum Anspruch auf militärischen Ruhm geworden[1]). Ein Antrag von Mirabeau auf Entlassung der ganzen Armee und vollständige Neubildung derselben ward verworfen, aber ihre Umgestaltung vollzogen. Sie ließ dem König nur die Ernennung zu den höchsten militärischen Stellen, während sie in allen übrigen Beziehungen die Armee seinem Einfluß entzog. Auf der einen Seite verschärfte man das Disciplinargesetz, auf der andern gestand man dem Heer das Wahlrecht, wenigstens bei Besetzung der niederen Chargen und Einführung von Geschwornengerichten für militärische Verbrechen zu. Höher als die Reorganisation der Armee stand der Nationalversammlung der Zweck, die Leitung der bewaffneten Macht der Regierung zu entziehen und in die eigene Hand zu bekommen. Sie hatte durch Solderhöhung der Gemeinen und andere Zugeständnisse an sie den Boden dafür vorbereitet; es galt nur, auch die finanziellen Mittel zur Ausführung ihrer Versprechungen zu finden.

Die Ausgabe der Assignaten hatte im April begonnen; im August waren dreihundertdreißig von den vierhundert Millionen bereits verbraucht, und das monatliche Deficit bezifferte sich jetzt auf dreißig Millionen, ohne daß weitere Hülfsmittel zu finden gewesen wären. Gewöhnlich erinnerte man sich in solchen Augenblicken der Existenz Necker's. Diesmal aber entwarf das Finanzcomité der Nationalversammlung einen neuen Plan zur Tilgung der schwebenden Schuld, der dem Minister nicht einmal mitgetheilt wurde. Den jungen Finanzkräften der Assemblée galt er nicht nur als überlebt und verbraucht; er langweilte sie, und sie sagten es offen heraus. Es blieb nunmehr die Wahl zwischen der Emission von neuen Assignaten und dem Staatsbankrott. Ueber beide Eventualitäten hatte Mirabeau sich ausgesprochen. Die gewaltige Rede vom No-

[1]) Rivarol, Vorwort zum Petit Dictionnaire des grands hommes de la Révolution.

vember über die furchtbaren Consequenzen eines solchen waren noch unvergessen. Aber auch das Papiergeld galt ihm für ein so gefährliches Auskunftsmittel, daß er es „die cirkulirende Pest" zu nennen pflegte[1]). Dennoch gab er, wie früher den Anstoß dazu, so jetzt den Rath zur Ausgabe von weiteren achthundert Millionen von Assignaten, und zwar diesmal ohne jede andere Sicherheit als Verpfändung und Veräußerung der Staatsdomänen. Viel mehr als die wirthschaftlichen, waren politische Motive dabei maßgebend.

Man stand in finanziellen Dingen wie in allen andern bereits vollständig unter der Herrschaft des Proletariats, und insbesondere des Pariser Pöbels, der nur von solchen Steuern hören wollte, die er nicht zu zahlen hatte, und folglich jedes vernünftige Finanzsystem unmöglich machte. Dazu kamen noch andere Erwägungen. Durch Emission der Assignaten machte man das Vermögen der besitzenden Klassen mehr oder weniger vom Stand der Papiere abhängig, erzwang den Verkauf der Staatsdomänen, verband die Interessen aller neuen Besitzer derselben mit den Geschicken der Revolution und beschleunigte eines ihrer Ziele, die Vertheilung des Bodens in möglichst viele Hände.

Mirabeau gefiel sich in der Täuschung, daß die Assignaten kein Papiergeld, sondern eine Bodenhypothek seien, die Erweiterung des bäuerlichen Grundbesitzes aber eine feste Schutzmauer gegen die Bestrebungen der Anarchie bilden werde. Eine der vielen Noten von Mirabeau an den Hof bezeichnete, Necker's Rücktritt bereits als vollendete Thatsache voraussetzend, seinen eigenen Berather in Finanzsachen, den Genfer Clavières, als dessen Nachfolger[2]).

Diesmal kam Necker seinem Wunsch entgegen. Er richtete eine besondere Denkschrift an die Nationalversammlung, um vor

[1]) Mirabeau, Lettre à Cerutti, Janvier 1789.

[2]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, II, 149—156.

der Ausgabe neuer Assignaten aufs Eindringlichste zu warnen und vorherzusagen, was auch wirklich eintrat, daß nämlich ohne vorhergehende Ordnung des Staatshaushalts auch diese neuen Summen verschwendet werden würden wie die vierhundert Millionen der Kirchengüter. Er fand bei diesem Anlaß Worte politischer Weisheit, um bei Behandlung öffentlicher Angelegenheiten vor allen Abstraktionen und vor der Gefahr zu warnen, Systeme an Stelle der Erfahrung zu setzen[1]). »Le gros bon sens«, sagt er bezeichnend, „jeden Tag möchte ich mit steigender Verehrung vor ihm niederfallen"[2]).

Die Denkschrift, deren Verlesung die Versammlung mit frostiger Gleichgültigkeit anhörte, ist vom 27. August. Am 31. August warf Bouillé die meuternden Regimenter zu Nancy nieder. Die Pariser Demagogie machte in ihrer Wuth darüber Necker für den Sieg der Ordnung verantwortlich. Schon im Juli hatte Marat in einem gegen ihn gerichteten Pamphlet die wahnsinnige Anschuldigung erhoben, Necker beabsichtige mit dem Ergebniß jener niemals gezahlten patriotischen Contribution eines Viertels des jährlichen Einkommens die Aushebung und Bewaffnung von 500,000 Mann zur Unterjochung Frankreichs[3]). Schon früher, gegen Ende von 1789, versicherte Robespierre dem spätern Justizminister Garat, Necker plündere den Staatsschatz; man habe Saumthiere, mit seinem Gold beladen, auf dem Weg nach Genf begegnet[4]). Fortwährend sah sich der erste Minister des Königs zu den demüthigendsten Rechtfertigungen, den vergeblichsten Versuchen gezwungen, gegen niedrige Angriffe den Schutz der Versammlung anzurufen[5]). Nun, in den ersten Septembertagen, kam es dahin, daß La Fayette, während der

---

[1]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même, VII, 448.

[2]) Necker, Du pouvoir exécutif dans les grands États, VIII, 46.

[3]) Pamphlet de Marat contre Necker, Juillet 1790, bei Taine, Origines, etc. La Révolution, II, Psychologie du Jacobin.

[4]) Garat, Mémoires, I, 97.

[5]) Necker, Troisième Ministère, VII, 402.

aufrührerische Pöbel in den Straßen von Paris Rache für die „Metzeleien von Nancy" begehrte, einen seiner Adjutanten zu Necker schicken und ihm bedeuten lassen mußte, auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Er ging nach Saint-Ouen, wo seine Ankunft eine solche Aufregung hervorrief, daß er es gerathen fand, die Nacht außerhalb seines eigenen Hauses, in der Gegend herumirrend, zuzubringen. Erst des Morgens traf er wieder bei seiner tödtlich erschrockenen Gemahlin ein[1]). Er zögerte nun nicht länger, unter dem Hinweis auf seine sinkenden Kräfte und gänzlich erschütterte Gesundheit dem König seine Entlassung einzureichen. Sie war erwartet und wurde unverzüglich angenommen. Man dankte es am Hof dem Minister nicht, daß er noch in allerletzter Zeit die Ernennungen für den Civil- und Militärdienst, sowie die Fortbezahlung der Pensionen auf die königliche Kasse für die Krone zu retten gesucht und der Nationalversammlung Einsicht in das sogenannte rothe Buch, das Verzeichniß der geheimen Ausgaben, standhaft verweigert hatte[2]). Selbst seinen Rücktritt beutete der Parteihaß gegen ihn aus, indem Cazalès ihn als einen Akt der Feigheit brandmarkte, im Augenblick begangen, wo jeder gute Bürger dem Vaterland das Opfer des Lebens schulde[3]). Nicht anders sprach der viel gemäßigtere Ferrières, der das Wort eines andern Beobachters citirt, Necker habe mit einer Wassermühle auf den Schultern stets nach dem Wind geschaut[4]).

Der scheidende Minister hinterließ dem Staatsschatz, als Garantie für seine Verwaltung den Betrag jener zwei Millionen, die ein Jahr früher zum Ankauf von Getreidevorräthen verausgabt worden waren. Es klang wie die bitterste Ironie, wenn der Mann, den der Haß der Rechten und die Leidenschaften der

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI, III, 265, 266.

[2]) Duchesse de Tourzel, Mémoires, I, 167. Madame de Staël, Considérations, XII, 387 u. ff.

[3]) Cazalès, Discours du 16. Oct. 1790.

[4]) Ferrières, Mémoires, II, 135.

Demagogie übereinstimmend für den Ruin des Landes verantwortlich machten, sein Gewissen erforschend, nichts anderes zu bekennen fand, als daß er, der dem Staat stets unentgeltlich gedient habe, sich doch erinnern könne, einmal eine Sendung von Früchten und Karawanenkaffee aus der Provence angenommen zu haben[1]).

In den Aufregungen des Herbstes von 1790 wurde es kaum bemerkt, daß dieses dritte und letzte Ministerium Necker mit der gleichen Episode wie sein erstes schloß. In dem Brief nämlich, worin er der Nationalversammlung Mittheilung von seinem Rücktritt macht, nennt er als einen der Gründe zu diesem Schritt die Angst und Sorge, die eine ebenso tugendhafte als geliebte Gattin um ihn verzehre; er fürchte nicht, fügte er später in der Rechtfertigungsschrift über seine dritte Verwaltung hinzu, den Spott der Gleichgültigen ein zweites Mal herauszufordern, wenn er die Verdienste derjenigen anerkenne, deren unerschöpfliche Wohlthätigkeit den öffentlichen Dank verdiene[2]).

Am 8. September 1790 verließ Necker Paris, um sich mit seiner Frau nach Coppet zu begeben. Frau von Staël begleitete diesmal ihre Eltern nicht. Am 31. August war ihr zweites Kind, der älteste ihrer Söhne, August von Staël, geboren worden, und so mußte sie in mehr als gerechtfertigten Sorgen und Aufregungen um das Schicksal der Ihrigen zurückbleiben. Vier Tage nach Necker's Abreise erhielt sie durch einen von ihm abgeschickten Courier die Nachricht, daß er, obwohl mit doppelten Pässen des Königs und der Nationalversammlung versehen, in Arcis-sur-Aube von einer wüthenden Volksmenge aufgehalten und als Verräther an der nationalen Sache festgenommen worden sei. Es bedurfte eines besonderen Befehls der Nationalversammlung, um die Weiterreise nach der Schweiz zu ermöglichen,

[1]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même, VI, 333, Note.

[2]) Ebendaselbst, VI, 322. Madame de Staël, Considérations, XII, 387 - 396.

während welcher er insultirt, bedroht, von derselben Bevölkerung, die ihm dreizehn Monate vorher vergöttert hatte, mit Steinen geworfen wurde. Zu Vesoul war er in Lebensgefahr. Seine Gleichmuth verleugnete sich nicht und keine Klage kam über seine Lippen, aber der Vergleich mit König Lear drängte sich ihm auf, und vor der unerbittlichen Wirklichkeit sank das Gebilde seiner Phantasie, das gefeierte Idol der früheren Tage — die von Natur aus gute, gefühlvolle Menschheit, und ihre untrügliche Stimme — l'opinion publique — ins Reich der Träume zurück. „Ich weiß nicht", schrieb er, den Barnave als den ersten Mann des europäischen Festlandes bezeichnet, der wirklich das, was man Popularität nenne, besessen habe, „ich weiß nicht, warum die öffentliche Meinung nicht mehr für mich ist, was sie war. Die Ehrfurcht, die ich einst für sie hegte, ist erschüttert, seitdem ich sie vor denselben Menschen zittern sah, die sie kurze Zeit zuvor gerichtet und der Schande überliefert hätte" [1]).

Das Ministerium, an dessen Spitze Necker gestanden hatte, fiel erst im November, zunächst in Folge eines Mißtrauensvotums von Mirabeau; nur Montmorin blieb in einer neuen Zusammensetzung des Cabinets dem König als treuer, aber unentschlossener, der Situation nicht entfernt gewachsener Rathgeber zur Seite. Es blieben, als letzte und einzige Möglichkeit einer Entwirrung der chaotischen Zustände, die Rekonstruktionspläne von Mirabeau. Vom Juni bis zum 3. Februar 1791 entwarf dieser in fünfzig Noten an den Hof die Grundzüge einer Politik, die mit staunenswerther Energie alle Hebel der noch vorhandenen Kräfte des Widerstands in Bewegung zu setzen suchte, um der entfesselten Anarchie Einhalt zu gebieten. Keine Rückkehr zur alten Ordnung, sondern Begründung der Ordnung, keine Aufhebung der Constitution, sondern Herstellung einer

[1]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même, 1791, VI, Vorrede.

Gegen-Constitution, kein Preisgeben dessen, was gewonnen worden ist; kein Zurückkommen auf die Privilegien, die ungleiche Vertheilung der Steuern, die Selbständigkeit der Provinzen, die Existenz der Parlamente, des Klerus und Adels als bevorzugter Stände, wiederholte Mirabeau unabläßig dem Hof und, beinah mit denselben Worten, in seinen Briefen an Washington[1]). Es sei, meinte er, für den König kein geringerer Gewinn als für das Volk, wenn ein einheitliches System der Steuererhebung, Freiheit, aber nicht Strafloßigkeit der Presse, Toleranz in religiösen Dingen, Verantwortlichkeit der Diener der Exekutive, Gleichheit Aller vor dem Gesetz, Controle der Finanzen durch die Nation gesichert blieben. Dagegen, sagt Mirabeau, muß der König die ihm gebührende Autorität wieder erhalten, die Uebermacht einer Faktion gebrochen, der Tyrannei der Hauptstadt über die Provinzen ein Ende gemacht werden. Mit zwei Millionen bewaffneter Menschen läßt sich nicht regieren; die Armee ist desorganisirt, die Nationalgarde dagegen in den Händen der Municipalitäten; dem Volk sind Versprechungen gemacht worden, die Niemand halten kann, den Geschädigten Compensationen in Aussicht gestellt, die ihnen nie zufließen werden. Die Gesetze sind nicht beobachtet, die neugeschaffenen Autoritäten, die Municipalitäten, die Distrikte, die Departements hemmen und befehden sich gegenseitig; die Constitution ist das Werk der Furcht und des Hasses, eine ungeheure Concession an das Volk, um es zu gewinnen, zu verführen, und ihm, statt der Freiheit, ein tyrannisches Joch aufzuerlegen. Auf ewige Dauer berechnet, hat sie thatsächlich nur für den Augenblick gearbeitet. Sie muß umgestaltet und aus ihrem Material die gemäßigte Monarchie aufgebaut werden[2]). Das ist das Ziel. Die Mittel sind, immer nach Mirabeau, Unterstützung und Verwerthung der royalistischen Gesinnung im ganzen Land, durch

[1]) Jared Sparks, Gouverneur Morris, II, 118.

[2]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, II, 209 u. ff. und 223: Notes du 6 et 13 Oct. 1790.

die Presse, durch Clubs, Agenten, Flugschriften, Anwendung der Taktik der Gegner[1]), Befreiung des Königs und seiner Familie aus der Haft von La Fayette und der Pariser Demokratie, aber offen, vor aller Welt, am hellen Licht des Tags, „wie es einem König geziemt, der es bleiben will“[2]).

Der Bürgerkrieg gilt Mirabeau als unvermeidlich, wahrscheinlich auch als nothwendig. Man muß sich nur schlüssig machen darüber, ob man ihn herankommen lassen oder selbst führen will. La Fayette ist machtlos, sobald er versucht sich gegen den Willen des Pariser Pöbels aufzulehnen, aber weil er die Macht desselben nach Außen noch repräsentirt, muß sein Einfluß vernichtet, der General der Pariser Nationalgarde unschädlich gemacht werden. Letzteres geschah auch wirklich und zwar dadurch, daß es Mirabeau gelang, ihm die bisher von der Civilliste gewährten Zuschüsse für seine Privatpolizei zu Anfang 1791 entziehen zu lassen[3]). Die Wirkung dieser Maßregel machte sich so schnell fühlbar, daß Mirabeau nun selbst wieder rathen mußte, den Sturz von La Fayette vorläufig eher aufzuhalten, als vorschnell herbeizuführen[4]).

Vom Oktober ist sein kühner Vorschlag, im Fall es doch noch gelinge, die Wahl von Deputirten zu Ministern durchzusetzen, diese Minister aus den Reihen der Jakobiner zu wählen, denn »les jacobins ministres ne sont pas des ministres jacobins«; zur Macht gelangt, würden selbst sie gezwungen sein, die Autorität des Königs wiederherzustellen. Im Januar betonte er die Nothwendigkeit, die Nationalversammlung in allen ihren Irrungen zu bestärken und so durch sich selbst zu Grunde zu

---

[1]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, II, 78 u. 418.

[2]) Ebendaselbst, II, 34.

[3]) Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 216.

[4]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, III, 9 u. 27, Note du 17 Janvier 1791 und Brief von de la Marck an Mercy vom 26. Januar 1791.

richten. Sie müsse merkwürdige Brillen tragen, schrieb er seinem Freund de la Marck, wenn die Entlassung von zwanzigtausend Pfarrern ihr die Augen nicht öffne[1]). Gleichzeitig that er jedoch gerade in der kirchlichen Frage wieder Schritte, die das Gewissen des Königs erschreckten und allen seinen Bedenken gegen Mirabeau neue Nahrung gaben. In den gesicherten Besitz des königlichen Vertrauens gelangte er nie. Nach wie vor mußte er sich seiner Popularität als Waffe gegen die Reaktionspläne der Rechten, das Mißtrauen des Hofes, den Haß der Jakobiner bedienen. Es war sein letzter großer Triumph, bei Anlaß der Diskussion über ein Gesetz gegen die Emigrirten, mit der berühmten Apostrophe, die den „dreißig Stimmen" zu schweigen befahl, die Pläne seiner persönlichen Gegner, der Lameth, der Duport, der Barnave und ihrer Anhänger zu vernichten. Er wiederholte oft, der Gedanke sei ihm unerträglich, nur an einer großen Zerstörung mitgearbeitet zu haben; um einzureißen, bedürfe es gewöhnlicher Kräfte, auch Pygmäen seien dazu zu gebrauchen; zum Wiederaufbau dagegen brauche man Männer, und es seien keine zu finden. „Ihr werdet Massenmorde, Ihr werdet Metzeleien haben", sagte er einmal auf der Tribüne, „aber nicht einmal die fürchterlichen Ehren eines Bürgerkriegs werden Euch zu Theil werden"[2]).

Die gewaltige Frage, ob Mirabeau im Stand gewesen wäre, den ins Rollen gebrachten Stein aufzuhalten, die Revolution zum Stillstand, den König zum Handeln, die passiven Elemente der Gesellschaft zur Gegenwehr zu vermögen, hat selbst sein bester Freund und aufrichtiger Bewunderer, der hier oft genannte Prinz August von Arenberg, Graf de la Marck, verneinend beantwortet. Mirabeau selbst ist durch alle Stadien der Entmuthigung und der Zuversicht gegangen, je nachdem sein Augenmerk mehr auf

[1]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, II, 360, 365, 370.

[2]) Madame de Staël, Considérations, XII, 413. Dumont, Souvenirs sur Mirabeau, 218 u. ff.

die Schwäche und Unzulänglichkeit der Hülfsmittel und Bundesgenoſſen gerichtet war, oder das Gefühl der unerſchöpflichen Kraft des Genius bei ihm überwog. Vieles, wie die Unterhandlungen des Königs mit Breteuil und Bouillé vom Spätherbſt und Winter 1790/1791, hat er nicht gewußt[1]). Anſcheinend war er nie mächtiger geweſen als im März 1791, nach ſeiner erſten glänzenden Präſidentſchaft in der Nationalverſammlung, nach der Scene im Club der Jakobiner, als Träger des Freiheitsgedankens und Bekämpfer der Anarchie.

Da kam der Tod, und das Problem, ob das monarchiſche Frankreich noch zu retten geweſen wäre, blieb ungelöſt. Mirabeau ſtarb am 2. April 1791.

Der gewaltige Eindruck, den er auf Frau von Staël gemacht, die theilnahmsvolle Sympathie, die er ihr abgerungen hatte, ſteigerten ſich jetzt, wo der Vorhang über dieſes Leben gefallen war, „das die Leidenſchaften umſtrickten, wie die Schlangen des Laokoon", zum patriotiſchen Schmerz. Noch unter dem unmittelbaren Eindruck des Verluſtes feierte ſie den Mann, „der ſtark genug war, von Ordnung zu reden ohne die Furcht vor dem Deſpotismus, von der Sicherheit Aller, ohne den Verdacht zu erwecken, daß er dabei an Ausnahmen zu Gunſten Weniger denke". „Die große Eiche war gefallen", ſchließt der erſte Theil der Conſidérations, „das Uebrige ließ ſich nicht mehr unterſcheiden"[2]).

Daß der erſte Akt des Dramas abgeſpielt war, fühlte Jedermann mit ihr. Bevor der zweite mit jener unerbittlichen Logik folgte, welche die Ereigniſſe ebenſo ſicher aus Doktrinen und Principien, wie die Natur aus dem Samen die Frucht ableitet, ſtellt ſich mit erhöhtem Intereſſe die Frage, wo denn Frau von Staël im Wirrſal der Parteien und Meinungen die

[1]) Droz, Histoire de Louis XVI, III, 327.

[2]) Madame de Staël, Considérations, I, 354 und A quels signes peut-on connaitre quelle est l'opinion de la majorité de la nation, 1792, XVII, 325.

Zeugen aus früheren Tagen, die Freunde des Vaterhauses und der Jugend gefunden hat, vor Allem Solche, deren geistiges Wesen das ihrige mit geweckt und bestimmt hatte, deren Meinung für uns Alle den unvergleichlichen Werth behält, daß sie nicht nur zur Vernunft, sondern zum Herzen spricht und mit unsern theuersten Erinnerungen verwebt bleibt, so daß auf das Einverständniß mit ihr verzichten müssen zu den schmerzlichsten Opfern des Lebens gehört.

Ein Urtheil, das besonders ins Gewicht fallen mußte, war jenes von Gibbon. Im November 1790 erschien die Anklageschrift von Burke, von der noch fünfzig Jahre später geurtheilt worden ist, sie habe das Sündenregister von 1789 erschöpft[1]). Die Wirkung der „Betrachtungen über die französische Revolution" war eine ganz ungeheure; in einem Jahr verkaufte man über dreißigtausend Exemplare dieser Widerlegung der Revolution durch eine andere Revolution, der Verurtheilung von 1789 durch die Rechtfertigung von 1688. Die Entgegnungen der Widersacher vermehrten den Erfolg kaum weniger als die enthusiastischen Lobeserhebungen der Gesinnungsgenossen. Um Burke zu widerlegen, schrieb Thomas Payne „die Menschenrechte", die heute nur noch das geflügelte Wort vor Vergessenheit bewahrt, Burke habe, das Schicksal des französischen Adels betrauernd, „über der Klage um das glänzende Gefieder des sterbenden Vogels vergessen". Der sechsundzwanzigjährige James Mackintosh richtete die Vindiciae Gallicae gegen den Mann, den er bereits wenige Jahre später in reuiger Bewunderung neben Lord Bacon und Cicero stellt[2]). Friedrich Gentz übersetzte damals, von Mirabeau zu Burke sich wendend, seine Schrift als den großen antirevolutionären Katechismus, der die Deutschen im Kampf gegen die Revolution stählen, den Geist der Nation im Einklang mit seiner eigenen Entwicklung von

[1]) Rémusat, L'Angleterre au XVIII Siècle, 393.
[2]) Memoirs of the Life of J. Mackintosh, I, 91.

Frankreich ab und auf England hinüber leiten sollte, „das durch die Stimme eines seiner größten Bürger gewarnt, der Welt die Lehre und das Beispiel der Freiheit erhalte". Auch Gibbon zögerte nicht, es ihm mit warmer Anerkennung zu danken. „Das Buch von Burke", schrieb der große Historiker, „ist das gründlichste Heilmittel gegen die französische Krankheit. Ich bewundere seine Beredsamkeit, ich theile seine politischen Anschauungen, ich schwärme für seine Ritterlichkeit und bin nicht weit davon entfernt, ihm selbst seine Ehrfurcht vor der Staatskirche zu verzeihen" [1]).

Nicht weniger rückhaltlos war die Zustimmung des Baron Grimm, der bis zum Schluß des Jahres 1790 in der literarischen Correspondenz das System bekämpfte, mit dem er seit der Polemik gegen Rousseau vertraut war, und von dem er vorhersagte, es werde, im Fall des Erfolges, die Sache der Menschheit auf lange hinaus in Frage stellen. Als er die „Betrachtungen über die französische Revolution" zu Gesicht bekam, erschien es ihm, als dringe das Echo seiner eigenen Gedanken zu ihm zurück. „Das", schreibt er, „sind die Erwägungen des Philosophen und Staatsmannes, der gewöhnt ist, über die Grundlagen der socialen Ordnung und das Räderwerk, das die politische Maschine in Gang hält, sich Rechenschaft zu geben, ohne sie immer wieder der Gefahr auszusetzen, sich selbst zu desorganisiren und zu zerstören" [2]). Von diesem Zeitpunkt an schweigt die Correspondenz. Grimm mochte fühlen, daß die Politik, die er verwarf, ihre Lebensbedingungen in eben den Erzeugnissen schöpfte, die durch ihn und durch Diderot den Geist und Geschmack der europäischen großen Welt gewonnen und für ihre Theorien geschult hatten.

Zu dem gleichen Schluß wie der kluge, nüchtern und selbst pessimistisch gestimmte Deutsche war der leichtlebige Südländer Marmontel gekommen. Die zu lange festgehaltene Täuschung,

---

[1]) Rémusat, L'Angleterre au XVIII Siècle, 387.

[2]) Grimm, Correspondance littéraire, XV, 233.

daß wenn auch nicht Alle groß, so doch die Meisten gut seien, der naive Glaube, daß der Welt „mit moralischen Geschichten, wie die Inkas und Belisar" geholfen werden könne[1]), wich nun auch bei ihm einer ehrlichen Entrüstung. Gouverneur Morris erzählt, daß, wenn die Diskussionen jener Tage sich in metaphysische Allgemeinheiten verloren, Marmontel strenge Definitionen zu verlangen pflegte, und einmal, nach dem Diner bei ihm, durch Bestehen auf einer solchen in Bezug auf die Menschenrechte, seine Gegner entwaffnet habe[2]).

Und Morris selbst. Dieser Mitbegründer einer Republik hatte, eine Ausnahme unter beinahe allen seinen Zeitgenossen, an seinem Urtheil über Frankreich nichts zu ändern. Die Ereignisse hatten ihn nur darin bestärkt. Der Tod von Mirabeau galt ihm kaum als ein Verlust. Auf seiner Wage sittlichen Werthes waren die Gaben des Genius ohne die Bürgschaft des Charakters gewogen und zu leicht befunden worden. Aber er zahlte eben doch einmal den Tribut menschlicher Irrthumsfähigkeit, wenn er Ersatz für Mirabeau in der Person von Talleyrand zu finden glaubte. Um so klarer spiegelt sich die Situation in den Briefen, in welchen Morris über die Dinge in Frankreich an Washington berichtet. Sie lesen sich noch heute wie eine historische Darstellung und zeigen sich in ihrem vollen Werth, wenn man sie mit zeitgenössischen Correspondenzen, wie unter andern mit den unbedeutenden Depeschen des britischen Gesandten, Lord Gower[3]) oder vollends mit den Briefen vergleicht, die La Fayette an Washington richtete. „Alles was bestand", schreibt dieser im August 1790 seinem großen Freund, „haben wir vernichtet. Vielleicht war es das einzige Mittel, unzählige Hindernisse zu überwinden. Wir haben hierauf eine ganze Menge constitutioneller, legislativer und administrativer Dekrete

---

[1]) Sainte-Beuve, Marmontel. Causeries du Lundi, IV, 516.

[2]) Jared Sparks, Gouverneur Morris, I, 353 und II, 89.

[3]) The Despatches of Earl Gower, Cambridge University press, 1885.

geschaffen; von den letzteren nur zu viele. Glücklicher Weise habe ich die Versammlung von der Nothwendigkeit überzeugt, eine Erklärung der Menschenrechte vorauszuschicken. Die meisten unserer Dekrete sind denn auch damit übereinstimmend. Unsere Irrungen sind meist populärer und spekulativer Art. Wir dürfen rechnen, daß der Einfluß der Monarchie sie in wenigen Jahren und durch eine zweite Convention verbessern werde. Wären wir auf halbem Weg stehen geblieben, es wäre unmöglich gewesen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die Vorurtheile auszurotten. Das war es eben, was den Eifer in mir wach erhielt, alle aristokratischen Einrichtungen bei uns bis auf den letzten Rest zu zerstören" [1]). Wenige Monate später schrieb Gouverneur Morris an denselben Washington: „Dieses unglückselige Land, durch Verfolgung metaphysischer Schrullen in allen seinen Begriffen verwirrt, bietet dem sittlichen Urtheil das Bild angesammelter Ruinen. Der Souverän, zum Gegenstand des Mitleids eines Bettlers herabgerückt, ist ohne Hülfsmittel, ohne Autorität, ohne Freunde. Die Versammlung, zugleich Gebieter und Sklave, ist der Macht ungewohnt, zügellos in der Theorie, in der Praxis roh und unverständig. Sie bemächtigt sich aller Verwaltungszweige ohne auf einen derselben genügend vorbereitet zu sein; sie hat diesem verwilderten, grausamen Volk alle Bande der Religion und der Ehrfurcht gelöst. . . . . So bleibt nur die eine Thatsache fest: eine glänzende Gelegenheit ist versäumt worden und, für dieses Mal wenigstens, ist die Revolution mißglückt" [2]).

Der Empfänger dieser Briefe ließ keinen Zweifel darüber bestehen, mit welchem seiner beiden Correspondenten er übereinstimmte: „Alles was wir aus Frankreich hören", schrieb er an La Fayette, „flößt uns mehr Furcht als Hoffnung ein" [3]).

---

[1]) La Fayette, Mémoires, III, 138. La Fayette an Washington, 28. August 1790.

[2]) Jared Sparks, Gouverneur Morris, II, 117. Morris an Washington, Paris, 22. November 1790.

[3]) La Fayette, Mémoires, II, 118.

George Washington, unter allen Bahnbrechern der Freiheit einer der aufrichtigsten und größten, stand mit dem sichern politischen Instinkt seiner Race zu Edmund Burke.

Die ökonomische Schule, deren Reihen der Tod bereits gelichtet hatte, konnte doch noch zwei altbewährte Kämpfer stellen, den Freund der Familie Necker, Abbé Morellet, und Dupont de Nemours. Morellet richtete ein besonderes „Credo" der Ideen von 1789 gegen den Umsturzapostel Chamfort, und zögerte mit dem Geständniß nicht, daß der Nerv der ganzen Bewegung im Angriff gegen den Besitz liege[1]). An seinen Freund Dupont ist der höchst merkwürdige Brief von Burke nach den Oktobertagen gerichtet, der mit dem Endurtheil über die Wendung der Dinge zwar noch vorsichtig zurückhält, aber doch schon gewichtige Bedenken ausspricht[2]). Dupont, als er sah, wohin die Bewegung zielte, verlor keine Zeit, sich ihr entgegenzuwerfen. Mit Malouet, Lally-Tollendal und Clermont Tonnerre theilte er die Ehre, vom Pöbel insultirt zu werden und setzte insbesondere nach der Affaire von Nancy und während der Diskussionen über die Assignaten seine persönliche Sicherheit zur Aufrechthaltung der Ordnung, des Gesetzes und einer ehrlichen Finanzwirthschaft aufs Spiel. Noch im Jahr 1791 kaufte er eine Druckerei und gründete ein Zeitungsblatt, um in der Presse die Sache der constitutionellen Monarchie fortzuführen, die bis dahin von Mallet du Pan im „Mercure" verfochten worden war.

Zur großen Zahl Derer, die bereits einzulenken suchten, gehörte der erste unter Denjenigen, die Frau von Staël, da sie noch beinah ein Kind war, zu literarischer Arbeit ermuntert hatten, der Abbé Raynal. Malouet, von Sainte-Beuve „der Beichtvater der politischen Convertirten" genannt, erzählt in seinen Memoiren, welche Umstimmung über den bereits achtzigjährigen Verfasser der „philosophischen Geschichte beider Indien" gekommen war,

---

[1]) Morellet, Mémoires, bei Lavergne, Les Économistes français, 370.
[2]) Prior, Life of Burke, II, 41, 42, 43—50.

dessen Sendschreiben an die Nationalversammlung der Zorn der Linken als die machtlose Drohung eines altersschwachen Greises übertäubte. Unter Jenen, die den Augenblick für gekommen erachteten, im Sinn der gemäßigten Ideen zu wirken, war unter andern auch Suard. Der königliche Censor, der den „Figaro", als „ein Produkt schlechten Geschmacks und schlechter Sitten", von der Bühne hatte fern halten wollen, änderte seine Meinung nicht, als die Komödie zur Tragödie umschlug. Pontécoulant berichtet in seinen Denkwürdigkeiten, daß Suard zu sagen pflegte, man müsse keinen Begriff von dem Wesen des Menschen und seiner Geschichte haben, um auf den Gedanken zu verfallen, es ließen sich die exotischen Pflanzen der Demokratie auf die tiefliegenden Wurzeln einer alten Monarchie setzen[1]).

Diese Auffassung vertrat Suard unter Mithülfe von Lacretelle im Journal »Les Indépendants«, das bis gegen Ende 1792, das heißt so lange als überhaupt noch möglich erschien. In der 1791 veröffentlichten Schrift von Montlosier „über die Kunst, eine Nation zu constituiren", die sich die Glückwünsche von Burke erwarb, erkannte Necker seine Ueberzeugungen wieder[2]).

Auch der französische Klerus, auf dessen Bundesgenossenschaft er so große Hoffnungen gesetzt hatte, enttäuschte dieselben nicht. Die besten und erleuchtetsten seiner Mitglieder erstrebten bis zuletzt eine Verständigung mit der Revolution. Vorstand des Seminars von Saint-Sulpice war jener fromme und gelehrte Abbé Emery, den Robespierre nur deshalb nicht hinrichten ließ, weil seine Ermahnungen das Schreien der zum Tode Verurtheilten verhinderten; später hat ihn auch Napoleon nicht zu beugen vermocht. Im Interesse des religiösen Friedens und obwohl bereits Gewalt angewendet worden war, veröffent-

---

[1]) Pontécoulant, Mémoires, I, 106.

[2]) Bardoux, Le Comte de Montlosier und dessen Schrift L'art de constituer les peuples.

lichte Emery noch 1791 die vom versöhnlichsten Geist durchdrungene Schrift „über die Principien der Souveränetät“ [1]).

Eine der besten Leistungen in der angegebenen Richtung aber war Necker's Buch über die Exekutive, das ein Jahr nach seinem Rücktritt und fast gleichzeitig mit der Geschichte seines dritten Ministeriums entstanden, Anfangs 1792 erschien.

In dieser bedeutendsten seiner politischen Schriften gibt Necker die Schilderung und Kritik des Werkes der Constituante. Er verfolgt den Aufbau der Verfassung, die von der Monarchie ausgehend und dieselbe als Staatsform proklamirend, den Thron mit republikanischen Institutionen, mit einer einzigen, übermächtigen, keiner Controle unterworfenen, über alle Regierungsgewalt verfügenden Kammer umgab, bis ihre 745, mit täglich 18 Franken honorirten Deputirten dem König von Frankreich, „als ihrem ersten Commis“ ihre Befehle ertheilten, und er sich gezwungen sah, wenn er eine Gratifikation von hundert Franken gewähren wollte, ihre Einwilligung nachzuholen. Diese ohnmächtige Monarchie, „die zum bloßen Namen geworden, für die Nation bald ein zu kostspieliger Luxusartikel sein werde“, vergleicht Necker mit der Stellung des Präsidenten in den Vereinigten Staaten, mit den Befugnissen der Häupter europäischer Republiken, um zum Schluß zu gelangen, daß die Construirung der Exekutive von den französischen Gesetzgebern einfach vergessen worden sei. Von allen Wogenschlägen des Gleichheitsprincips unterwühlt, des Schutzes der Ehrfurcht beraubt, könne der Thron ohne sociale Hierarchie nicht bestehen. An seine Stelle sei die auf puren Abstraktionen beruhende Volkssouveränetät getreten. Ein Jeder habe sich in Gegenwart des neuen Gebieters gefragt, wie dieser denn am sichersten gewonnen werden könne. Dem französischen Nationalcharakter entsprechend, sei es dadurch gelungen, daß man, vor Allem durch das Dekret vom 19. Juni

[1]) Garnier, Notice sur l'Abbé Emery. Gosselin, Vie de l'Abbé Emery.

1790 über Abschaffung des Adels, seiner Eitelkeit geschmeichelt, und einen ganz falschen Ausgangspunkt wählend, die Freiheit von der absoluten Gleichheit bedingt sich gedacht habe, während thatsächlich jede wirkliche Freiheit durch die schrankenlose Macht der Nationalversammlung vernichtet sei, die selbst wieder der populären Strömung in den Clubs und andern politischen Gesellschaften gehorche[1]).

Die Schilderung stimmt mit jener von Burke überein, aber der Ausweg Necker's aus dem Labyrinth ist nicht der Ausweg von Burke.

Dieser läßt die vielerörterte Frage bei Seite, ob Frankreich eine Verfassung besaß, um dagegen den Beweis zu führen, daß es alle Elemente zu einer solchen, Adel und Kirche, Notabeln und Stände, Corporationen und Bürgerthum, Magistratur und Wehrstand gehabt und zerstört habe. Necker glaubt mit ihm, daß nur der Umsturz gelungen und die Reform gescheitert sei; aber er sucht das Heil, statt in den gegebenen Verhältnissen, im fernliegenden Ideal der brittischen Constitution[2]).

Es verdient bemerkt zu werden, daß der Gedanke des Föderalismus, der als Anklage des Vaterlandsverraths gegen die Gironde geschleudert werden sollte, in der gleichen Absicht dem Einfluß von Paris Schach zu bieten, bei Necker auftauchte. Er hält zwar die Schöpfung von Föderativstaaten in Europa überhaupt nicht für durchführbar und bemerkt insbesondere, „Frankreich bedürfe mehr des Glanzes als des Glückes", neigt aber persönlich entschieden dazu und sagt ausdrücklich, wenn die französische Verfassung sich nicht verbesserungsfähig erweisen sollte, so würde ein Föderativstaat dem gegenwärtigen Zustand

---

[1]) Necker, Du pouvoir exécutif dans les grands États, VIII, 23, 29, 33, 106, 108, 111, 276, 297, 306 und IX, 290, 294, 379, 578, 582. Zu vergl.: Burke, Reflections on the French Revolution, Nov. 1790. Lecky, History of England in the XVIII Century, V, 469—473.

[2]) Necker, Du pouvoir exécutif dans les grands États, VIII, 42, 47, 53, 157 und IX, 290 u. 578.

weit vorzuziehen sein[1]). Gerade in diesem Punkt hat Necker, wie später die Gironde, einen Vorgänger in Mirabeau gehabt. Dieser war so sehr von der Nothwendigkeit durchdrungen, der übermüthigen Tyrannei der Hauptstadt ein Gegengewicht in den Provinzen zu schaffen, daß er an de la Marck schrieb: „Ich bin überzeugt, daß ein großes Reich nur dann erträglich regiert werden kann, wenn es sich in eine Conföderation kleiner Staaten auflöst und das unsrige entweder zu Grunde gehen oder sich so constituiren wird“[2]).

Necker's wohl nur selten mehr befragtes, umfangreiches Werk enthält auch Aufschluß über eine offen gebliebene Frage. Bisher wurden die Anfänge der doktrinären Schule auf Necker und seine Gesinnungsgenossen zurückgeführt; dagegen ist außer Acht gelassen worden, daß der Name dafür von ihm, aber nicht in Anwendung auf sich und seine Freunde herrührt. In der Geschichte seines zweiten Ministeriums nämlich spricht Necker von den „ökonomistischen Doktrinären“[3]), und im Werk über die Exekutive wird „eine kleine Schar von Doktrinären“ — die Häupter des nachherigen Convents — für das Gleichheitsdogma der Revolution verantwortlich gemacht[4]). Bei Littré findet sich die Bezeichnung nicht weiter als bis zur Restauration und einer spottenden Vierzeile von Béranger auf Royer-Collard im Nain jaune, einem Witzblatt aus dem Jahr 1816 zurückgeführt[5]).

Die Gesinnung, die sich bei ihrem Vater und ihren Freunden ausspricht, erscheint bei Frau von Staël, in einer der wenigen gleichzeitigen Meinungsäußerungen, die wir von ihr besitzen,

---

[1]) Necker, Du pouvoir exécutif dans les grands États, VIII, 29, 283 u. 430. Lefer, Necker's zweites Ministerium, 11, Note. Necker, Dernières vues de politique et de finance. Oeuvres complètes, IX, 189.

[2]) Bacourt, Correspondance entre Mirabeau et de la Marck, I, 451. Mirabeau an de la Marck, Paris, 19 Janvier 1790.

[3]) De l'administration de Monsieur Necker, par lui-même, VI, 260.

[4]) Necker, Du pouvoir exécutif dans les grands États, VIII, 285.

[5]) Littré, Dictionnaire, II, 1205.

nicht unwesentlich modificirt. Es ist die Lobrede auf den am 6. Mai 1790 verstorbenen Grafen Guibert, die zwar nicht im Druck erschien, aber von Hand zu Hand ging und bruchstückweise in Grimm's Correspondenz mitgetheilt wurde[1]).

Guibert war ein Offizier von glänzender Tapferkeit. Als Militärschriftsteller hatte er ein Buch geschrieben, das zuerst Friedrich, dann Napoleon ihren Generälen empfahlen, und das Washington seinen Kriegsgefährten nannte[2]). Auch dichtete Guibert Tragödien, die zu Versailles aufgeführt wurden und ihm die Pforten der Akademie öffneten. Sein Versuch, die französische Armee nach dem Muster der preußischen umzugestalten, war, wie bereits erwähnt, mißglückt und hatte dem begeisterten Bewunderer Friedrich's die Ungnade von Oben und die heftigste Gegnerschaft im Heere zugezogen, an welcher seine militärische Laufbahn und dann seine Candidatur für die Generalstaaten scheiterte. Später wurde Guibert, dessen Sympathien der Revolution aufs Lebhafteste entgegen kamen, dennoch Deputirter des Tiers. Da er aber als solcher die Reorganisation des Heeres und eine streng disciplinirte Nationalgarde verlangte, wurde er noch einmal einer der unpopulärsten Menschen in Frankreich und starb bitter enttäuscht im besten Mannesalter. Die Ungunst des Schicksals gegen ihn steigerte bei Frau von Staël die Klage um seinen Verlust. Guibert's ritterliche Verehrung für das unter seinen Augen herangewachsene junge Mädchen hatte ihrer Jugend geschmeichelt; sie vergaß nicht, daß er der erste gewesen war, ihre künftige Bestimmung zu ahnen, und glaubte sein Andenken nicht besser als durch den Ausdruck einer Gesinnung ehren zu können, von der sie wußte, daß sie auch die seinige war.

Im Gegensatz zu den Anschauungen von Necker und seinem Kreise neigt diese Gesinnung stark nach links. Sie mißt nicht die

[1]) Madame de Staël, Éloge de Guibert, XVII, 275 u. ff. Grimm, Correspondance littéraire, Août 1790.

[2]) Comte de Guibert, Essai général de tactique, 1790. Baron Ambert, Le Comte de Guibert, Revue contemporaine, XXVI. 253.

Tiefe des Abgrunds, wie der sterbende Mirabeau; sie spricht nicht mit Burke und Gouverneur Morris den trauernden Verzicht auf die Freiheit aus; sie weiß nichts vom Bekenntniß der Mounier und Malouet, daß ein großes Experiment gescheitert und der Klassenhaß des alten Régime zur Hydra des Parteihasses vervielfältigt worden ist; mit allen Hoffnungen jugendlicher Kraft und Zuversicht steht sie mitten in der Gegenwart, gefällt sich im Kampf und vertraut auf die Zukunft. Vor den Faktionen freilich warnt auch Frau von Staël. Aber sie findet es natürlich, wenn eine Generation, „die von der Knechtschaft zur Freiheit übergegangen ist, nichts so sehr als die Rückkehr zur Sklaverei fürchtet und vor Allem vor der Tyrannei geschützt sein will". Guibert hatte dem König das Recht über Krieg und Frieden nicht zugestanden wissen wollen. Im Gegensatz zu den gemäßigten Royalisten, die in Uebereinstimmung mit Necker und Mirabeau eine schwere Verletzung und Insulte der königlichen Prärogative darin erblickten[1]), ist Frau von Staël in dieser Frage auf Seite von Guibert und nennt die am ursprünglichen Vorschlag Mirabeau's durch die Versammlung vorgenommenen Veränderungen „weise Modifikationen".

Noch schärfer zeigt sich diese vorgeschrittene Tendenz in einem Artikel, der ohne den Namen von Frau von Staël, aber von ihr geschrieben, in dem bereits erwähnten Blatt von Suard und Lacretelle, les Indépendants, erschien. Er beschäftigt sich mit der Frage, wohin die wahre Majorität der Nation thatsächlich neige und entscheidet dieselbe zu Gunsten einer Mittelpartei, welche die Monarchie zwar als nothwendig, zugleich aber die Rückkehr zum Alten für ebenso sträflich als unmöglich, und das Heil in der Aufrechthaltung einer starken gesetzlichen Ordnung erkenne, wie Mirabeau sie sterbend gewollt habe, „um Freiheit und Gleichheit zu retten. . . ." „Es gibt", so argumentirt sie, „nur mehr zwei Parteien in Frankreich, Royalisten und Republi-

[1]) Necker, Du pouvoir exécutif dans les grands États, VIII, 223.

kaner. Warum sollten die Einen zum Schweigen, die Andern zur Heuchelei verurtheilt sein, als handle es sich um eine Knechtschaft oder um ein Sakrilegium. Die Zeit, wo die monarchische Gesinnung eine Art von Religion war, ist für immer vorüber. Der Royalismus bleibt künftig eine Meinungssache, deren Vor- und Nachtheile, wie die jeder andern politischen Institution, gegen einander abgewogen werden. Warum sollten die Einen sie nicht angreifen, die Andern nicht vertheidigen dürfen? Man behandelt sie wie ein Vorurtheil, statt sie zu analysiren wie ein Princip" [1]).

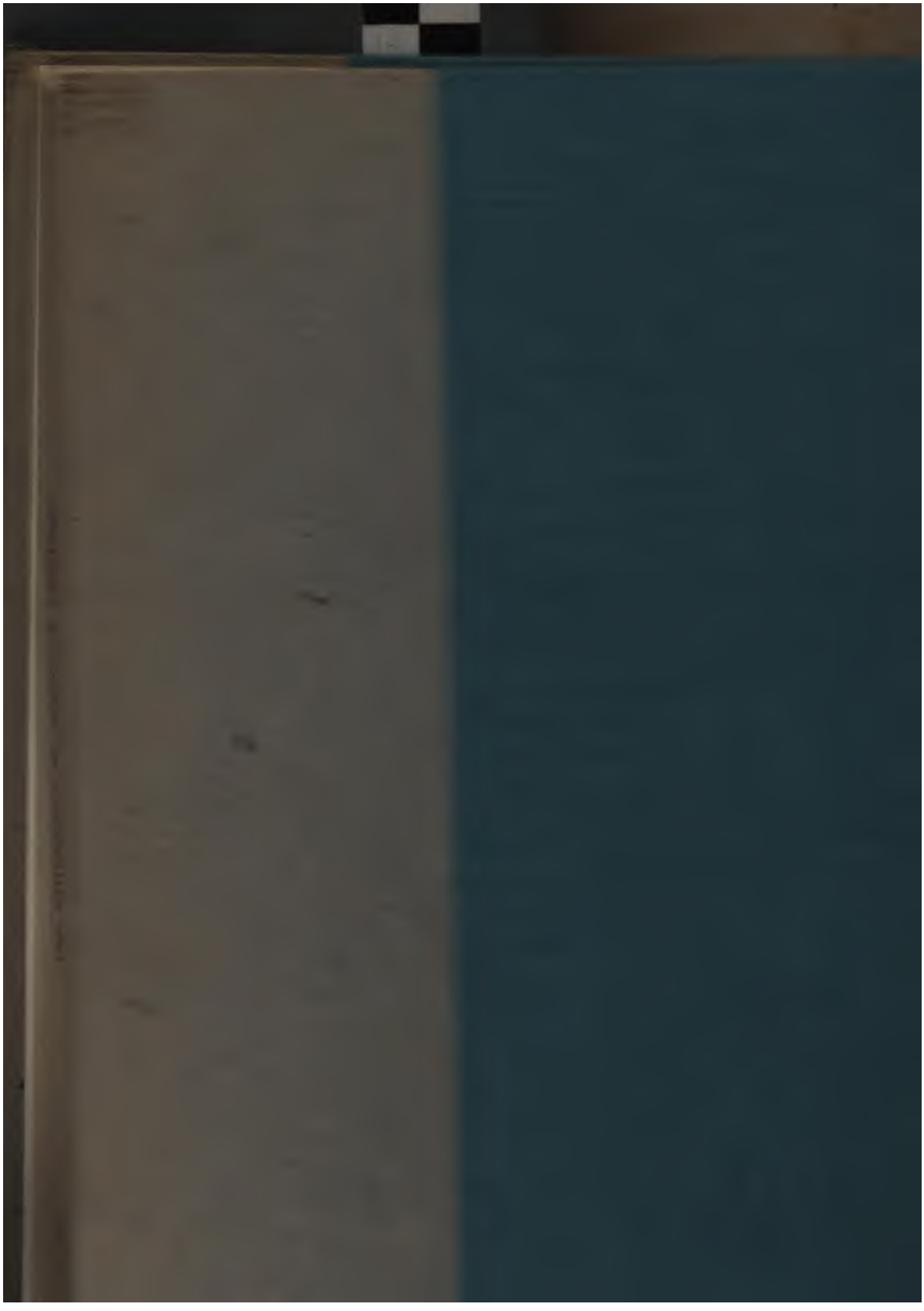
Ihre Auseinandersetzung läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß die Verfasserin nicht viel dagegen einzuwenden hätte, sollte die Entscheidung gegen die Monarchie und für die Republik fallen.

Damit war der Weg vorgezeichnet, den sie, von nun an ohne die mäßigende Gegenwart ihres Vaters, aber dafür von einem Andern beeinflußt, während der neuen Phase der Revolution betreten sollte, die im Frühjahr 1791, kurz vor der Flucht nach Varennes beginnend, mit dem ersten Ministerium der Gironde abschließt. Auf diesen Weg verwiesen nicht nur die Wechselfälle der Politik, sondern auch die ihres weiblichen Schicksals. Der Gedanke an seine Tochter mochte Necker nicht fern gestanden sein, als er, von den französischen Begebenheiten sprechend, meinte, nicht weniger als den Staat hätten sie die Charaktere revolutionirt [2]).

---

[1]) Madame de Staël, A quels signes peut-on connaître quelle est l'opinion de la majorité de la nation? XVII, 318 u. ff.

[2]) Necker, Du pouvoir exécutif dans les grands États, VIII, 436.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02610 4458

270
VM